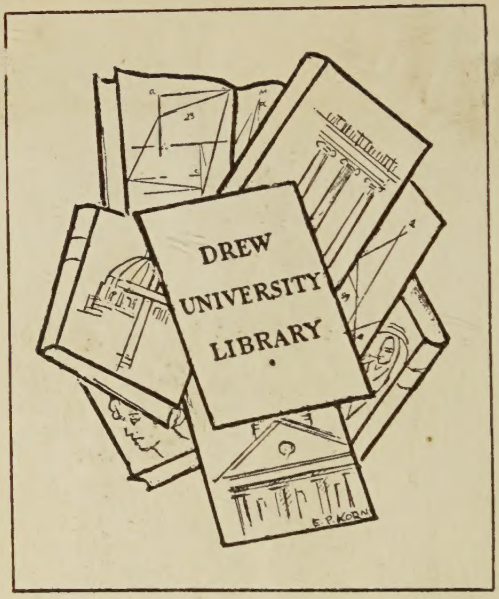
Herder

Meyers Klassiker-Ausgaben



GIFT OF
Janet M. Michalson

IN MEMORY OF
Dr. Carl Michalson

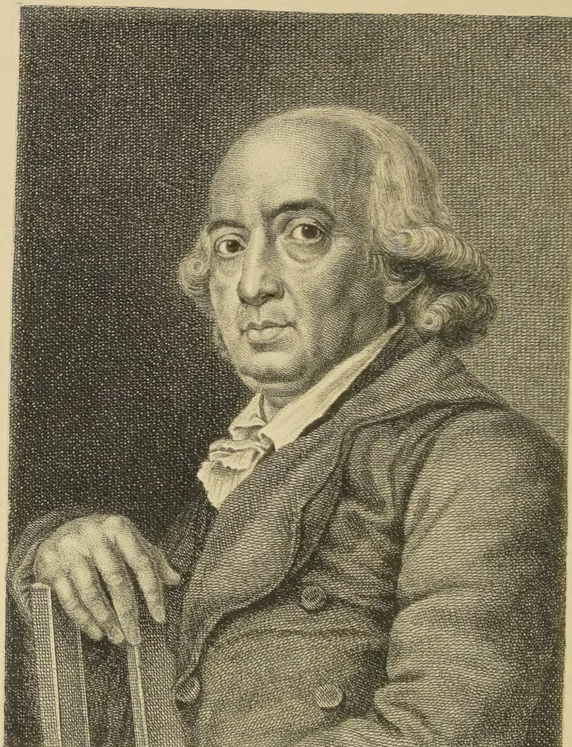
Herders Werke.

Erster Band.

Meyers Klaſſiker-Ausgaben.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/herberswerke0001theo



Herder.

Herders Werke.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Theodor Matthias.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

193
H541B
1903
Vol. 1

Vorwort.

Ernster als seit einem halben Jahrhundert ringen alle tiefer angelegten Naturen heute wieder um ein Empfindung gewordenes einheitliches Weltbild. Wer könnte ihnen in diesem Bemühen ein besserer Ermunterer sein als Johann Gottfried Herder, der am Schlusse der Aufklärungszeit auch ein einheitliches Weltbild suchte und wenigstens ahnend und empfindend fand und trotzdem nur sehr einseitig, als der große Volksliedersammler oder der Priester der Humanität, bekannt ist? Durch mannigfaltigere Auswahl aus den hervorragendsten und erfolgreichsten Schriften aller seiner Wirkungsgebiete möchte daher die vorliegende Ausgabe den Gang und Reichtum der Geistesentfaltung Herders, dieses Anregers ohnegleichen, möglichst allseitig widerspiegeln. Deshalb habe ich z. B. auf die ja wenig bedeutenden eigenen Dichtungen Herders fast ganz verzichtet, ihn dafür aber auch mit theologischen Schriften ebenso als den warmherzigen religiösen Erwecker wie als den geistvollen Bibelkundigen und den gedankentiefen Christenlehrer zu Gehör gebracht. Der beide in Wechselwirkung zeigende Abriß seines Lebens und Schaffens, der den ersten Band einleitet, und die sämtlichen Einführungen in die Einzelschriften möchten die Anschauungen wieder gegenwärtig machen, aus denen diese Schriften einst entstanden, und etwas von der Begeisterung wieder lebendig werden lassen, mit welcher Herder selbst in alle geistigen Kämpfe und Bewegungen seiner Zeit fördernd und führend eingriff. An

334184

Herders Begeisterung wird sich dann Begeisterung für Herder entzünden, und so wäre das schönste dieser Ausgabe gesteckte Ziel erreicht: den weiten Kreisen der Gebildeten wäre unser national bewußtester Prediger edelsten Menschentums wieder nahegebracht.

Die Textgestaltung, in welcher Herders Werke hier wiedergegeben werden, ist, von der nach dem Gebrauche von „Meyers Klassiker-Bibliothek" geregelten Rechtschreibung abgesehen, die Bernhard Suphans, der es als eine Huldigung an die Riesenleistung seiner kritischen Ausgabe betrachten wolle, daß so, was er der Wissenschaft gewonnen, auch Mittel und Gut der allgemeinen Bildung wird. Er wie sein Helfer Karl Redlich, auch Heinrich Meyer und Hans Lambel in Kürschners „National-Litteratur", haben mit ihren Anmerkungen für die Erklärung treffliche Dienste geleistet, nicht minder für meine biographische Skizze Rudolf Haym mit seinem grundlegenden Werke: „Herder, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt", und Eugen Kühnemann mit seiner geistvollen Würdigung: „Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung". Der Kundige wird auch von denen der Genannten abweichende oder weitergehende Vermutungen und Erläuterungen finden: möge darin die Liebe erkannt werden, mit der ich der Aufgabe gedient habe, unserer Zeit einen des Fortlebens und -Wirkens im höchsten Maße würdigen Klassiker zu dolmetschen. Auch beruht in Band 4 mein Text auf eigener Vergleichung der ersten Oktavausgabe der „Ideen" von 1784—1791.

Das beigefügte Bildnis Herders ist eine Wiedergabe der Kreidezeichnung von F. Bury (1799?), im Besitz Ihrer Excellenz der Frau Staatsminister von Stichling zu Weimar; das neben jenem einen Schmuck der Ausgabe bildende Faksimile entstammt den Sammlungen des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar.

Dr. Theodor Matthias.

An sein Tagwerk.

So lebe denn, du meines Lebens Stab,
Geschäfte, der von früh auf mit mir schritt,
Komm, süße Muß' u. leite sanft hinab
den Lebenshügel meinen matten Tritt.

Denn ist Zerstreuung selbst nicht Ohnmacht, Schmach
und Angst Tantalus? Er irrt sein Blick
vom Silberstrom zum Apfelgold, und ach
er kehrt nur immer schmachtender zurück.

Herders Leben und Werke.[1]

1. Die Mohrunger Jugendjahre.

Im ostpreußischen Regierungsbezirke Königsberg, halbwegs zwischen Elbing und Allenstein, in einer Gegend, die zu wenig erhaben ist, um nicht die Sehnsucht in die Ferne zu wecken, und doch nicht so eintönig und geschichtsarm, daß sie nicht zu sinnig-träumerischem Versenken in die geheimnisvollen Reize ihrer herben Eigenart einlüde, liegt das Kreisstädtchen Mohrungen, das dem geistesgewaltigen letzten Drittel des 18. Jahrhunderts seinen größten Anreger und dem deutschen Volke einen der geistvollsten Prediger höchsten umfassenden Menschentums, den ersten Würdiger echten Volkstums und erfolgreichsten Wegweiser zu einer naturgemäßen Religions- und Kunst-, Erd- und Völkergeschichte geschenkt hat: Johann Gottfried Herder.

Es war eine schlichte Lehrersfamilie, welcher der Knabe als drittes von fünf Kindern (zwei älteren und einer jüngeren Schwester und einem jüngeren, früh verstorbenen Bruder) in der letzten Stunde des 25. August 1744 im bescheidenen eigenen Hause, unweit der Kirche, geboren ward. Der Vater, von einem eingewanderten Schlesier abstammend, war von der ihn nicht nährenden Weberei, bibel- und gesangbuchfest und sangeskundig, wie er war, in den Kirchen- und Schuldienst übergetreten, und seine gleichgestimmte Frau, die Tochter eines Mohrunger Huf- und Waffenschmiedes, unterstützte ihn oft bei der Ausübung seines gewissenhaft geführten Amtes eines Glöckners, Kantors und Elementarlehrers. Ihr drittes Kind, Johann Gottfried, war der reichere Erbe der Vorzüge seiner Eltern. Beider unermüdlichen Fleiß

[1] Die in Klammern eingefügten abgekürzten Citate bedeuten: LV = J. G. von Herders Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierher gehörigen Mitteilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse und mit den nötigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften. Herausg. von seinem Sohne Dr. Emil Gottfried von Herder (Erlangen 1846, 3 Teile in 6 Bdn.); SWS = Herders Sämtliche Werke. Herausg. von Bernhard Suphan (Berl. 1877—1900, 32 Bde.).

und Lehreifer erkennt man wieder in Herders bis zur Unrast gesteigertem Streben und Schaffen, in dem Talent des geborenen Lehrers, das er, wie in seinen Schriften, so insbesondere von seiner ersten Lehrthätigkeit an bis zur Oberleitung der weimarischen Schulen immer bewiesen hat. Der beredteren und weicheren, empfindungstieferen Mutter schlug er nach in seiner feinfühligen Art der Ein- und Anempfindung, freilich auch in der schnell gekränkten Reizbarkeit und leichten Verstimmbarkeit. Aus seinem Elternhause, wo der Tag mit Gebet und Gesang begonnen und beschlossen ward, brachte er in seine weitere Wirksamkeit die Vorliebe für den Choralgesang, für ernste, besonders religiöse Dichtung und ein lebhaftes musikalisches Gefühl mit. Die Verhältnisse der Heimat waren endlich für die Entwickelung seines Sprachtalents von Bedeutung: hier saß von alter Zeit her zwischen den Bewohnern deutscher Zunge eine spärlichere polnische Bevölkerung, und vom Vater, der beim polnischen Gottesdienste als Vorsänger waltete, ererbte Herder die Gabe vielseitigen Ausdrucks, die ihn zum anerkannten Lehrmeister der Übersetzungskunst werden ließ.

Aus des Vaters verständigem Jugendunterrichte kam der Knabe bald in die höhere Klasse der Stadtschule, wo der Rektor Grimm, ein weiberfeindlicher Hagestolz, mit Poltern und Rutenstreichen ein fürchterliches Schreckensregiment führte. Die Eindrücke dieser Zeit hafteten lange, und sie erklären es, daß Herder den lieb- und lebenslosen Grammatikerunterricht so oft als Peinigung nicht nur seiner eigenen Jugend, sondern des ganzen deutschen Volkes fast ungerecht hart und finster geschildert hat. Der liebevolle, schüchterne Knabe litt mit seinen Mitschülern. Denn an sich selber fühlte er kaum einmal des Polternden schmähendes Wort und züchtigende Hand; durch sein gesittetes Wesen und unermüdliches Streben gewann er vielmehr dem Gestrengen manches Lob und wahrhafte Zuneigung ab; ja er durfte ihn bisweilen zum Eintragen von Schlüsselblumen und anderen Theekräutern über Land begleiten und wohl gar, auf seinem Schoße sitzend, zu einem winzigen Zückerlein eine Tasse daraus bereiteten Gebräus genießen. Vor allem ließ ihn Grimm außer an dem hauptsächlich dem Lateinischen gewidmeten Klassenunterrichte an allen Privatstunden teilnehmen, namentlich im Griechischen und Hebräischen, und allzeit blieb sich Herder dankbar bewußt, daß er dem alten, ehrlichen Polterer seine ziemliche Sicherheit in den alten Sprachen, die Festigkeit seines Wissens in der Religions- und Dogmengeschichte und seine Gewandt-

heit in Schlüſſen und Beweisführungen verdankte. Übrigens that ſich der lerneifrige Knabe noch nicht einmal genug bei dem Unterricht, den der unermüdliche Lehrer ununterbrochen von früh 7 bis nachmittags 4, ja 5 Uhr ausdehnte: wo er im Städtchen ein Buch auf dem Fenſter liegen fand, bat er ſich's aus; und wenn ihm der Vater auch das Leſen bei Tiſch verbieten konnte, ſo vermochte er doch nicht zu hindern, daß ſich der Sohn die Bücher auf ſeine kurzen Erholungsgänge an den Mohrunger See, den von ihm geprieſenen Silberſee, in Wald und Flur mitnahm. Zu Heimlichkeiten geneigt, bereitete er ſich hier am liebſten ein lauſchiges Verſteck zwiſchen den Äſten der Bäume, wo er dann des verſtandesdürren Lehrers Wortunterricht durch fleißige Lektüre ergänzte oder ſich in phantaſtiſcher Traum- und Märchenſtimmung und emſiger Bilderjagd dem Spiel ſeiner lebhaften Einbildungskraft überließ.

Als Beruf, für den er lernte, ſchwebte dem ernſten, weihevollen Knaben ſchon lange der geiſtliche vor, und die frommen Eltern teilten ſeinen Wunſch; riet doch zu demſelben Berufe auch der ehrwürdige erſte Pfarrer des Ortes, der Vater des bekannteren Hymnen- und Fabeldichters Willamow, der mit ſeiner ganzen Familie in echter Pietiſtenfrömmigkeit ein aufrichtiger Freund ſeiner Glöckners- und Kantorsleute war und deren vielverſprechenden Sohn in der Religion unterwieſen und konfirmiert hatte. Die Mittel dazu wußte freilich der wackere Freund ſo wenig zu beſchaffen wie ſein armer Küſter. Geradezu anders aber ſchien es der jüngere zweite Geiſtliche fügen zu wollen, Sebaſtian Friedrich Treſcho. Dieſer kränkliche und launiſche Mann wußte ſich etwas mit ſeiner ſüßlich-frömmelnden Modeſchriftſtellerei und wollte ſeinen Ruhm nimmer dereinſt mit einem anderen Mohrunger teilen. Demgemäß verpflichtete er 1760, kaum in das Diakonat eingezogen, den ſechzehnjährigen Küſtersſohn, deſſen ſchöne Hand und vielſeitige Kenntniſſe er ſehr nutzbar fand, gegen Überlaſſung eines — Arbeitsplatzes auf ſeinem Zimmer und einer Schlafſtätte in einer Kammer des Diakonats zu harter Schreibfron, wollte aber von ſeines jungen Gehilfen Genius gefliſſentlich nichts merken, ſo deutlich auch mehrere Erfahrungen davon zeugten. In einer Winternacht des Jahres 1761 fand er den Jüngling, der ſich zur eigenen Weiterbildung die Zeit förmlich ſtehlen mußte, in ſeinem Bett bei brennendem Lichte unter zahlreichen neuen und alten Büchern, darunter griechiſchen und hebräiſchen Texten, eingeſchlafen und erfuhr zugleich, wie gut er dieſe

alle verstand. Und Eifersucht ergriff ihn, als er bald darauf erfuhr, daß auch die Muse bei seinem jungen Untergebenen eingekehrt war. Als nämlich dem Königsberger Verleger Kanter im Januar 1761 unter Handschriften Treschos ein Gedicht auf die Thronbesteigung des Zaren Peter III. mit der Überschrift „Gesang an den Cyrus", aber ohne Unterschrift zugegangen war und so sehr gefallen hatte, daß er es sogleich druckte und nun den Namen des Verfassers kennen zu lernen wünschte, bekannte sich der verschüchterte Famulus zu der Dichtung; aber immer noch blieb der neidische Tresche bei seinem Rate an Herders Eltern, den Sohn ein Handwerk lernen zu lassen. Während der kenntnisreiche Famulus, der in seinem Inneren schon den Genius die Schwingen regen fühlte, über solcher absichtlichen Verkennung und Geringschätzung seufzte, sog er in seinen Seufzern glücklicherweise nicht bloß jenen Haß gegen alle Heuchelei und Eitelkeit unehrlicher Gottesdiener ein, dem er oft Worte verliehen hat, sondern sah dem schöngeistigen Frömmler auch immer mehr die Fertigkeit ab, wie man Verse, fast zu sehr auch, wie man schnell ein Buch macht. In seiner Bibliothek fand er außer theologischen Schriften doch auch alte Klassiker und die Dichter der Gegenwart bis auf Klopstock und Lessing, für die er schon damals jene Vorliebe gewann, die er auch angesichts der größeren Gaben des späteren weimarischen Kreises nicht loswerden konnte, noch wollte.

2. Die Königsberger Studienjahre.

In dieser schlimmen Lage, woraus den immer mehr Verschüchterten aus Rücksicht auf den würdigen Herrn Diakonus weder Vater noch Oberpfarrer befreit hätten, eröffnete ihm endlich die Fügung des Himmels einen Ausweg. Der Wundarzt eines russischen Regiments, das bei seiner Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege von 1761 zu 1762 in Mohrungen überwinterte, Schwarzerloh mit Namen, erkannte des Siebzehnjährigen außergewöhnliche Begabung und hervorragende Kenntnisse und erbot sich, den schnell liebgewonnenen Jüngling für den geringen Dienst, daß er ihm in Königsberg eine medizinische Abhandlung ins Lateinische übersetze, mit dorthin zu nehmen und ihm seine seit dem fünften Jahre lästig fallende Thränenfistel behandeln zu lassen; ja, er wollte ihm die Möglichkeit verschaffen, dann in Petersburg unentgeltlich Medizin zu studieren. Ohne langes Besinnen schlug der junge Herder ein, wurde er

doch so endlich aus seiner Knechtschaft erlöst. Den menschenfreundlichen Mann enttäuschte er freilich bald bitter: als der überempfindsame Jüngling in Königsberg bei der ersten Sektion, zu der ihn der Arzt mitgenommen hatte, ohnmächtig wurde, ließ er sich durch einen älteren Mohrunger Schulfreund, Namens Emmerich, der schon Predigtamtskandidat war, wieder kurz entschlossen bestimmen, dem verhaltenen Drange nachzugeben und um Aufnahme in die theologische Fakultät nachzusuchen. War Grimm zu seinen unermüdlichen Privat- und Überstunden durch den Ehrgeiz getrieben worden, zu beweisen, daß auch die Lehrer so niedriger Schulen wie der Mohrunger zur Hochschule vorzubilden verstünden, so zeigte sich jetzt, daß er recht gehabt hatte: sein Zögling bestand die Prüfung glänzend. Am 10. August 1762 wurde Herder als Student der Theologie eingeschrieben, freilich ohne daß er vorher die Einwilligung der Eltern eingeholt oder gewußt hätte, woher die Mittel nehmen.

Das zweieinvierteljährige Universitätsstudium, in das Herder damit eintrat, sollte nicht nur für seinen nächsten Entwickelungsgang, sondern für sein ganzes Leben bestimmend werden. In seinen Berufsstudien wurde er noch mehr als durch die Vorlesungen und Übungen Professor Lilienthals durch seine Vertiefung in Semmlers, Ernestis und Michaelis' Schriften mit ihrer geschichtlichen und kritischen Betrachtung der geliebten Bibel gefördert. Aber neue und anregende Gesichtspunkte, weit über diese nächsten Ziele hinaus, eröffneten ihm die Vorlesungen des großen Kant und die Freundschaft mit dem eigenartigen Hamann. Die besonders fesselnde Eigenart des Magisters Immanuel Kant, der noch keine deutsche, geschweige denn europäische Berühmtheit genoß, aber doch schon als eine hervorragende Zierde der Königsberger Hochschule galt, bestand darin, daß er mit vollständiger Beherrschung aller Wissensgebiete den reichsten Stoff in lebendiger Anschaulichkeit vorführte und allgemeine Gedanken und Schlußfolgerungen, statt fertig zu geben, vor seinen Hörern daraus entwickelte. Herder, den der damals von ihm vergötterte Meister bald kennen und schätzen lernte, hat aus diesem Unterrichte mehr hinweggetragen, als er später eingestehen wollte: seine tiefe und weite Auffassung von Menschen- und Völkergeschichte, von Naturgeschichte und -Lehre, von Psychologie und Astronomie, seine Kunst, alle Erscheinungen im Natur- und Völkerleben auf den Menschen und die höchsten ihn beschäftigenden Fragen zu beziehen. Ebendorther rührt auch seine philosophische

Grundanschauung, die nach dem Vorgange des damaligen Kant auf die englischen Sensualisten und Skeptiker gegründet war und zu allen Zeiten das Wesen jeglicher Entwickelung darin erblickte, daß die — vorausgesetzte! — Idee sich in Gebundenheit an Raum, Zeit und angeborene Anlage ausgestalte. — Inniger noch als das Verhältnis zu Kant wurde trotz des kürzeren persönlichen Verkehrs dasjenige zu Hamann, dem Magus des Nordens, der in dem vierzehn Jahre jüngeren Studenten einen geistesverwandten, jugendlich willigen und bildsamen Jünger fand und mit ihm eine Freundschaft fürs Leben schloß. Er hatte nach einer in sinnlichen Genüssen und wissenschaftlicher Verzettelung hingebrachten Studienzeit vergeblich versucht, ohne eigene sittliche Festigung den Hofmeister zu spielen, und zum zweiten Male war er gescheitert bei dem Wagnis, die Geschäfte des befreundeten Rigaischen Handelshauses Berens in London wahrzunehmen: von Not bedrängt, in der großen fremden Stadt, aller Mittel entblößt und in seiner Gesundheit zerrüttet, hatte er damals in der Bibel Trost und neuen Lebensmut gesucht und gefunden. Auch nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt Königsberg im Jahre 1759 berufsmäßiger Beschäftigung überhoben, war er seinen biblischen Studien treu geblieben und hatte sie durch Vertiefung in den Urtext und eindringendes Studium der arabischen, klassischen und aller modernen Kultursprachen ergänzt. So war er dank einem unbegrenzten Gedächtnisse ein Vielwisser ohnegleichen geworden, hatte dabei aber infolge seiner Lebenserfahrung und seelischen Leiden alle Erscheinungen der Welt und ihr landläufiges Urteil mit scharfem Verstande und einem ureigenen bittern Witze nicht nur verstehen, sondern verachten gelernt, hatte die toten Formen und Begriffe der Schulweisheit zu überwinden, der Wahrheit nachzuspüren und förmlich den Hauch des Lebens zu fühlen vermocht. Als dieser Mann im Frühling 1764 auf Herder aufmerksam ward, ihn seines Unterrichtes im Englischen und Italienischen würdigte und mit ihm Shakespeare, Miltons „Verlorenes Paradies" und manches andere Buch las, da entzündete er in ihm nicht nur jenes Licht über den großen britischen Bühnendichter, das dieser in Straßburg dann Goethe leuchten ließ; sondern er fand auch in dem jungen Freunde das lebendigste Verständnis für alle seine drängenden geistvollen Gedanken: die Gedanken von der untrennbar einen ganzen Persönlichkeit, von dem Vorrechte des thatsächlichen frischen, vollen Lebens vor der Dürre abgezogener Begriffe, vom Wesen des Genies, von der Einheit aller Lebenserschei-

nungen im gesamten All u. s. w. Der Schüler drang so tief in des Meisters Seele ein, daß dieser, der wortkarge Magus, ihn später als Dolmetsch seiner Gedanken anerkannt und geurteilt hat, „durch Herders Fleiß und Feder schienen sich einige seiner Samenkörner, wenn nicht in Früchte, so doch in Blumen und Blüten verwandelt zu haben".

Bei dieser Überfülle der Anregung war es für Herder, zumal er so wie so kein Freund systematischer Aufarbeitung und Ordnung der Stoffe war, ein Segen, daß er durch die Not, die Not der Sorge um das tägliche Brot, wenigstens auf einem Gebiete zur Selbstthätigkeit und abschließenden Ausgestaltung seiner Gedanken gezwungen wurde. Von Anfang an war er, um Wohnung, Heizung und Licht sowie sichere Anwartschaft auf Privatunterricht zu gewinnen, in das Collegium Fridericianum, eine pietistische Gelehrtenschule mit Pensionat, als Aufseher in diesem eingetreten, und schon vom nächsten Michaelis an war er auch als Lehrer beschäftigt worden. Wie sehr hier sogleich nicht nur seine feurige bilderreiche Beredsamkeit Aufsehen erregte, sondern auch seine ganz hervorragende Gabe, zu lehren und anzuregen, Anerkennung fand, erhellt daraus, daß der junge Mann 1763 Unterricht in der 3., 1764 in der 2. und 1. Klasse erhielt. Es war das geringste, daß er damit der schlimmsten Sorge um die Nahrung überhoben war; denn diese hatte anfangs oft in nicht mehr als einer Semmel für den Tag bestanden; aus der Heimat war nur sehr geringe, von dem mittellosen Vater, der überdies schon 1763 starb, gar keine Unterstützung eingetroffen. Die größte Förderung fand Herders Charakter, indem ihm durch die Lehrer der Hochschule und die Anerkennung durch Amtsgenossen und Schüler das Gefühl gegeben wurde, etwas zu sein, etwas von dem wecken zu können, dessen Rätsel Freund Hamann ihm predigte, d. h. Leben. Ja, aus dem gedrückten Mohrunger Lateinschüler war ein seiner selbst bewußter junger Mann geworden, der sich zu selbständiger Mitarbeit am großen allgemeinen Leben berufen fühlte.

3. Im Rigaer Lehr- und Pfarramt.

Dieser Wunsch ging in Erfüllung, als er infolge einer gelegentlichen Empfehlung durch Hamann im Spätherbst 1764 als Kollaborator an die Domschule zu Riga berufen wurde. Er kam dadurch in eine ehemalige deutsche Hansastadt, deren altes deutsches Handels- und Geistesleben sich unter russischer Oberhoheit eben damals wieder kräftiger entfaltete; und wenn er auch anfangs die gelehrten Freunde und die

wissenschaftlichere Luft der Universitätsstadt vermißte, so stand er doch bald mitten drin in diesem anderen gegenwartfreudigeren Leben. Als gern gesehener Gast verkehrte er im Palaste des Gouverneurs und auf den Landsitzen der Ritterschaft vor der Stadt wie in den Häusern der Bürger und Handelsherren, da ihm seine Liebenswürdigkeit und seine veredelnde Teilnahme an all den mannigfaltigen Interessen die Thüren überall gleich leicht erschlossen hatte. Ja er wurde als Lehrer nicht nur, sondern auch als launiger und anregender Gesellschafter, als Logenredner, als Festkantaten- und Gelegenheitsdichter wie als Gelegenheits- und Wochenschriftsteller den Rigaern bald gleichgestimmt und unentbehrlich. Als ihm die Kunde von seiner unvergleichlichen Lehrthätigkeit eine Berufung nach Petersburg eintrug, ließen sie es sich daher Ostern 1767 angelegen sein, ihn durch Übertragung einer nur für ihn geschaffenen Aushilfspfarrstelle für die Vorstadtkirchen zu halten.

Reich und gesegnet war das Wirken des Geistsprühenden in allen diesen Stellungen und Beziehungen, wie ihm denn die Rigaer Jahre noch in später Erinnerung als die glücklichsten seines Lebens erschienen sind. Aber mannigfach und nachhaltig ist auch die Rückwirkung gewesen, die der Rigaische, auf edle Nutzbarkeit gerichtete und in weltmännischer Eleganz zum Ausdruck kommende Handelsgeist auf Herders Entwickelung und Anschauungsweise ausgeübt hat. Seine Schulwirksamkeit wies ihm besonders die das Nutzbare, Weltübliche und Schöne vermittelnden, in Riga vor andern geschätzten Fächer zu, Natur- und Ländergeschichte, Mathematik, Französisch und deutschen Stil; und hier war er wirklich der Lehrer der Grazie, dessen Idealbild er in seiner Antrittsrede[1] zeichnet und dessen auf Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Nutzen fürs Leben abzielendem Grundsatze: „Der Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt", er wenigstens in seinen Anforderungen an nicht eigentliche Gelehrtenschulen immer treu geblieben ist. Nicht minder war, wie seine Frau später aus dem Aufsatze „Der Redner Gottes" aus dem Jahre 1765 feinsinnig schloß, seine damalige Kanzelberedsamkeit schon die schöne Blüte zu der Frucht, die vollgereift die weimarischen Jahre zeitigten. In lebendiger, anschaulicher und warmherziger Beredsamkeit gründete er die im Leben zu bethätigende Sittlichkeit auf Religiosität, lehrte sie aber ohne dogmatische Engherzigkeit und in einer in die fließende Sprache

[1] Abgedruckt im vorliegenden Band unserer Ausgabe unter den „Schulreden".

unserer Zeit und unseres Lebens übersetzten biblischen Sprache. Es bedeuten eben diese neuen, weitherzigeren Auffassungen des Lehr- wie Pfarramtes nur zwei besondere Ausstrahlungen des weitumschauenden Standpunktes, auf den sich Herder jetzt immer bewußter emporschwang und von dem aus er auf die Menschheit, für Humanität wirken wollte. In demselben Geiste ward er, der immer gelehrige Schüler der französischen Aufklärung und der englischen Deisten und Moralisten, Mitarbeiter an den „Rigischen Anzeigen" und ihrem Beiblatt, den „Gelehrten Beiträgen", und begann so seine vielseitige Schriftstellerei damit, daß er aufklärend auf den Bürger, „den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Teil der Menschen, das Volk", zu wirken bedacht war. In solcher Darstellung konnte und wollte er auf alle gelehrten Grübeleien, auf alle verstandesmäßigen Spitzfindigkeiten verzichten und sich mit den stärkeren Kräften seines Innenlebens, der bilderjagenden Einbildungskraft und überströmenden Empfindung an den geradezu als Hörer gedachten Leser wenden und in diesem die leichter rührbaren Saiten des Gemütes zum Schwingen bringen. Die drängende, auf den Leser förmlich einstürmende Art dieser auf guten Geschmack und leichte Verständlichkeit abzielenden Schriftstellerei vergegenwärtigen uns am besten noch Aufsätze wie der: „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" in seiner Fassung vom Jahre 1765 (SWS, Bd. 1, S. 13—28) oder der noch bunter aufgeputzte: „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" (das., S. 43).

Endlich erwachte damals auch die Seite seines Empfindens zu voller Stärke und bewußter Klarheit, der zumeist er seine Wirkung noch auf unsere Gegenwart verdankt. Seine Begeisterung für das Nationale, für deutsche Eigenart und Kraft entwuchs derselben Stätte, wo er in dem ersten der beiden zuletzt genannten Aufsätze wie in Gedichten die Kaiserin Katharina feierte. In Riga förderte nämlich ein ununterbrochener Zuzug deutscher Gelehrten, besonders Lehrer und Prediger, die damals überwiegend deutsche Denkweise und Gesittung, und seine gebildete Bevölkerung fühlte sich gegenüber der fremden slawischen Nationalität als Erbin und Trägerin einer älteren und höheren Bildung. So ward auch er, der seiner preußischen Heimat voll Mißmut und nicht so bald überwundenen Vorurteils über ihre Beamtenherrschaft und Soldatenwirtschaft den Rücken gekehrt hatte, hier ein deutscher Patriot, ein geradezu leidenschaftlicher Prediger deutschnatio-

naler Selbstbesinnung. In dem mehrerwähnten Aufsatze: „Haben wir noch...?“ hatte er, der russische Bürger, noch 1765 das deutsche Vaterland nur in einem Begriffe, in der gemeinsamen Weiterentwickelung der vaterländischen Bildung durch alle Bildungsfreunde deutscher Zunge gefunden. Als er jetzt, nur ein Jahr später, in seinen ersten größeren Werken den Ruf nach eigenartig deutscher Ausgestaltung in schöngeistiger und wissenschaftlicher Darstellung, in Dichtung und anderen Künsten erhob, dachte er sich als Leser für diese schon sehr bestimmt die gesamten Deutschen jenseit der russischen Grenzpfähle, das im alten Deutschen Reiche freilich ohnmächtig genug beschlossene deutsche Volk.

Diese Werke waren: 1) „Über die neuere deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten“ (o. O. 1767 [in Wahrheit 1766]), „Zwote Sammlung“ (gleichzeitig), „Dritte Sammlung“ (Riga 1767); 2) „Über Thomas Abbts Schriften“ (o. O. 1768) und 3) die „Kritischen Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maßgabe neuerer Schriften“ (1.—3. Wäldchen 1769).

Obgleich sich der Verfasser in allen drei Schriften nicht genannt hatte, war er bald erraten und mit einem Schlage als maßgebender Beurteiler schönwissenschaftlicher Fragen anerkannt. Namentlich gewann ihn von den Berliner Kunstrichtern Mendelssohn und Nicolai der letztere sofort als Mitarbeiter für seine „Allgemeine deutsche Bibliothek“, und mächtig wurde dadurch die Sehnsucht nach einem größeren Wirkungskreise, nach unmittelbarer Berührung mit dem geistig schaffenden Deutschland in ihm geweckt. Sie verwandelte sich vollends in den Entschluß, sich aus den ihm bald widerspruchsvoll erscheinenden Rigaer Verhältnissen loszureißen, als er sich durch das erste und das dritte jener Werke sowie einige Rezensionen in eine mißliche Preßfehde mit dem rechthaberischen Hallischen Professor Adolf Klotz, dem Widerpart der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, und seinem Schildknappen Friedrich Just Riedel verwickelt sah. Ärgerlicher als einige leicht entschuldbare philologische Ungenauigkeiten in jenen Schriften war deren übereilte und doch nicht aufrecht zu erhaltende Ableugnung, durch die er sich heftigen Angriffen auf seinen Charakter aussetzte. In der Schule fühlte er sich überdies neben einem unbedeutenden und eigensinnigen Rektor beengt und für den Schuldienst schriftstellerisch zu beschäftigt. Die Wirksamkeit in der Gemeinde aber glaubte er

nicht nur durch die litterarische Anfechtung von außen beeinträchtigt, sondern er empfand auch immer peinigender den Widerspruch, der sich zwischen dem Amte eines Predigers und den Anforderungen der Allgemeinheit an dessen Gläubigkeit und zwischen seiner ganzen Weltanschauung herausgebildet hatte. Denn noch unter dem Banne der französischen Aufklärung stehend, war er in seiner Philosophie beinahe zum Materialisten geworden, und der Bibel gegenüber nahm er in damaligen Entwürfen zu einer Archäologie des Morgenlandes, zunächst der Hebräer (LV, Bd. 2, III, S. 416 ff.; SWS, Bd. 1, III, S. 1 ff.), den Standpunkt der schärfsten geschichtlichen Kritik ein. Der Mosaische Schöpfungsbericht war ihm ein der Anordnung und Einweihung des Sabbats dienendes Gedächtnislied, und die Unsterblichkeit ersetzte er durch Palingenesie, indem er ausführte: „Die fünf Akte sind in diesem Leben; was braucht's hinter der Decke, die noch kein Auge durchschaut, Aufschlüsse über das nehmen zu wollen, was schon an sich ein Ganzes ausmachen muß? ... Die wahre Moralität, die Erziehung würde gewinnen, wenn es hieße: ‚Erziehe dich und andere für dieses Leben! Sei mit deiner Natur, mit deinen Kräften in jedem Lebensalter, was du sein kannst und sollst! So und auf keine andere Art hast du gelebt und kannst dann sterben: Du bist in den Händen Gottes.'"

4. Wanderjahre.

So legte er denn seine Ämter nieder, und er konnte es um so leichter, als seine Zukunft durch die schriftliche Zusicherung eines anderen Rigaer Pfarramtes und der Leitung der kaiserlichen Ritterschule gesichert schien. Dann ging er am 23. Mai 1769 mit dem befreundeten Handelsherrn Berens zu Schiff, sorgenlos gottvertrauend, wie ein mittelloser Fahrender. Sein Wunsch war, zunächst in Kopenhagen die persönliche Bekanntschaft Klopstocks, des ehrwürdigen Sängers des „Messias", und Gerstenbergs, des Begründers der Bardendichtung, zu machen und dann außer Deutschland die Kulturländer Frankreich, England und Italien aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dieser Wunsch sollte jedoch nur hinsichtlich Frankreichs in Erfüllung gehen. Denn durch die Bitten seines Freundes Berens bestimmt, verließ er in Helsingör nicht, wie er beabsichtigt hatte, das Schiff, sondern begleitete jenen weiter auf seiner Geschäftsreise, die ihn zunächst nach Nantes führte.

Hier, wo er bei der Ankunft „trotz all seinem Französisch weder Lotsen noch Wirtin verstand und jedes Kind französisch sprach", war

er in der Familie von Berens' Geschäftsfreunde Babut vierthalb Monate (15. Juli bis 4. November) aufs beste geborgen. Fleißig übte er sich im Sprechen, beobachtete mit unermüdlicher Empfänglichkeit das Leben und vergrub sich tief in französische Dichter und Tagesschriftsteller, Staats- und Reiseschriften. Kein Wunder, daß er mit der französischen Sprache, Sitte und Denkart bald so vertraut war, daß er den eigenartigen Nationalgeschmack nicht nur nachempfand, sondern oft unbewußt nachahmte. Er war also wohl vorbereitet, als er von Nantes nach viertägiger Postwagenfahrt am 8. November in Paris ankam. Unter der Führung des fast zum Pariser gewordenen berühmten hessischen Kupferstechers Wille genoß er denn Paris und Versailles, dessen Bildsäulen ihn seine Gedanken über Plastik in neuer Gestalt niederzuschreiben veranlaßten (LB, Bd. 2, S. 361 ff. = SWS, Bd. 8, S. 88 ff.), ihre Bauten und Sammlungen, Theater und Deklamationen, Musik und Publikum bei aller Eile doch gründlich. Soweit sie nicht auf dem Lande weilten, lernte er auch die hervorragenden Schriftsteller, deren Werke er so fleißig gelesen und ausgezogen hatte, persönlich kennen, so vor allem die Häupter der Encyklopädie, Diderot und d'Alembert. Aber merkwürdig! Der empfängliche Unterthan der Russenkaiserin Katharina hatte auf der Seereise unter dem Einflusse Montesquieus eine Geschichte „Über die Kultur eines Volkes und besonders Rußlands" und die Erziehung „dieser jugendlichen halbwilden Nation" zu einem zweiten Griechenland geplant. Auf der Fahrt nach Frankreich hatte er im Hinblick auf die Rigaer Ritterschule das Ideal einer Schule für die Welt entworfen, an welcher der Unterricht in den fremden Sprachen mit der französischen beginnt, die er als „die allgemeinste, unentbehrlichste und nach unserer Welt gebildetste Sprache selbst vom Gelehrten besser als Latein beherrscht wünscht". Sie selber ganz zu erlernen, war er nach Frankreich gereist, und noch jetzt konnte er sich dem Zauber der französischen Art und Sprache so wenig entziehen, daß er sie in ihrer geistreichen Sprunghaftigkeit und mancher Fügung und Wendung selber nachahmte. Gleichwohl hat er dann mit Vorliebe nur die Schattenseiten des französischen Wesens gesehen, demgemäß seine Oberflächlichkeit, Altverständigkeit und gesellschaftliche Verbildung mehr scharf als gerecht beurteilt und Frankreich mit fast größerem Vorurteil, als den Verfasser der „Fragmente" beim Betreten seines Bodens beherrschte, wieder verlassen. „Mein Patriotismus für Deutschland", schrieb er 30. November 1769

an Nicolai (LB, Bd. 2, S. 103), „verstärkt sich in mir nach dem Verhältnis der Örter und Zeiten, statt daß er sich bei anderen Expatriierten schwächte. Ich lerne besser urteilen ... da ich unter anderen Nationen wandle, um mich einst besser und ganzer meinem Vaterlande wiedergeben zu können."

Gleichzeitig mit dieser Wandlung vollzog sich wenigstens in den ersten Ansätzen noch eine andere. Aus dem fast materialistischen Schüler der französischen Aufklärung und Encyklopädie ward allmählich wieder ein empfindungs- und stimmungsvoller Jünger und Prediger Christi. Denn durch die Losreißung aus den alten Verhältnissen, durch das Schauspiel des Schiffslebens und der Seefahrt sowie durch die natürliche Empfindung des ihm Fremdartigen im französischen Wesen fühlte sich Herders an Tiefe und Erregbarkeit einem Meere vergleichbare Seele in einer gewaltigen Gärung „umhergewälzt und umgewühlt". — Das „Journal meiner Reise im Jahre 1769", die einzige litterarische Frucht dieser Reise, läßt sie uns förmlich miterleben. Überhaupt gewährt dieses Tagebuch, das wie ein unmittelbares lebhaftes Selbstgespräch klingt, einen Einblick in den unendlichen Reichtum seiner zu Gestaltung drängenden Ideen und bietet in seiner rückhaltlosen Selbstbeleuchtung den besten Schlüssel zu dem scheinbar widerspruchsvollen Wesen des Mannes, der unermüdlich plante und in der Gestaltung des maßlos Geplanten so leicht ermattete, der so schnell begeistert und ebenso schnell verdrießlich ernüchtert war.[1]

Groß genug war auch der Abstand zwischen dem Berufe eines politischen Reformators Rußlands, von dem er in demselben Tagebuche schon geträumt, und der Stellung, zu deren Übernahme er in der zweiten Hälfte des Dezembers eilig nach Deutschland zurückreiste. In Paris hatte ihn nämlich Anfang Dezember das Ansuchen des Fürstbischofs von Lübeck erreicht, daß er dessen 16jährigen Sohn, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, von Ostern 1770 an drei Jahre als Erzieher und Prediger auf Reisen begleiten solle, zuerst nach Italien; die Rigaer Freunde aber, von denen der Verleger Hartknoch ohne Aussicht auf eine neue Herdersche Schrift schon einmal über das andere hatte die Tasche öffnen müssen, hatten ihm geraten, sich auf diese Weise kostenlos die gewünschte Weltkenntnis zu verschaffen. Die Rückreise ging daher sehr eilig. Nur im Fluge konnte er die Kunstschätze Brüssels,

[1] Das „Journal meiner Reise" ist unten, in Bd. 1 dieser Ausgabe, abgedruckt.

Antwerpens und Amsterdams genießen. Unerfüllt blieb dagegen ein Wunsch, sich im Umgang mit den holländischen Gelehrten, besonders dem berühmten Ruhnken in Leiden, einigen noch nötigen „Kram der Gelehrsamkeit" und eine methodische philologische Schulung anzueignen. Überdies scheiterte auf der Fahrt von Antwerpen nach Leiden unweit des Haags sein auf einer Sandbank leckgelaufenes Schiff, nachdem man eine ganze Nacht hindurch der Gefahr des Sinkens ins Antlitz geschaut und die rettenden Boote am nächsten Morgen erst im letzten Augenblick Hilfe gebracht hatten. Von Amsterdam führte dann der Weg zu Lande durch Friesland nach Hamburg. Hier gewann dem immer noch innerlich Unfertigen in längerem persönlichem Verkehr die zielsichere und charaktervolle Persönlichkeit des einst so jugendkeck angegriffenen Lessing eine seitdem nie erschütterte Bewunderung und Verehrung ab, und mit Matthias Claudius schloß er eine auf der verwandteren Stimmung ihrer schwärmerisch weichen Seelen beruhende Freundschaft; auch machte er die Bekanntschaft des Buchhändlers Bode und des seine eigenen Erziehungsgedanken karikierenden Basedow. Am Ziele der Reise, dem Eutinischen Hofe des Fürstbischofs von Lübeck, traf er mit seinem Zögling, den er erst in der holsteinischen Universitätsstadt Kiel abgeholt hatte, in der zweiten Hälfte des März ein, und bald war er als bezaubernder Lehrer und packender Kanzelredner, anregender Gesellschafter und meisterhafter Vorleser auch hier und in dem gern und oft aufgesuchten Kiel wieder der verwöhnte Liebling aller bis auf einige buchstabengläubige Orthodoxe und den adligen Hofmeister seines Zöglings.

Auf der am 15. Juli angetretenen Reise, deren nächstes Ziel Straßburg war, sollten von den Sitzen der befreundeten Höfe von Hannover, Kassel, Darmstadt und Karlsruhe, über die sie führte, die drei letzten Herder bedeutungsvolle Beziehungen anknüpfen lassen. In Kassel trat er Professor Raspe näher, der in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Bd. 2, I, S. 60) zuerst mit auf den von Herder auf der Seereise leidenschaftlich liebgewonnenen Ossian aufmerksam gemacht hatte und ihn jetzt auf die schon 1765 und 1766 von ihm angezeigten „Reliques of ancient English poetry" von Percy hinwies. In Karlsruhe lernte ihn der aufgeklärt landesväterlich waltende Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach schätzen, für den er noch 1787 die „Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" entworfen hat. Vor allem aber

hat er vorher in Darmstadt den Kriegsrat Johann Heinrich Merck kennen gelernt, und durch diesen in Karoline Flachsland, der Schwägerin des Geheimen Rates Hesse, eine Braut, die dem rastlosen und oft verbitterten Manne später eine treu helfende und verständnisvoll mittragende Frau werden sollte.

Die größte Bedeutung jedoch, zum Teil auch für sein Leben, vor allem aber für die Entwickelung der deutschen Dichtung, gewann sein Aufenthalt in Straßburg, wo die Reisegesellschaft wohl am 4. September eintraf. Zwar löste er hier das Verhältnis zu seinem Zöglinge, durch das er ursprünglich auch seine Sehnsucht nach Italien zu stillen gehofft hatte. Denn es war schon unterwegs der Fall eingetreten, den er von der Natur des Zöglings von Anfang besorgt hatte: infolge der Durchkreuzung seines Einflusses durch den des adligen Hofmeisters war „seine Gegenwart nicht mehr von entschieden günstiger Einwirkung auf den Prinzen", und da er sich für diesen Fall vorsichtig noch in Eutin die Erlaubnis ausbedungen hatte, auch von der Reise aus seinen Abschied zu erbitten, konnte er einem anderen ehrenden Rufe folgen. Der Fürst, dessen Diener Thomas Abbt er ein so schönes Denkmal gesetzt hatte, begehrte ihn jetzt selbst für das erledigte Amt eines Konsistorialrates und Oberpfarrers in Bückeburg, und nachdem aus Eutin die Entlassung eingetroffen war, nahm Herder am 16. Oktober 1770 endgültig an. Der Versuchung, gleichzeitig noch mit den livländischen Aussichten zu spielen, wurde er durch die Nachricht enthoben, daß die dortigen Ämter anderweit besetzt seien. Der Antritt des Bückeburger Amtes verzögerte sich übrigens; denn vor der Reise dorthin und dem dabei geplanten Wiedersehen mit der Braut wollte sich Herder durch den berühmten Professor Lobstein seine Thränenfistel operieren lassen, aber die Behandlung nahm statt der angesetzten drei Wochen fast sechs Monate in Anspruch, noch dazu schließlich, ohne dauernden Erfolg zu zeitigen.

Das Unglück des Mannes ward das Glück seines Volkes. Nur so konnte ja der Straßburger Student der Rechte, Wolfgang Goethe, seitdem er Ende September 1770 einen im Gasthof zum Heiligen Geist abgestiegenen Fremden im weltmännischen Seidengewande eines französischen Abbés richtig als den berühmten Verfasser der „Fragmente" erkannt und offen und zutraulich angesprochen hatte, dem meist ans Zimmer Gebannten ein fast alltäglicher Tröster und Unterhalter und dem immer zu lehren und schulmeistern Beflissenen ein empfänglicher

Schüler werden. Denn der jetzt doppelt launische Mann mochte den verwöhnten Liebling aller wegen seiner unleugbaren Selbstgefälligkeit und „spatzenmäßig" kecken Sicherheit noch so sehr schinden und geißeln; er mochte ihn selbst und was ihm von eigenen und fremden Schöpfungen bisher gefallen, noch so unbarmherzig mit der Lauge ätzender Aburteilung übergießen: der nur fünf Jahre jüngere Genius erkannte wohl, daß ihm in dieser rauhen Form die tiefsten Einblicke erschlossen wurden hinter die Oberfläche, an der er fast allein noch gehaftet, und die weitesten Ausblicke über den engen Kreis naturnachahmender Malerei und französelnder Tändeleien hinaus, in dem er bisher fast ausschließlich befangen gewesen war. Noch Goethes später Gedanke einer Weltlitteratur geht auf Herders damaliges, besonders an erneute Beschäftigung mit den biblischen Dichtungen geknüpftes Predigen von der Welt- und Völkergabe der Dichtung zurück. Auch das Verständnis für griechische Kunst und Dichtung, die für ihn mitten im dauernden Sturm und Drang der anderen bald ein so sicherer Wegweiser zu vollendeter Künstlerschaft in Dichtung wie Lebensführung werden sollten, wurde ihm in voller Tiefe schon damals von Herder erschlossen. Denn wie längst in Homer, war dieser jetzt auch in Sophokles und Pindar heimisch, und in seiner Auffassung der Plastik als der Kunst für das Gefühl[1] lehrte er ja bald an den griechischen Bildwerken, das im Leibe webende Leben der Gottheit nachzuempfinden.

Im Augenblick freilich herrschte die Richtung auf das Deutsch-Volkstümliche vor. Goethe, der genießend und ausübend bisher gleich allen dem seichten und leichtfertigen französischen Kunstgeschmacke gehuldigt hatte, fand Herder in Studien der Sprache Luthers und der „Edda" vertieft. Er lauschte in Herders Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache"[2] einem ihm fast zu tiefgründigen Versuche, das Rätsel der Sprache zu entziffern. Er fand darin Andeutungen über das Wesen der echten, naturwüchsigen Dichtersprache, die in der Eigenart von Heimatland und Volkscharakter wurzele, und las im besonderen das Urteil, das ihm späteres Lesen der „Fragmente" verdeutlichte, daß die französische Sprache vom Wesen solch echter Dichtersprache am weitesten entfernt sei. Vielmehr sah er Herder als uns wesensverwandtere Führer zu eigenen Originalen fast täglich die Geister des englischen

[1] Vgl. den Aufsatz „Plastik" in Bd. 3 unsrer Ausgabe, S. 61. — [2] Herausgeg. von Theodor Matthias in den „Neudrucken pädagogischer Schriften", Nr. XVI (Leipz. 1901).

Brudervolkes beschwören. Schon den ersten Abend ihres Beisammenseins füllte Herder zum größten Teile mit Vorlesen aus einem seiner englischen Lieblingshumoristen, aus Goldsmiths „Vicar of Wakefield", aus. Bald folgte die Ausholung und Aufklärung über Shakespeare, für dessen ganzen überlegenen Humor wie für die Tiefe und Weltweite seines Blickes Goethe ebenfalls erst hier die volle Empfindung gewann. Dafür stieg aus diesem Sturzbade in englischem Humor und Shakespeareischer Tragik und aus der eigenen Versenkung in das einheimische 16. Jahrhundert Stoff und jugendfrische Stimmung des „Götz von Berlichingen", Laune, Leidenschaftsglut und Versform der ältesten „Faust"-Dichtung empor, freilich sorgfältig gehütet vor dem harten Urteil des grilligen Lehrmeisters, der ihm nicht die Freude daran noch im Entstehen verderben sollte.

Nicht minder fruchtbar sollten für Goethe eine Reihe anderer Anregungen werden, die Herders persönlichsten Verhältnissen entsprangen. Hatten diesen erst die Verhandlungen über die Lösung des alten und Knüpfung eines neuen Verhältnisses beunruhigt, so ängstigte ihn dann die Sorge, daß sein Gesicht unter den Händen ungeschickter Ärzte entstellt würde. Der leicht erregte, ungeduldige Mann, der seine äußeren Verhältnisse kaum je berechnend gestaltete und nie schnell entschieden zugriff, glaubte sich daher außerstande, das Karoline Flachsland fast im Fluge der Abfahrt von Darmstadt gegebene Wort in der vermeintlich erwarteten Weise sogleich einzulösen. Zweifel an der Möglichkeit des Wiedersehens und ähnliche Andeutungen führten auch einmal fast zum Abbruch des Briefwechsels und schulmeisterliche Zurechtweisungen öfter zu Verstimmungen. Aber weder was er unter dem daraus erwachsenden Bangen und Sehnen litt, noch wie bei Wiederherstellung ihrer Eintracht das Herz jubelte, hatte der Gott ihm gegeben zu singen. So suchte er denn aus den Liedern aller Völker, was ihm ein echter Ausdruck gleicher oder verwandter Stimmung schien, und sandte es an Karoline, die alle Eingänge sorgfältig in einer Niederschrift zusammenfaßte. Mit dem, was die Stimme des eigenen Herzens ersetzen sollte, vereinigte sich dabei, was er infolge des Verbotes vielen Lesens und Bücherwälzens mehr zu Übung und Zeitvertreib übersetzt hatte, außer Shakespearischen Liedern namentlich aus Ossian und der englischen Balladensammlung „Reliques of ancient English poetry" von Percy. Goethe vernahm nun nicht mehr bloß die negative Belehrung, daß so gut wie die gesamte damalige Kunstdichtung unwahr und zu verurtei-

len sei, sondern er sah Herders Lehre, daß erst Rücklenkung zur Volksdichtung und Durchdringung mit ihrem Geiste zu wirklicher Poesie führen würde, an Beispielen erläutert. Gern ließ er sich mit seinen Freunden selber zur Mitarbeit des Sammelns gewinnen, indem er mit ihnen auf seinen Streifzügen durch das schöne Elsaß im Munde des Volkes selbst solche Lieder zu erlauschen bedacht war.[1] Und als der in solcher Mitarbeit an Herders Übersetzungs- und Sammelarbeit gewonnenen Form die Liebe Goethes zu Friederike Brion das einhauchte, was Herder als Erstes vom Liede forderte, den Gehalt echter Empfindung und Leidenschaft, da ward — vor dem Wegweiser freilich gleich den Dramenentwürfen verborgen — in Goethes Sesenheimer Liedern die neue deutsche Lyrik geboren.

Die Entwickelung dieses Herder-Goetheschen Verhältnisses freilich im einzelnen, etwa nach Briefen, zu verfolgen, ist nicht möglich, da Goethe von Herder in den Briefen aus Straßburg nicht erwähnt wird. Die in ihm waltende Stimmung klingt noch in Goethes unübertrefflicher Schilderung im zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" wider. Welche Fülle von Anregungen aber Goethe damals empfangen hat, das vergegenwärtigen noch deutlich die Schriften Herders, welche nach Gedankengehalt und ersten Entwürfen in die Zeit der Reise nach Frankreich und bald danach fallen, wenn sie auch in ihrer endgültigen Fassung erst in den Bückeburger oder ersten weimarischen Jahren meist geradezu wie eine alte Schuld abgestoßen worden sind. Es sind vor allem die, welche mit der schon in Straßburg abgeschlossenen Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache" im zweiten Bande dieser Ausgabe vereinigt sind: „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" (1773), „Shakespeare" (1773), „Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst" (1777) und die „Volkslieder" in der Ausgabe von 1778.

5. Die Bückeburger Verbannung.

Dieser Wandel in Herders Verhältnis zu den ihn ehedem vorzüglich beschäftigenden litterarisch-ästhetischen Fragen ist nur eine besondere Erscheinungsform der völligen Umwandlung, welche die innere

[1] Von den zwölf von Goethe so gesammelten Liedern (bei Düntzer, Aus Herders Nachlaß, Bd. 1, S. 29) stehen drei im 2. Bd. unsrer Ausgabe in den „Volksliedern", nämlich Nr. 1 und 6 im ersten und Nr. 2 im dritten Buche des Ersten Teiles.

und äußere Vereinsamung namentlich der ersten beiden Jahre in Bückeburg in seiner gesamten Weltanschauung herbeigeführt hat.

Zu seinem neuen Herrn, das erkannte Herder sehr bald, nachdem er am 28. April 1771 unter den zweitausend Bewohnern des Städtchens angekommen war, konnte er ein inneres, der Förderung seines Menschheitsideals entwachsendes Verhältnis nicht gewinnen. Der Graf Wilhelm war gewiß ein bedeutender Mann, aber auch ein mit seinem Urteil allzeit fertiger Jünger der Wolffschen Philosophie und ein begeisterter Verehrer und Nachahmer Friedrichs II. von Preußen. Seitdem er 1763 aus dem portugiesischen Kriege als erfolggekrönter Feldherr und Heeresorganisator zurückgekehrt war, flüchtete er aus der Enge seines Ländchens, das er längst zu einem neuen Sparta mit allgemeiner Wehrpflicht gemacht hatte, am liebsten in das weite Reich philosophischer Abstraktionen; seinem armen Lande aber hatte er das Beste zu bescheren geglaubt, als er auf künstlicher Insel im Steinhuder Meer die Kriegs- und Ingenieurschule Wilhelmstein errichtete, übrigens die Stätte, die gerade in Herders Bückeburger Jahren einen Scharnhorst gebildet hat. Neben dem an Unterordnung gewöhnten Soldaten nun eine so selbständige Natur wie die Herders, der von seines Vorgängers Abbt Fähigkeit sich anzubequemen so gar nichts besaß! Ein Mann immer erst werdender Gedanken, in denen er mehr lebte als in der Wirklichkeit, beherrscht vom Gefühl und schwärmend für die Verwirklichung seiner auf Menschenglück gerichteten Pläne und nun in seinem Amt, in Kirche, Schule und Armenpflege wegen der Größe der militärischen Ausgaben ohne Mittel gelassen zu dieser Verwirklichung an einer Bevölkerung, die in ihrer Dumpfheit sie wohl nötig gehabt hätte! Seine Stellung erschien ihm daher ebenso unbefriedigend, wie er es als unwahr empfand, wenn er vor dem Grafen allein auf dem Schlosse zu predigen und danach oder während einer musikalischen Unterhaltung am Hofe mit ihm zu philosophieren genötigt wurde. Lediglich gegenseitige Hochachtung war es daher, was beide verband, freilich dauernd und auf Herders Seite groß genug, um sie durch die Widmung eines musikalischen Dramas „Brutus" (SWS. Bd. 28, S. 52ff.) zu bezeugen. Ebenso fand Herder lange keine innerliche Beziehung als Prediger zur Gemeinde. In ihrer Verwaisung hatte diese sich leicht an den zweiten Prediger gewöhnt, der im alten Gleise ging. Der neue Oberpfarrer aber war in einem — uns wohlbekannten — weißseidenen Abbé-Gewande zuerst vor die Gemeinde getreten, und seine viel schlichtere

Form zu predigen war zugleich so gehaltreich, daß sie die an salbungsvolle Umkleidung gehaltloser Schablonen gewöhnten Kirchgänger befremdete und mühte. Einsam war Herder vollends in seiner noch unvollkommen eingerichteten Amtswohnung, deren Garten draußen an den Wall des Städtchens stieß.

Der von den Menschen förmlich abgestoßene Mann warf sich mit einer Innigkeit wie nie zuvor und nie wieder an das Herz der Natur. Auf weiten Ritten und Wanderungen, oder wenn er früh fünf Uhr auf einer der erst von ihm angelegten Rasenbänke seines Gartens lag, offenbarte sich ihm dann immer deutlicher der im Werden und Vergehen auf- und abwallende Weltenwille. Wenn er in der „romantischsten Natur" um Bückeburg, nahe der Stätte, wo die Hermannschlacht geschlagen worden, Ossian oder schottische Balladen, Klopstocks Bardiete oder Shakespeare las, empfand er immer gewisser die Richtigkeit seiner Grunderkenntnis vom Zusammenhange des Bodens mit den Liedern, die auf ihm erklingen, und mit den Thaten, die das von ihm getragene Volk verrichtete. Indem ihn die Bestätigung dieses alten Gedankens zur Beschäftigung mit Ossian und Hiob, mit Percy und Shakespeare zurückführte, häufte er jetzt auch vollends den Stoff und die Übersetzungsmuster, woraus er dann den Ossian- und den Shakespeare-Aufsatz und die Volkslieder so schnell zusammenfügen konnte.

Auch darin, daß er jetzt „beträchtlich zur Geschichte und Philosophie der Menschheit sammelt", erkennen wir einen alten Gedanken von Riga und aus dem Tagebuch her; aber neu ist schon die Leidenschaft, mit welcher er jetzt an die Ausführung geht. Er knüpft nicht nur mit der Göttinger Hochschule Beziehungen und in persönlichem Besuch mit Professor Heyne daselbst Freundschaft an — Heyne sollte später der Mitherausgeber seiner Werke werden — um von Bibliothek und Freund Bücherstöße entleihen zu können. Unwirtschaftlich, wie der in seiner Ideenwelt Lebende immer war, machte er auch so umfassende Büchererwerbungen, daß zu den Vorschüssen namentlich Hartknochs, von denen er auf der Reise und seit Straßburg gelebt hatte, noch drückende Bücherschulden kamen. Noch neuer ist der Geist, in welchem er jetzt die Geschichte der Menschheit sieht und schreiben will. Er, den die Pfarrer des Ländchens für einen argen Freidenker hielten, vertiefte sich damals in die Geschichte der Kirche, und in Luthers Schriften sich zu ihrem besten Kenner einlesend, fühlte er sich begeistert, für seine in kirchlichen Formeln erstarrte oder in philosophischem Dünkel Gott ab-

gewandte Zeit ein neuer Luther zu werden. Er, der durch die erste Kinderlehre, die er zur Vorbereitung auf die Konfirmation von 1772 hielt, mit einem Schlage die Herzen der Jugend gewann und durch sie auch der Gemeinde näher zu treten anfing, entschied sich jetzt dauernd für den Dienst an der Kirche. Und indem er sich seine Weisheit statt auf die Wissenschaft der Zeit am Herzen Gottes zu gründen gedachte, versenkte sich der Freidenker von ehedem so mystisch in die göttlichen Wunder in Natur, Geschichte und Bibel, daß er in seiner gefühldurchglühten Ausdeutung der biblischen Bücher das Weben der ältesten Erd- und Menschheits- und ewigen Heilsgeschichte zu leibhaftigem Nacherleben offenbart zu sehen wähnte.

Auf denselben Weg wie „die Einsiedlerzelle, mit der immer der Himmel zusammen ist", auf den Weg „zu einer Existenz ganz in der Religiosität", wiesen auch die Freundschaften des Jahres 1772, zwei ihm neugewonnene und eine wiedergeknüpfte alte. Den verehrten Hamann, der den Verfasser der „Abhandlung vom — menschlichen — Ursprung der Sprache" in der „Königsberger Zeitung" vom 30. März 1772 hart mitgenommen hatte und noch schlimmere Satiren beabsichtigte, gewann er sich unter Hartknochs Vermittelung wieder, indem er in einer nächsten Schrift das Gegenteil — den göttlichen Ursprung — zu beweisen versprach. Den von diesem übernommenen Grundsatz von der einheitlichen ganzen Persönlichkeit wollte er so in des Meisters Sinne zu dem von der einheitlich im Christengott gegründeten Persönlichkeit ergänzen. Neben den unerbittlichen Kritiker aus dem Nordosten trat ein Schwärmer aus dem Südwesten, der Züricher Jesusprediger Lavater, der ebenso seinen Fragebogen über die beste Form eines von ihm geplanten großen Lehrgedichtes „Über die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens", wie den „Über die biblische Lehre vom Glauben und Gebet und von den Geistes- und Wunderkräften" an Herder geschickt hatte. Gern trat dieser jetzt in einen rückhaltlosen Gedankenaustausch mit dem ehedem sehr kühl beurteilten Phantasten; denn die herzentquollene Sittlichkeit, die er in Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit", einer Abschlagszahlung auf das große Lehrgedicht, aus aller Wunderlichkeit der Einkleidung heraushörte, dünkte ihn durchaus wesensverwandt mit dem mit Religiosität gepaarten heißen Ringen um sittliche Erneuerung des ganzen Menschen, das ihn selber jetzt beseelte.

Noch wirksamer sollte ihn hierin in aller Schlichtheit und Stille

eine Frau fördern, keine geringere als die Gräfin Maria selber, die Gemahlin des Grafen Wilhelm, die sich ihm in einem Begleitbriefe zu dem üblichen Neujahrsgeschenke 1772 rein menschlich als eine durch seine Predigten belehrte und getröstete Schülerin entdeckte. Vielleicht im unbewußten Vorgefühl eines Lungenleidens, das sie schon nach vier Jahren (16. Juni 1776) von hinnen rief, aber doch ohne alles Krankhafte, war die feingebildete Frau nur bedacht, innerhalb ihrer Verhältnisse und Pflichten in dieser Zeitlichkeit der Ewigkeit entgegen zu leben; nur hatte sie sich beunruhigt gefühlt, daß sie die besonderen Zustände zerknirschender Erweckung und nach Tag und Stunde bestimmbarer Wiedergeburt, die sie nach früheren pietistischen Belehrungen erwarten zu müssen glaubte, bei allem Ernste ihres Gottessuchens noch nicht empfunden hatte. Da hörte sie in den wenigen Predigten Herders, die sie 1771 besuchen konnte, die Verkündigung eines ganz anderen Gottes, der von den Frommen kein besonderes, der Welt absterbendes Gebaren, sondern in unbefangener Hingabe an die Güter und Aufgaben dieses Lebens nur eine stetige Richtung auf das Gute und völliges Ergeben in den göttlichen Willen verlangt. Der große Seelenbildner erfreute sie in seinen Predigten, die sie in Abschriften auch mit auf Reisen nahm, durch Deutung der Natur als göttliche Offenbarung, empfahl ihr theologische und religiös-philosophische Werke, stellte für sie ein frommes Liederbuch zusammen, widmete ihr beim Verlust ihres geliebten Zwillingsbruders eine trostreiche Kantate: „Auferweckung des Lazarus", oder dankte ihr für ihre freundliche Teilnahme an seiner Kinderlehre durch „Die Kindheit Jesu", ein gleiches „Werk der Liebe und Andacht". Sie aber dankte es Herder, durch all dieses in ihrem Denken und Fühlen gehoben und für das Leben ermutigt, vor allem auch ihrem Gemahle näher gebracht worden zu sein, wie denn dadurch mittelbar auch das Verhältnis der beiden Männer gewann. Herder seinerseits fühlte sich fast heimisch in Bückeburg, seit er „dort, wo er's nicht sah, einen Engel gefunden hatte", seit er sich von einer solchen Seele verstanden wußte, die auch ihrerseits für ihn eine Besänftigerin, ja seine Heilige ward.

Ihre auf Einklang von Denken und Thun gestimmte schlichte Lebenssicherheit, ihre Gründung auch der Lebenswirklichkeiten auf unbedingtes Gottvertrauen gewann er trotz alles Nachstrebens gleichwohl nicht so bald, nicht einmal in seinem nächsten Verhältnisse, dem zu seiner Braut. Auf der Durchreise durch Darmstadt war es unter lauter

schwärmerischen und zudringlichen Freunden zu keiner weiter fördernden Aussprache zwischen Herder und Karoline gekommen; und wenn er in der Einsamkeit von Bückeburg sich einerseits mit sehnender Glut ausmalte, was ihm die Geliebte hier sein könnte, so zitterte der noch immer mit weiten Verhältnissen und größeren Plänen Spielende und wirtschaftlich Ungesicherte anderseits bei dem Gedanken, die geliebte „Schwester" in die eigene Unsicherheit hinein zu ziehen. Wenn sie von heiterer, oft um Freund Goethe sich drehender Geselligkeit meldete, schmälte der Grämliche mit Freund und Freundin zugleich; wenn auf seine lehrhaften, der Wirklichkeit aus dem Wege gehenden Briefe auch ihre Antworten zurückhaltender wurden, zieh er sie gleichzeitig der Kälte und gab ihr doch nicht das Recht, sich als seine wirkliche Verlobte zu entdecken. Da faßte sich unter dem Drucke von Verhältnissen, die auch der wenig Bemittelten den Aufenthalt im Hause des Schwagers verleideten, im Sommer 1772 das willensstärkere Mädchen ihrerseits das Herz, den Geliebten durch einen Einblick in ihre Lage zu einer offenen Kundgabe seiner Absichten zu veranlassen. Die Erklärung „Du mein liebstes Weib, oder ich ewig allein!" und die Bitte, da er „so dumm, so blöde, so verwirrt" sei, ihrerseits nach diesem ersten Schritte nur weiter vorzuschlagen, zu wählen, zu fragen, zu fordern, war die rückhaltlose Antwort. Die äußeren Verhältnisse waren wieder mit Hartknochs Hilfe bald geordnet, und nach der arbeitsreichen Osterwoche wurden Herder und Karoline unter Goethes Teilnahme in Darmstadt getraut. Als sie aber nach Besuchen bei diesem in Frankfurt, bei Raspe in Kassel und Heynes in Göttingen bald nach Pfingsten in Bückeburg eingezogen waren, kam es alsbald wie Auferstehen und Geisteswehen über Herders Schaffen und Wirken.

In den ersten zwei Jahren seiner Bückeburger Wirksamkeit hatte die Öffentlichkeit von ihm höchstens Bücherbesprechungen zu sehen bekommen, 1772 in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", die namentlich auch durch Goethes Mitarbeiterschaft geradezu die Stätte der Ausgießung des neuen, durch Herder beschwingten Sturm- und Drangeistes wurden, zahlreichere in Nicolais „Allgemeiner Deutschen Bibliothek", wo sie von 1771—74 reichen. Jetzt wurden der Ossian- und Shakespeare-Aufsatz noch 1773 der Öffentlichkeit und die älteste Bearbeitung der „Volkslieder" wenigstens der Druckerei übergeben, und schon in der ersten Hälfte des Jahres 1774 erzwang er sich Gehör durch drei ganz andere Werke theologischen Inhaltes oder doch

Geistes: „Älteste Urkunde des Menschengeschlechtes", 1. Band; „An Prediger, Funfzehn Provinzialblätter" und „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit".

Zuerst niedergeschrieben, bildet die letzte Schrift geradezu das Programm zu seiner ganzen jetzigen Schriftstellerei. Der in Riga so aufklärerische Schriftsteller „für den nutzbarsten und ehrwürdigsten Teil der Menschen, das Volk", ist an der Seite seines verstandesklaren Grafen voll Sehnsucht, „daß wieder da sein möchte die anschauende Religion Gottes mit Kind und Volk, die allein Religion hatten", und so schreibt er in dieser geschichtsphilosophischen Schrift voll einzelner fruchtbarer Anregungen jetzt einen im ganzen unverantwortlichen Fehdebrief an alle Aufklärung, an die Wissenschaften, die er sämtlich tief zu Füßen der Gottesgelahrtheit sehen möchte. In seinem Wirkungskreise unbefriedigt und in dem Ringen nach dem Frieden Gottes bis zu fanatischer Schwärmerei erhitzt, verhöhnt er Voltaires Standpunkt selbstvergötterischer Wissenseitelkeit, dem der Orient mit seinen Religionsstiftern und das Mittelalter mit seinen Kämpfen nur voll Gewaltthat, Roheit und Betrug erschienen. Kaum glimpflicher verfährt er mit des Baselers Isaak Iselin „Philosophischen Mutmaßungen über die Geschichte der Menschheit" (Frankf. u. Leipz. 1764, 2 Bde.), wonach die stetige Entwickelung zu höherer Bildung auch zu immer größerer Glückseligkeit und Tugend führen sollte. Sein Standpunkt ist objektiver: jedes Volk ist ein Glied in der unabsehbaren Kette der Entwickelung, kein früheres Volk also nur ein Mittel zum Zwecke höheren Glückes des folgenden; vielmehr wie in seinem Aufblühen schon die Ansätze zum Verfall liegen, so trägt es auch den Maßstab seines Glückes nur in sich selbst, freilich kann aber auch dieses nie wieder das Ziel eines späteren Zeitalters werden. Nur blitzartig wird die Menschheitsentwickelung vom Paradiese bis zur Höhe des Römerreiches im ersten Abschnitte beleuchtet. Was er dagegen von diesem Standpunkte aus im zweiten über das Mittelalter, über die Stärke seiner Lebenskraft und -Lust und die empfindungsvolle Größe seiner handelnden Einzelpersönlichkeiten, Gruppen und Stände ausführt: diese erste vorurteilsfreie Gesamtskizze gilt noch heute in ihren Grundzügen, soviel ergänzende Einzelzüge auch die durch ihn angeregten Forschungen Johannes v. Müllers, der Romantiker und der Staaten- und Rechtsgeschichte hinzugefügt haben. Um so vor-

eingenommener steht Herder der „mechanischen" Neuzeit und ihrem „klugen" Empfindungs-, Handels- und Verwaltungs-, er sagt Polizeigeiste, gegenüber. Freilich äußern sich Empfindung und Bethätigung, die ihm alles sind, jetzt nicht mehr so unwillkürlich und unwiderstehlich; in dem, was ehedem freies Heldentum war, findet er mit einer Spitze gegen Graf Wilhelm und Friedrich II. heute tagelöhnernde Dienstbarkeit und handwerksmäßige Abrichtung; die nach Beweisen für das Kleinste grabende Wissenschaft ist ihm zur kräftigen Vertretung einer mutigen, auf das Ganze gerichteten Überzeugung zu ängstlich und vorsichtig geworden. Daher sieht er in dem, worauf sein Zeitalter stolz war, in dem jedem einzelnen Frieden und Genuß sichernden Beamtenstaate und in der allgemein aufklärerischen Bildung und Forschung geradezu den Tod wahren inneren Lebens. Eine Entmündigung des Denkens und ein Erschlaffen des Wollens bedeutet ihm jener, diese ein „Körnersuchen in einem Misthaufen und Krähen". Worin er freilich selber den Zweck des Lebens und das Ziel der geschichtlichen Entwickelung sah, hat er bestimmt ausgesprochen nur in der verneinten Form, daß es „nicht Ruhe, Üppigkeit und sogenannte Gedankenfreiheit sein könne". Das positive Ziel lag dem um läuternde Durchdringung seines irdischen Seins mit himmlischem Geiste noch Ringenden, lag dem im Gefühle lebenden Stürmer und Dränger damals noch außerhalb des Menschentums. Der große Plan Gottes mit dem Menschengeschlecht, wie er im Paradies angelegt worden, scheint dem Menschen „Labyrinth, ist aber Palast Gottes zu seiner Allerfüllung, vielleicht zu seinem, nicht zu des Menschen Lustanblick" und mündet in ein deutlich freilich nur in Briefen an Lavater ausgesprochenes Ziel, in ein Gottes-, ein Jesusreich. Für diese „kommende goldene Zeit, deren Früchte der ganzen vollendeten Menschheit reifen", zu später, aber weiterer Wirkung in Liebe Samenkörner auszustreuen, damit will sich der Weltreformator des „Tagebuches" jetzt als Prediger bescheiden.

Die beiden anderen Schriften stehen mit dieser Programmschrift in innigstem Zusammenhange. Den in dieser lediglich vorausgesetzten Ausgang des Menschengeschlechtes aus dem Paradiese nun auch zu beweisen, dient der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes Erster Band". Danach ist der Mosaische Schöpfungsbericht der älteste aller geschichtlichen Berichte, und in ihm ist durch eines uralten, weit vor Moses lebenden Sängers Mund der Bericht wiedergegeben, den im sinnlich anschaulichen Bilde eines Erdenmorgens Gott selbst

von der Weltschöpfung und seinem göttlichen Erziehungs- und Unterrichtsplan entworfen hat. In welchem Tone und nach welchem Plane dies nachgewiesen ist, lehrt die Auswahl aus der Schrift im dritten Bande unserer Ausgabe mit den Vorbemerkungen dazu.

Ist die „Älteste Urkunde" so der Beweis eines Anfangssatzes der „Philosophie der Geschichte", so bedeuten die „Provinzialblätter an Prediger" die Ausführung des im dritten Abschnitte der nämlichen Schrift angedeuteten Gedankens, für das in der Geschichte dieser Welt sich vorbereitende Gottesreich als Prediger der Liebe und Wahrheit wirken zu wollen. Im besonderen sind sie ein Fehdebrief gegen die aufklärerisch-moralisierende und philosophierende Ausübung des geistlichen Amtes und seine vorherrschende Beschränkung auf vernünftelnd geistreiche oder nüchtern nutzbare Predigt. Dieser Fehdebrief kehrte sich äußerlich gegen den hervorragendsten Berliner Vertreter dieser Richtung, Johann Joachim Spalding (1714—1804), der durch eigene Lebenslauterkeit und milde Vermittelung zwischen Vernunft und Glauben, Staat und Kirche in leichtfertiger, zweifelsüchtiger Zeit ein Vorbild und Halt für viele geworden war, oder richtiger gegen die für den Geist wohlmeinender Aufklärungstheologie maßgebendsten Schriften, namentlich die Spaldings „Von der Nutzbarkeit des Predigeramtes" (1772) und „Gedanken über den Wert der Gefühle im Christentum" (Leipz. 1761), und seines Freundes Teller „Wörterbuch des Neuen Testamentes". Ein Erwecker zu ganzer, aus inbrünstigem Herzen kommender Religiosität möchte der von den Geistlichen des eigenen Ländchens ehedem als Freigeist beargwöhnte Konsistorialrat weit über sein Verwaltungsgebiet hinaus werden. Daher redet er in einer Sprache, die sich oft in abgebrochenen Sätzen verzückt überstürzt und gelegentlich Luther an derber Kraft des Ausdruckes überbietet. Statt vernünftelnder Abweisung von allerhand Zweifeln, statt Erörterungen über die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit von Glaubenssätzen, statt künstlicher Vereinbarung oder gar Vertauschung biblischer Texte mit philosophischen Tugendlehren fordert er eine von selber auch als Glaubens- und Sittenlehre wirkende Darlegung göttlichen Wirkens und Waltens in den lebendig erfaßten Thaten der biblischen Gottes- und Heilsgeschichte, ein Begreifen der Bekenntnisschriften aus ihrer Zeit und ihre Verehrung als Denkmäler eines glaubensstärkeren Geschlechtes. Nicht bloß Lehrer, die sich nur an einzelne Seelenkräfte, vor allem bloß die des Verstandes wenden und voll Beflissen-

heit sind, dem „polizierteften" Staate gefüge Bürger zu erziehen, sollen die Prediger sein, sondern gotterfüllte, aus der Gesamtheit aller Seelenkräfte wirkende Propheten, die auch gegen die Höchsten an Geist und Macht die göttliche Wahrheit künden. Denn als Diener der allgemeinsten, der kindlichsten Menschheit sollen sie ohne jede pfäffische Mittler- und Priesterstellung sich doch als der am unmittelbarsten von Gott selbst begründete Stand fühlen und ganz wie ihr einziges Vorbild Jesus ohne Beschränkung innerhalb einer irdischen Beamten- oder Gelehrtenhierarchie nur „Lehrer der Welt, Arzt, Hirte zum Himmelreich", Vorboten der Zeit sein wollen, „wo Lehrer aufs neue Engel Gottes, Licht, Priester und Pfeiler sind an seinem Tempel".

Die Anregung, die für die Wissenschaften mittelbar von diesen Schriften ausgehen sollte — eine individuellere, objektivere Geschichtschreibung von der „Philosophie der Geschichte" mit ihrer ersten gerechten Beurteilung des Mittelalters, die Wissenschaften der vergleichenden Mythologie und der Religionsgeschichte von der „Ältesten Urkunde" und ihren Ergänzungen —, sahen die Zeitgenossen noch nicht. Zunächst war ihre Wirkung, wie es bei ihrer Gestalt und Tonart nicht anders sein konnte, für Herder die allerärgerlichste, denn nur sehr wenige gleichgesinnte Seelen und engste Freunde, Lavater, Claudius, Hamann, waren beflissen, bis auf den gesunden Kern durchzudringen; und ein solcher war ja gewiß in der geschichtsphilosophischen Schrift der Grundgedanke von der ununterbrochenen Entwickelung und dem eigenen Rechte einer jeden Zeit, in den theologischen die Forderung, Überlieferung und Lehre der Bibel nicht einen Gegenstand nüchterner Verstandeserkenntnis bleiben, sondern in empfindendem Nachschaffen und zu persönlichem Nachleben lebendig werden zu lassen. Alle anderen stießen sich an der auch von den Freunden unverhohlen getadelten Form; schwelgt doch Herder geradezu in ungeheuerlichen und willkürlichen Neubildungen (vgl. „unsylbig" statt: „stumm", „Wunschwanderungen", „Buchstabenhineinkünstelung") und Auflösung aller Satzformen. Ebenso mußte der Ton Anstoß erregen mit seinen Grobheiten aller Art, so wenn die „Zivilpriester dieses Jahrhunderts, deren einer Informator bei einem Degenknopf, ein anderer Schwiegersohn gewesen, mit den Saugelhirten und Tafelleckern" ihres Patronatsherrn verglichen werden. Gar die Anmaßung, mit welcher lediglich von dem sachlich und sprachlich dunkel genug angedeuteten Ideale einer Geschichtschreibung, Bibelerklärung und Predigerthätigkeit aus die her-

vorragendsten Vertreter dieser Wissenschaften herabgezogen wurden, forderte die schärfste Zurechtweisung. Zwar derjenige, der nach so viel Lobeserhebungen in Herders früheren Schriften nun in der „Ältesten Urkunde" als schlimmster der nüchternen, verwässernden Bibelerklärer angefallen ward, Michaelis in Göttingen, schwieg in dem berechtigten Bewußtsein, über Beeinträchtigung durch solche — Unarten erhaben zu sein. Um so unbarmherziger deckte ein anderer Göttinger, der Geschichtsforscher Schlözer, den Herder schon zwei Jahre vorher durch eine leichtfertige Besprechung der freilich unherderisch systematisierenden „Vorstellung seiner Universalhistorie" (Göttingen u. Gotha 1772) gereizt hatte, alle Ungehörigkeiten jener Besprechung samt allen denjenigen Blößen auf, die sich der kecke Pamphletist jetzt gegeben. Das Gericht, das Nicolai in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" über die „Älteste Urkunde" ergehen ließ, war nicht glimpflicher. Fast noch schlimmer zahlten ihm Spaldings Freunde heim. Da Herder nämlich unter Zusendung eines Abdruckes der „Provinzialbriefe" aus deren siebentem brieflich die Versicherung wiederholte, er habe nur die durch Spaldings Namen gedeckte Anschauung, nimmer aber dessen Person treffen wollen, gewannen jene aus diesem Briefwechsel die Möglichkeit, Herdern, diesen Verkündiger der wahren Religion, vor aller Welt der Zweideutigkeit und Charakterlosigkeit zu bezichtigen.

Herdern war es heiliger Ernst, die unverkennbare litterarische Niederlage, die ihm dieser in Form und sachlicher Begründung unfertige Vorstoß zu gunsten einer innerlicheren, lebensvolleren Gottesauslegung gebracht hatte, sich eine Lehre „zu Buße und Befestigung in der Wahrheit" werden zu lassen. Sein Ideal eines Jesuspredigers auf dem Grunde biblischer Wahrheitserkenntnis zu verwirklichen, war ein nächster Schritt zu diesem Ziele, und Predigten über das Leben Jesu, die er hielt, wurden durch die ihnen entnommene Veranlassung zu einer vertieften Beschäftigung mit dem Neuen Testamente der mittelbare Anstoß zu seinen nächsten Schriften: „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle" (Riga 1775; SWS, Bd. 7, S. 335—469) und „Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon" (Lemgo 1775; SWS, Bd. 7, S. 471—561). Merkwürdig gewiß, wenn auch der schnellbegeisterten Art Herders ganz gemäß, war der Gedanke der ersten Schrift, die parsischen Liturgien und Gebetsformeln, die eben erst in Anquetils französischer Übersetzung des Zendavesta zugäng-

licher geworden waren, zur Erläuterung schwieriger Begriffe seines Lieblingsevangeliums, des Johanneischen, zu machen. Immerhin bleibt dieser Gedanke in bescheidene Anmerkungen, ebenso der gleichfalls unverkennbare Spinozistische Geist in den Untergrund gebannt, und es herrscht durchaus das Streben nach einer Auslegung dieses geistigsten Evangeliums in seinem eigenen mystischen Geiste vor. Daher hatte diese in mystisch-poetischer Gläubigkeit an die Thatsächlichkeit der evangelischen Geschichten gegebene Erläuterung dieser Urkunde christlichen Glaubens den Erfolg, deren ursprünglichen Geist einer fast glaubenslosen Zeit zuerst wieder zu Gemüte und der späteren echt geschichtlichen Betrachtung entgegen zu führen. — Die zween von Herder ganz wörtlich gemeinten Brüder Jesu, deren Briefe die andere Schrift behandelt, sind Jakobus und Judas; und wenn ihm bei dem letzten seine Voreingenommenheit für die parsischen Einflüsse irreführt, so entwirft er dafür von Jakobus und seinem Juden-Christentum ein um so treffenderes Bild, ein Stück Entwickelungsgeschichte des ältesten Christentums.

Auch eine dritte Schrift ist im wesentlichen damals ausgearbeitet und von den Erweckten auch schon gelesen worden: „Johannes' Offenbarung. Ein heiliges Gesicht“. Auch sie hat, als sie, erst 1779, unter der Aufschrift „*MAPAN AΘA. Das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testamentes Siegel*“, erschien, trotz ihrer Vermengung sachlicher und sprachlicher, der richtigen geschichtlichen und der symbolischen, der mystischen und der praktischen Auslegung ähnlich fördernd wie die „Erläuterungen zum Neuen Testament“ gewirkt. Denn Herders — freilich übergroße — Begeisterung für ihren poetischen Gehalt gewann der Dichtung Liebhaber, und der „immer den Herrn erwartende und dennoch nach der Stunde nimmer fragende echt christliche Geist“, in welchem die Prophezeiung vom Ende Jerusalems als Offenbarung von der Wiederkunft Christi zum Antritt seines Weltregimentes gedeutet wurde, warb der historisch-kritischen Bibelbetrachtung Freunde selbst unter den Orthodoxen. Auch vor der litterarischen Welt war Herder inzwischen glänzend wieder hergestellt. Im Sommer 1775 hatte die Berliner Akademie seiner Preisschrift über die „*Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet*“ (Berl. 1775; SWS, Bd. 5, S. 595 bis 665) den Preis und damit seiner deutschen und naturgemäßen Auffassung vom Wesen der geistigen Entwickelung und des Genies vor

der noch immer verbreiteten französischen Ästhetik mit ihrer Betonung der Regel und Schule den Vorzug zugesprochen.

Da erschien 1776 „Der Ältesten Urkunde Zweiter Band, welcher den vierten Teil enthält", also ähnlich dem ersten Teile eine Erläuterung des zweiten bis sechsten Kapitels der Genesis, nur mehr dogmatisierend als jener. Denn hier sieht der Eiferer für eine auf lebendigem Bibelglauben gegründete Predigt z. B. in der Schlange die erste leibhaftige Erscheinung des Satans und in des Menschen Gespräch mit ihr nur eine besondere Form der dem sinnlichen Naturmenschen ehedem gegebenen Fähigkeit der Allbelebung. Nicht von einem Menschen ist ihm die Erzählung geschrieben, erzählt, sondern von einem, der dem Spiel als seiner Verwandlung zusah und den schönen Ausgang, die Erlösung durch Christus, wußte. Allein durch diese überschwenglich empfindungsvolle Ausdichtung der Mythe zu buchstäblich wirklichem Ereignis wird es erklärlich, daß Herder von neuem ausfällig wurde gegen „die menschengefälligeren Theologen, die feinen und hellen Geister des Jahrhunderts, die Leerköpfe, die, wie jeder Affe sein Fleisch und Blut herzt, immer nur die eigene Thorheit im Spiegel der uralten Schriften wiedersehen, gegen den neuesten Bibelübersetzer, diesen Laien-Ärgerer" — d. i. Michaelis. Indessen war der Ausfall gleichzeitig der leidige Versuch, sich selber Genugthuung zu verschaffen für ein langatmiges, zurückhaltendes Gutachten, wodurch die Göttinger Fakultät die von ihm und hannöverischen Freunden damals betriebene Berufung in eine Göttinger Pfarre und Professur vereitelt hatte. Denn fort mußte er aus der Bückeburger Vereinsamung, welche durch die Krankheit und den Tod der Gräfin Maria bald noch einsamer werden sollte, das stand ihm selber fest, seitdem ihm aus der ihm aufgenötigten Superintendentur schlimme Verstimmungen mit dem Grafen erwachsen waren. Da winkte dem geistigen Haupte der geniegläubigen Stürmer gegen die ältere Poeten- und Theologenzunft die ersehnte Erlösung durch das reifste der dichterischen Originalgenies, seinen Straßburger Schüler Goethe, der seit dem 7. November 1775 als Gast des Herzogs Karl August in Weimar weilte und mit Herder seit Straßburg immer Freundschaft, seit Jahr und Tag auch wieder Briefwechsel unterhielt. Gern antwortete er bejahend auf dessen Anfrage nach seiner Geneigtheit, die seit längerem erledigte Stelle eines weimarischen Generalsuperintendenten anzunehmen, und Goethe überwand auch durch Umsicht und Festigkeit den Widerstand aller Ortho-

boxen des Ländchens und wirkte thatsächlich dem Freunde die amtliche Berufung aus. So zog Herder Ende September 1776 mit Karoline, die ihm unter allen amtlichen und schriftstellerischen Anfechtungen das Haus immer zu einer Stätte blühenden Glückes gestaltet hatte, und den zwei Knaben, die sie ihm geschenkt, hoffnungsvoll der freieren Luft Weimars zu.

6. In Weimar.

a) Die letzten Schritte zur Höhe.

Als die Familie, nach Besuchen in Göttingen und namentlich bei Gleim in Halberstadt, am Abend des 1. Oktober in der Ilmstadt eintraf, fand sie durch Freund Goethes Fürsorge die Amtswohnung am Topfberge wohl hergerichtet. Am 20. Oktober hielt der neue Oberhofprediger, Pastor-Primarius und Generalsuperintendent vor gedrängtem Hause seine Antrittspredigt, und indem er dadurch das von recht schlecht unterrichteten Neidern verbreitete Gerücht, er könne nicht predigen, glänzend widerlegte, gewann er sich Achtung und Neigung im Fluge. Auch sein jetzt so viel größerer Wirkungskreis, die Verpflichtung zu Predigten und Gelegenheitsreden für Hof wie Pfarrgemeinde, zur Teilnahme an den Sitzungen des Konsistoriums, zur Abnahme der Kandidaten- und Lehrerprüfungen, zur Oberaufsicht über das weimarische Gymnasium und zur Fürsorge für die Geistlichen und Lehrer seines Sprengels, am wenigsten schon die Prüfung zahlreicher Kirchenrechnungen, ließen dem schaffensfreudigen Manne die Brust höher schwellen und den Gedanken kommen, „mit Gottes Hülfe dem Schreiben und Lesen abzusterben und dem Herrn nur in lebenden Menschen zu leben". Seinen neuen Landesherrn hatte ja der mit Herder von Anfang an durch aufrichtige gegenseitige Achtung verknüpfte Wieland erzogen, und in Goethe hatte er sich selber den Genius als Freund und Berater zur Seite gestellt. Daher hoffte er von ihm eine hochherzige Förderung seiner Bestrebungen, durch den Dienst in Kirche und Schule das allgemeine Menschenglück zu heben. Indes gerade diese Stellen sollten ihm bald Anlaß zu tiefer Verstimmung geben.

Wie in Bückeburg, so hörte er auch hier von einem die Einkünfte des Landes übersteigenden Regimente des Fürsten und machte dafür die Tollheiten des jungen, kraftgenialischen Herzogs und seinen Freund Goethe verantwortlich, der seine beratende Stellung zu weltlich auffasse. In Bückeburg hatte auch er, auf den Rasenbänken seines Gar-

tens liegend, den Odem der Natur belauscht, war durch Wald und Auen geritten und war in seinen Schriften bis zuletzt so kraftgenialisch aufgetreten, daß sie auswärts das Märchen entstehen ließen, er trage Stulpenstiefel und Reitpeitsche unter dem Talar. Hier bezichtigte er die beiden in wirklichem, gesündestem Lebensgefühle überschäumenden Kraftgenies des Hofes, den Fürsten wie dessen Freund, daß sie nur physische Ausbildung begünstigten und von aller kirchlichen und Schuleinrichtung und jeder Erziehung zu sittlicher Bildung gering dächten und sprächen. Auch sollten sie auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz 1779 Lavater gegenüber, zu dem denn Herders Beziehungen seitdem erschüttert blieben und bald ganz abbrachen, von pfäffischer Hoffart und Herrschsucht Herders geredet haben. Dazu kam, daß der selbstbewußte und andere zu meistern so geneigte Mann jetzt den geduldigen Schüler von Straßburg an der ersten, sich kaum an der zweiten Stelle sah. War so trotz Goethes liebenswürdigem Bestreben, auf den „schonungsbedürftigen" Mann auch wirklich Rücksicht zu nehmen, das Verhältnis schon 1777—79 nichts weniger als innig, so ward es gar höchst gespannt in den ersten achtziger Jahren. Als 1782 Goethes Adelung und Betrauung mit dem Kammervorsitz den lauten Unwillen vermeintlich zurückgesetzter Beamten und Würdenträger hervorrief, waren Herder und noch mehr seine briefschreibende Frau die ersten Wortführer der Mißvergnügten mit dem Grafen Görtz an der Spitze.

Auch diejenige, die es am nächsten anging, die Herzogin Luise, empfand das Treiben ihres Gemahls persönlich kränkend und mit fürstlicher Würde nicht vereinbar. Sie trat mit Herder in Gedankenaustausch über manche Schrift, die er ihr empfahl, und ließ sich von ihm im Englischen und Lateinischen unterrichten. Gleiche Muttersorgen gestalteten auch die Beziehungen der Herzogin zu Karoline sehr innig. Im Kreise dieser ihr Geschick „mit Römergeist und Römerherzen" tragenden Frau war der edelbegeisterte, sittenernste Mann der erste ihres Vertrauens, und seine auch hier wieder ein gut Teil seines Lebensgehaltes ausmachende Liebe und Ehrerbietung für die Fürstin ward ihm mit gleich aufrichtiger Verehrung erwidert. Überhaupt durfte er, der im Sturme einer Predigt das Herz seiner Frau gewonnen hatte, sich noch immer großer Gewalt über Frauenherzen schmeicheln. Die reizvolle Sophie v. Schardt, der er manche schriftstellerische Gabe zu Füßen gelegt hat, sollte ihm freilich später zu bitterer Enttäuschung über ihre Gefallsucht deutlich genug die Augen öffnen. Um so mehr

haben ihm andere für Trost in eigenem Leiden oder für Teilnahme an ernstem Bildungsstreben mit innigster Zartheit gedankt: so eine ihm durch den hannöverschen Leibarzt Zimmermann bekannt gewordene Frau v. Berlepsch, dann die Frau des gothaischen Ministers v. Frankenberg und die des dänischen Gesandten v. Dieck in Regensburg.

Mit manchem der Unparteiischen am Hofe, ferner mit selbständigen Denkern in und um Weimar pflegte Herder aufrichtige Freundschaft, und zwar in doppeltem Gegensatze zu Bückeburg mit Männern der verschiedensten Weltanschauung. Zunächst mit dem gleichgestimmten Erzieher des Prinzen Konstantin, Major v. Knebel, der ihn namentlich auch auf dem neutralen Boden bei der Herzogin-Mutter Amalia und in ihren Gesellschaften einführte, die den Hof wie alles durch Geburt, Geist und Schönheit Ausgezeichnete vereinigten. Er tauschte mit dem katholischen Statthalter von Erfurt, Karl v. Dalberg, Besuche und Briefe aus zu vorurteilsfreier, ernstester Erörterung über Weltzweck und göttlichen Heilsplan. Ebensogut aber pflegte er angeregteste Unterhaltung mit dem seiner Stellung an der Freiberger Bergakademie überdrüssig gewordenen Religionsfeinde August v. Einsiedel und mit seinem würdigen Seitenstück, dem Prinzen August von Gotha. Ohne jedes Verständnis für Herders religiöse Anschauungen war dieser Voltaire und den Encyklopädisten weihräuchernde Spötter dafür in der Feindschaft gegen alles scholastische, verknöcherte Gelehrtengebaren mit ihm einig, versorgte ihn mit den neusten Pariser Schriften und hob ihm den vierten Sohn so gern aus der Taufe, wie es die Herzogin mit dem dritten gethan hatte. Gewiß ein reicherer Verkehr als in Bückeburg! Und wenn auch Herder noch nicht sogleich volle Befriedigung fand: die fast widerspruchsvolle Vielseitigkeit der Anregung war doch das glücklichste Gegengewicht gegen die Bückeburger Einseitigkeit und die natürliche Vorstufe zu jener überschauenden Höhe des Geistes, auf welcher er sich in der Mitte der achtziger Jahre zu eigener Vollendung wieder mit Goethe zusammenfand.

Der freie litterarische Geist Weimars war es denn auch, der nach einem Jahre des Einlebens zunächst einige Schriften meist älteren Ursprungs flügge werden ließ, außer der schon (S. 35*) erwähnten „Offenbarung Johannis" zunächst eine Übersetzung, Erläuterung und Würdigung des Hohenliedes, überschrieben „Lieder der Liebe; die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande" (Leipz. 1778; SWS, Bd. 8, S. 485—588). Sonst waren es im wesentlichen Schriften ästhetisch-

litterarischen Inhalts: die „Plastik“ (Riga 1778; Bd. 3 unsrer Ausgabe), das „Denkmal Johann Winckelmanns“ (SWS, Bd. 8, S. 437—484) und die „Volkslieder“ (Leipz. 1778—79, 2 Bde.). Auch gehören denselben Jahren mehrere Preisschriften an, zunächst in Umarbeitung die von der Berliner Akademie 1776 nicht gekrönte geistvolle Schrift: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, Bemerkungen und Träume“, und die völlig neu ausgearbeiteten: „Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten“ (SWS, Bd. 8, S. 334—436), „Über den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften“ (ebenda Bd. 9, S. 289—306), die ihrem Verfasser den halben Preis der Bayrischen Akademie eintrug. Mit seiner letzten derartigen Schrift: „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung“ (ebenda, S. 307—408), trug er bei der Berliner Akademie nun schon den dritten Preis davon.

Neue und erneuerte persönliche Beziehungen förderten und begleiteten die letzten Schritte in Herders Entwickelung zum abgeklärten Stilisten, vorurteilsfreien Theologen und ausgeglicheneren Menschen. In der Art Lessings, mit dem er seit Dezember 1778 in Briefwechsel getreten war, schrieb er 1780 und 1781 die „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“, erster bis vierter Teil (SWS, Bd. 10 und 11). Wie schon die Briefform andeutet, bildet dieses Werk, weder systematisch noch vollständig gedacht, eine in ihrem Geiste unübertreffliche Einführung in das Studium der Theologie. Es bietet im ersten und zweiten Teil eine Anleitung zu „rein menschlichem Lesen“ der Bibel, im dritten eine Aufklärung über den Wert der Dogmatik auf biblischem Grunde und im vierten eine Vorbereitung für das Predigtamt überhaupt und das Verhältnis von Predigt und Bibel im besonderen. Der Zweck des Werkes, die Kandidaten, die Herder bei den ihm obliegenden Prüfungen „alle im Todesschlafe“ fand, zu vielseitigerer Bildung und tieferer Berufsauffassung anzuregen, machte die Briefe zum ersten Werke Herders, das von aller selbstgefälligen Fehdelust frei und dafür um so voller war des Geistes ruhiger Belehrung, die auch eines Michaelis, Spaldings und selbst Geringerer Verdienste anerkannte. Aus dem Lavaterschen Kreise war ihm nämlich der Student der Theologie, Johann Georg Müller, der später der Herausgeber seiner Werke werden sollte, empfohlen worden und erbat sich im

Herbst 1780 vor seinem Übergange an die Göttinger Universität seinen Rat; Herbst 1781 kehrte er für ein halbes Jahr wieder bei ihm ein und führte auch die persönliche Bekanntschaft Herders mit seinem Bruder, dem Verfasser der „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“, Johannes Müller, herbei. Eben durch die Beziehung zu dem jungen Schweizer gewann das Werk den Ton herzlich duldsamer Frömmigkeit und die persönliche Färbung, um derentwillen es Herder bei der schnell nötig werdenden zweiten Ausgabe 1785 und 1786 nicht wesentlich umgestalten mochte, und auf der seine große Wirkung, sein Einfluß auf das theologische Studium zum guten Teil beruhte; hatte sich Herder doch vom zweiten Teile an geradezu den schüchternen, zutraulicher Förderung bedürftigen jungen Schweizer als den zu belehrenden Studenten gedacht! Auch bei dem jungen Kandidaten, den er in den — freilich nicht vollendeten — „Briefen an Theophron“ (= „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“, fünfter Teil) bis ins Predigtamt begleiten wollte, war ganz unverkennbar an den jungen Müller gedacht. Dagegen war es Lessingscher Geist, wenn er am Schlusse des vierten Teiles seinen Jünger der Gottesgelahrtheit an die Briefe verwies, die Shaftesbury, dieser wahre Freidenker und Philosoph von reinster klassischer Bildung, über das Studium der Theologie ebenfalls an einen Theophron gerichtet hatte, oder wenn er dem Theologen alles Nützliche und Schöne der sogenannten weltlichen Wissenschaften zu verwerten rät. Ganz entsprechend zeichnete er im dritten Teile die Theologie als „ein liberales Studium, das keine Sklavenseele verlangt“ und von allen Revolutionen und Gärungen in der Christenheit, zumal im Lehrbegriff und in der Schriftauslegung „für das ganze, wahre Christentum“ nichts zu fürchten hat. Gemäß der Gründung der protestantischen Kirche auf Freiheit, die sich nur „selbst von innen“ bindet, verlangt er „Freiheit für den menschlichen Geist, gesetzt er mißbrauche auch die Freiheit“, wie Lessing („selbst mit dem Zusatze, dann immer und ewig irren zu müssen“) Gott lieber als um die Wahrheit selbst um den immer regen Trieb danach bitten wollte.

Kühn und wahrhaft frei bekannte sich der Generalsuperintendent des weimarischen Herzogtums sehr bald auch in einer besonderen Schrift zwar nicht zu jeder Veröffentlichung aus den Wolfenbüttelschen Fragmenten, aber zu ihrem Herausgeber, „dem edlen Wahrheitssucher, Wahrheitskenner, Wahrheitsverfechter“, und zu den tiefen Gedanken seiner letzten theologischen Schriften. Er that es, als er sich durch

Lessings Tod die Augen erst recht über den Wert des Verlorenen geöffnet fühlte, wie er es aus pietätvoller Dankbarkeit für genossene Anregung oft, so tief und reif aber weder für Th. Abbt noch selbst für Winckelmann gethan hatte. Er errichtete ihm im „Teutschen Merkur" Oktober 1781 („Zerstreute Blätter", Bd. 2; SWS, Bd. 15, S. 486—512) das Denkmal „Gotthold Ephraim Lessing". Etwa gleichzeitig bot er über Lessings Grab auch dessen nächstem Freunde Mendelssohn die Hand zur Versöhnung, und mit Beziehung auf die ihm schon vorher zugegangenen „Theologischen Briefe" bestätigte ihm dieser in einem Briefe vom 24. September 1781, er habe „nunmehr den wichtigen Schritt gethan, der bisher zur Abrundung seines ganzen Charakters gefehlt; er habe sein Herz mit seinem Geiste und seinen Stil mit beiden in bessere Harmonie gebracht". Nicht geringer war die Genugthuung, daß er jetzt seine Bibelstudien durch einen Fachgelehrten anerkannt sah. Eichhorn, der ihm seit 1780 befreundete Jenaer Professor der Theologie, billigte und empfahl in seiner „Einleitung in das Alte Testament" diejenige größere Schrift, die Herder geradezu im Wetteifer mit diesem Werke geschaffen hatte, die Schrift „Vom Geiste der Ebräischen Poesie" (Dessau 1782—83, 2 Bde.; vgl. Bd. 3 unsrer Ausgabe).

b) Auf der Höhe.

Da trat wie zur Krönung der neuen litterarischen Erfolge und des wachsenden Glückes im Hause auch derjenige wieder als Erster in dessen Freundeskreis, zu dem all die in Gesprächen und Briefen verlorenen Worte über des Herzogs unberufenen Berater doch nur die nie erloschene Neigung verraten hatten. 1783 lud Goethe Herdern und seine Frau zur Feier seines Geburtstages zu sich, und in seinem rückhaltlosen Gespräch ging diesem die Erkenntnis auf, daß manches vom Herzog den Herderschen Plänen gekommene Hindernis durchaus nicht von Goethe verschuldet, sondern von diesem mit zahlreicheren, die ihm selber bereitet wurden, gleich bitter empfunden wurde. In jetzt neidloser Anerkennung der Größe seines Denkens, Wirkens und Schaffens ergab er sich denn noch einmal dem Zauber des Genius, und in der erneuerten, auf das brüderliche Du und innigste Herzlichkeit gestimmten Freundschaft, in der er freilich nicht mehr der meisternde Führer, sondern der bewundernde Genosse war, fand er ziemlich zehn Jahre hindurch den Boden, worin sein Wesen und Schaffen sich ausreifen sollte.

Von seinem Lebenswerke, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1. Teil 1784, 2. Teil 1785, 3. Teil 1787, 4. Teil 1791; vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe), entstanden die ersten beiden Teile, welche die natürliche Grundlage der Menschengeschichte behandeln, geradezu unter der Aufmunterung und dem Beirate Goethes, den seine Ämter und Neigungen auf gleiche geologische und naturwissenschaftliche Forschungen geführt hatten, und der dann manche der schönen Ausführungen sogar am Hofe vorlas. Denn wonach er seit seiner letzten Frankfurter Zeit als eifriger Jünger gerungen, was er in Weimar in seelenvoller Dichtung zu gestalten begonnen und dann in Italien in die klassisch abgeklärteste Form zu gießen lernte, das sah er hier in staunenswerter Zusammenfassung aller bisherigen Forschungsergebnisse von dem begeisterten Freunde in einem kühnen Gange durch die gesamte Erd- und Völkergeschichte gepredigt: Humanität, reine Menschlichkeit. Zu ihrer Erfüllung, das wollte Herder beweisen, ist der einzelne Mensch von Natur angelegt und in seinem sittlichen Ziele und mit seiner Ewigkeitshoffnung gerichtet, dazu schreitet ebenso die gesamte geschichtliche Entwickelung vorwärts. Bezeichnend reichte denn auch er, der Priester der Humanität, dem dichtenden Gestalter der gleichen Idee im Werke selber die Bruderhand, indem er an den Schluß des sechzehnten Buches die achte Strophe aus den „Geheimnissen" setzte, diesem Lehrgedichte, worin Goethe Leben und Lehren des besten Menschen, des Heiligen und Weisen Humanus, darzustellen begonnen hatte.

Auch als Goethe in Italien war, wechselte er, von Frau v. Stein abgesehen, mit niemand so häufig Briefe als mit Herder. In Italien erhielt der Dichter den dritten Teil der „Ideen" und gerade zum Geburtstage 1787 ein gleichzeitiges anderes Buch „voll würdiger Gottesgedanken": „Gott. Einige Gespräche" (SWS, Bd. 16, S. 401—572). In der zweiten Ausgabe im Jahre 1800 als „Einige Gespräche über Spinozas System" bezeichnet, war die Schrift doch von Anfang an weniger, keine reine Darstellung der spinozistischen Lehre, und auch mehr: eine an Spinoza geknüpfte Darstellung Herders eigener Anschauung von Gott, von dem Gott, als dessen Ausgestaltungen er in den „Ideen" Welten- und Erdgebäude und Völkergeschichte beschreibt. Von Teleologie, von einzelnen in den Thatserscheinungen der Geschichte verborgenen Absichten eines uns unbekannten, alles vorausbestimmenden Entwurfes aller Entwickelung, in der die früheren Stufen nicht

um ihrer selbst, sondern um der letzten höchsten willen da wären, will natürlich der Freund Spinozas auch jetzt nichts wissen. In allem sieht er nur unendlich mannigfache und wechselnde Offenbarungen der Ur-, Schöpfer-, Gotteskraft in unendlichen Kräften, lauter Darstellungen der göttlichen Macht, Weisheit und Güte, die als das naturnotwendige Ergebnis aus lebendigen Menschenkräften und natürlichen Orts- und Zeitverhältnissen an und für sich alle gleich vollkommen sind.

Der weimarische Generalsuperintendent gewann mit dieser Auffassung die vollste Freiheit zur Würdigung aller Forschung und Wissenschaft: „der wahre Naturweise, der nur die Beschaffenheit der Dinge selbst zu untersuchen und die ihnen wesentlich eingepflanzten Gesetze" zu erforschen hat, legt ja mit jedem „gefundenen wahren Naturgesetze nur eine gefundene Regel des ewigen göttlichen Verstandes klar". Doch noch mehr. Herder findet von hier aus auch die Brücke zu dem ihm wichtigeren sittlichen Gedanken der Entwickelung der Menschheit zur Menschlichkeit, zu immer allgemeinerer Humanität. In der für sich immer und von je gleich vollkommenen Welt findet er doch eine Weiterentwickelung für den Menschen gegeben. Der in der Erkenntnis der Welt fortschreitende Mensch erreicht, indem er auch die Sittengesetze als Ausfluß der Natur, *seiner* Natur erkennt, im sittlichen Handeln „das Gesetz der holden und schönen Notwendigkeit" und lernt die Pflicht üben, nicht als ob sie Pflicht, sondern Natur sei, wird ein ausgeglichener Mensch.

Auch in seinen litterarischen Nebenarbeiten bemühte er sich, die Ausprägungen schöner Menschlichkeit in der Mannigfaltigkeit der Zeiten und Völker aus deren Kunst und Dichtung zu erschließen, und für ihr Verständnis und ihre Verbreitung zu wirken, blieb das Hauptziel seiner amtlichen Thätigkeit. Das meiste kleine Beiwerk neben dem großen Werke der „Ideen", ältere und neue Aufsätze, manche dichterische Übersetzung und Nachbildung und — zum ersten Male in diesen Jahren glücklichen inneren Einklangs — eigene freie Dichtung boten in feinsinniger Anordnung die sechs Sammlungen „*Zerstreute Blätter*" (Gotha, 1785—97, 6 Bde.; SWS, Bd. 15 und 16). Von dem Griechentume, das ja für Herder zwar nie die einzige, immer aber die glücklichste und schönste Verkörperung der Humanität im Jugendalter der Welt darstellte, ist Stoff und Anregung für die Gaben der ersten beiden Sammlungen gekommen. Zunächst die „Blumen, aus der griechischen Anthologie gesammelt", sind so dichterisch freie wie

feinsinnige Übersetzungen von Sinngedichten dieser Sammlung, und in den „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm", im zweiten Teile einfach „Anmerkungen über das griechische Epigramm" genannt, hat er eine seiner vortrefflichsten Abhandlungen geboten. Zu Lessings hauptsächlich aus Martial abgeleiteten Arten des Witz- und Spottepigramms fügt er hier bereichernd mannigfache Arten des „Empfindungsepigramms" und bestimmt das Sinngedicht überhaupt als die abgerundete, knappe Gedichtform, die „ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen festbestimmten Punkte der Lehre oder der Empfindung poetisch darstellt oder wendet und deutet". Die dabei gegebenen Bestimmungen der Unterschiede dieser Gedichtart von den verwandten Formen des Lehrspruchs und der Fabel, manches Liedchens und kleinen Idylls beleuchtete im Anschluß daran die „Hyle" betitelte Sammlung kleiner griechischer Gedichte; und man braucht nur an Goethes oder Schillers meisterhafte Sprüche und Xenien zu denken, um inne zu werden, mit welchem Erfolge Herder hier durch Lehre und Beispiel die Pflege einer neuen geistvollen Kunstform angeregt hat. — Die Gespräche „Über die Seelenwanderung" treten der Pythagoreischen Auffassung entgegen, und indem sie den Grundgedanken der „Ideen" von der fortgehenden Entwickelung des Menschengeschlechts für die besondere Fragestellung nach der Fortdauer des Einzelwesens erörtern, setzen sie die Palingenesie, die Wiedergeburt, in die Überwindung seiner Mittel- und Doppelwesenheit durch Erziehung des Herzens, durch Veredelung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, durch die er schon auf Erden einer frohen, höheren, aber unbekannten Metempsychose (Seelenwandelung) entgegenwachse. Auch der Aufsatz „Liebe und Selbstheit", der alle Erscheinungsformen der Liebe charakterisiert, weist den in verzückter Hingebung an Gott und das Jenseits der Welt absterbenden Schwärmer für diese Welt auf die Bethätigung zunächst in deren engsten Beziehungen, gegenüber Freund, Gemahl und Nächstem, ruft ihn zurück in dieses sein menschlich individuelles Dasein, worin ihm Gott das höchste Gut, das er konnte, gegeben habe. Die „Paramythien" (vgl. den 5. Bd. unsrer Ausgabe) lehren im Gewande mythologischer Fabeln nicht bloß beglückende Gaben, sondern auch drückende Verhältnisse des Erden- und Menschenlebens als weise Einrichtung würdigen. Die feinsinnige archäologische Abhandlung „Nemesis, ein lehrendes Sinnbild", deutet diese Gestalt aus der griechischen Kunst

und Dichtung als die Göttin des Maßes und Einhaltes, als „die mißbilligende Göttin, die dem Sterblichen folgt, still in den Busen blickt und ihm die kleinste Überschreitung ernst verdenkt", und fordert ihre Beachtung wie in der Führung des eigenen Einzellebens, so für die Gestaltung und Beurteilung geschichtlichen Gesamtwerdens, damit wir nicht länger — nur verstandesmäßig forschend und maßlos spekulierend — „aus unseren Grenzen streben und, unsere Schranken unendlich erweiternd, die Ewigkeit in der Zeit, d. h. den Ozean in der Nußschale" fassen wollen. Der vorletzte Aufsatz: „Wie die Alten den Tod gebildet", behandelt die antike, menschlich verschönernde Darstellung dieser ernsten Gestalt, natürlich wieder in Ergänzung Lessings, und so steht das Denkmal des Verfassers der „Erziehung des Menschengeschlechts", der Aufsatz „Gotthold Ephraim Lessing", als Schlußstück aufs beste an seinem Platze.

In der dritten und vierten Sammlung (1787 und 1793) hat den Stoff für eigene Dichtungen wie für Übersetzungen und Abhandlungen das zweite von Herder von jeher mit Vorliebe angebaute Gebiet geliefert, die morgenländische Dichtung und Altertumskunde. Die „Blätter der Vorzeit" sind nichts als in das Gewand der hebräischen Sage gekleidete Paramythien. Haben seine „Blumen aus der griechischen Anthologie" und deren Erläuterung die Wege zu Goethes und Schillers Epigrammen gewiesen, so haben die „Blumen, aus morgenländischen Dichtern gesammelt", und die „Gedanken einiger Bramanen" (SWS, Bd. 26, S. 370—405 und 406—416) schon den Boden gelockert, auf dem die reichere Saat des Goethischen „Diwans" und Friedrich Rückerts aufging. Endlich die „Mutmaßung über Persepolis", der Aufsatz „Über Denkmale der Vorzeit" — er handelt von Ruinen Indiens — und die Briefe „Über ein morgenländisches Drama" — es ist die von G. Forster übersetzte Sakontala — hatten die Aufgabe und auch den Erfolg, den eben erst in den Gesichtskreis der Forschung tretenden orientalischen Litteraturen und Kulturen die Teilnahme auch weiterer Kreise zuzuwenden. Für Herder sind auch sie Zeugen eines vergangenen Völkerlebens, und zur Gewinnung der ihm von je vorschwebenden allgemeinen Geschichte des menschlichen Geistes „darf ihm kein beschriebener Stein übergangen, ja nirgends auf der Erde ein unverstandenes Alphabet gering geschätzt werden".

Von den drei anderen Stücken der beiden Bände, sämtlich Beiträge aus seinem eigensten Gedankenkreise, sind die „Bilder und Träu-

me" eine Auswahl meist älterer eigener Gedichte (SWS, Bd. 29, S. 73 bis 122) und „Tithon und Aurora" eine Erörterung der „Gefahr, sich selbst zu überleben". Der dritte Aufsatz, die „Vorlesung über die menschliche Unsterblichkeit", setzt diese geradezu in die rechte Förderung des Geistes der Humanität. Als allein unsterblich erklärt er, „was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gang desselben zu seinem Ziele, der möglichst besten Ausbreitung seiner Form wesentlich liegt, was also . . . durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr an Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das rein Wahre, Gute und Schöne". Er beglückwünscht die Machthaber, „die Heroen und Genien der Menschheit", wenn ihnen „bei Weisheit und Macht auch Güte zu teil ward", um durch die ihnen zu Gebote stehenden tausend Mittel helfend und schützend, tröstend und Bildung fördernd „auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden". Von sich selber aber weiß er: „Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wir's durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andere ab; diese nehmen's an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir genießen seine Früchte und müssen zu seiner weiteren Kultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht, aber unsere Hand sei emsig, unser kurzes Leben werde durch Teilnehmung und Teilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsere Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unseren Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unseren Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unseres Daseins, die edelste Form, die wir von anderen in uns, auf andere aus uns brachten."

Was Herder hier lehrte, lebte er. Schon diese Vorlesung, die er am 4. November 1791 in einer der zwanglosen Freitags-Zusammenkünfte bei der Herzogin-Mutter wirklich hielt, bot Erlebtes. Zur Befriedigung unbezwinglichen Reisedranges, zur Abschüttelung aller Amtsgeschäfte, bei deren erdrückender Häufung er doch im Wirken des Guten so viel Hindernisse fand, hatte er August 1788 bis Juli 1789 eine Reise in „das schönste und seligste der Länder", nach Italien unternommen, freilich nicht mit allzuviel Genuß. Denn aus Rücksicht

auf die wachsenden Ansprüche seiner Familie hatte er sich diesen alten Wunsch nur zu erfüllen vermocht, indem er sich zu dem Domherrn Joh. Friedrich Hugo v. Dalberg, des Erfurter Statthalters jüngstem Bruder, in das Verhältnis materieller und persönlicher Abhängigkeit begab. Natürlich ward dies seinem Selbstgefühl und Selbständigkeitsdrange bald ärgerlich lästig, und außer etwa gegenüber dem unwiderstehlichen Zauber Neapels und zuletzt im Umgange mit der feingebildeten und abgeklärten Malerin Angelika Kauffmann fand er wenig gesammelte Freude. Zwei dauernde Güter hatte er gleichwohl mitgebracht. An dem Antikenreichtum Roms und Neapels hatte der Verfasser der „Plastik" die antiken Bildwerke erst völlig als die unübertreffliche Schule der Humanität würdigen gelernt, und die Unerquicklichkeiten der Reise erschienen ihm als eine Schule fürs Leben, darin er „thörichte Ungenügsamkeit" vollends abbüßen, selbstlose Bescheidung im Kreise der Seinen, reinere Weisheit und wahrere Liebe zur Menschheit üben lerne. „Du sollst", sprach er in unterwegs gedichteten Stanzen sich selber zu,

„Du sollst, um deine Weisheit neu zu üben,
Jetzt Bilder sehn und Menschen lernen lieben";

und an seinen Geist gewendet schloß er: „Dann", d. h. wenn er über Thüringens Berg' und Hügel heimgekehrt,

„Dann fühle froh der Gottheit großes Siegel,
Dann schweb' entzückt im holden Frühlingsduft,
Und dann laß, süß umarmt von allen Deinen,
Was in dir glänzt, auch andern wiederscheinen."

Noch auf der Heimreise erfuhr er auch, daß ihn der Herzog nach Goethes Vorschlägen von dem äußerlichen Schreib- und Rechnungswerk seines Amtes entlastet, ihn zum Vizepräsidenten des Oberkonsistoriums ernannt, seinen Gehalt auf 1950 Thaler erhöht und sogar die Erziehungskosten und Versorgung für seine Söhne übernommen hatte. Gern hatte er deshalb neuen Plänen auf eine Göttinger Professur entsagt und sich dauernd für Weimar verpflichtet. So nahm er die Thätigkeit im Geiste jener Verse mit neuer Lust wieder auf und beschritt mit frischer Hoffnung die verschiedenen Bahnen zur Unsterblichkeit, die er am Schlusse der auf der vorigen Seite genannten Vorlesung aufführt, zu wirken durch Anstalten, Reden, Thaten und Beispiel. Durch die Rede wirkte er zu allermeist in Predigten, in denen er bis zuletzt einen wichtigsten Teil seines Berufes sah und gerade für

die seinen Gottesdienst besuchenden Gebildeten in der Stadt und am flotteren Hofe ein eindringlicher Herzenskündiger und Tröster gewesen ist. Die anderen Mittel übte er im eigenen Hause, wie in Ämtern und Öffentlichkeit. Der immer zu offenhändige Mann hatte voll Gottvertrauen schon in der eigenen Bückeburger Geldnot ein ihm gewordenes Geschenk zum Teil an den geliebten Hamann weitergegeben, damit dieser nur ja seine Bücher nicht verkaufen müsse; er hatte Matthias Claudius in Darmstadt zu versorgen gesucht und gewährte einer leidenden Schwester jahrelang im eigenen vollen Hause Unterkunft und Pflege. In schönem Mitgefühl trat er jetzt auch für Gehaltsverbesserungen von Lehrern und Geistlichen ein und setzte die Umwandlung eines alten fürstlichen Freitisches in zeitgemäße Geldstipendien durch. Wie seine „Theologischen Briefe" dem Streben entsprangen, die Bildung der Geistlichen des Landes zu fördern, so suchte er das Kirchenleben seit 1787 auch durch zäheste Betreibung liturgischer Verbesserungen zu heben, indem er z. B. die weimarischen Gesangbücher zugleich in kirchlichem Geiste und nach ästhetisch-historischen Grundsätzen neu bearbeitete (1795) und abwechselungsreiche Verzeichnisse von Predigttexten aufstellte (1799 ff.). Zugleich arbeitete er unermüdlich auch an der Hebung der mittleren wie niederen Schulen. In mühseligen zehnjährigen Kämpfen setzte er bis 1788 die Gründung eines Lehrerseminares und dessen Unterstellung unter seine Leitung durch, betrieb bessere Einrichtungen auch in Armen- und Garnisonschule wie Waisenhaus und schrieb selbst schon 1786 ein „Buchstaben- und Lesebuch", wie zwölf Jahre später einen „Landeskatechismus". Namentlich war er auch seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre eifrig bemüht, an dem unter seiner Aufsicht stehenden Gymnasium einen frischeren Geist und straffere Zucht einzuführen. Anfangs, solange es galt, mit dem vorgefundenen Lehrkörper hauszuhalten, dienten ihm dazu in oft täglichem persönlichem Eingreifen erteilte Ratschläge; später, bei dem Tode des alten Rektors Heinze im Jahre 1790, setzte er die Wahl des Bautzner Rektors Karl August Böttiger, eines bedeutenden Archäologen, und das Aufrücken eines hervorragend tüchtigen Kandidaten durch, von denen er ein Wirken in seinem Geiste erwartete. Immer aber gaben ihm die bei den Prüfungen meist von ihm selber gehaltenen Eröffnungs- und Schlußreden (vgl. die „Schulreden" in Bd. 1 unsrer Ausgabe) die Gelegenheit, sein Ideal eines allgemein bildenden Unterrichts zu zeichnen. Auch bei

vorwiegend humanistischer Färbung sollte dieser doch nicht formalistischer Sprachunterricht, sondern Humanität, schöne Menschlichkeit fördernder Sachunterricht sein, zu eigenem Lesen und Arbeiten anregen und durch einen im Geiste der „Ideen" gehaltenen Fachunterricht in Natur- und Erdkunde ergänzt werden.

Auf einem dieser mannigfachen Gebiete sollte es Herder auch vergönnt sein, sich den Geist, worin er seit der Mitte der achtziger Jahre die Humanität predigte und den Dienst ihrer höchsten Offenbarungen pflegte, in stiller Weltversöhnung bis in seine letzten Jahre zu bewahren, auf dem seiner eigentlichsten, der theologischen Wirksamkeit. Wir kennen deren praktische Ergebnisse aus den neunziger Jahren schon. Auch die Art, wie er nach dem Ausweis der dabei angestellten, schriftlich erhaltenen Katechesen 1799 und 1802 den Erbprinzen und seine Schwester zur Konfirmation vorbereitet hat, sind ein schöner Beweis dafür, wie sich seine weite, rein menschliche Auffassung des Christentums mit der gläubigsten Ausübung seines Amtes verband. Die neuen Früchte der theologischen Studien aber, zu denen er im Sommer 1793 zurückkehrte, sind die fünf Sammlungen „Christlicher Schriften" aus den Jahren 1794—98 (SWS, Bd. 19 und 20). Sämtlich in einer über den Buchstaben erhabenen, aber für den Kern und Geist des Christentums begeisterten Überzeugung geschrieben, suchen sie die Lehre der Kirche mit dem unbefangenen Menschenverstande und den Bedürfnissen des Gemütes zu versöhnen, das Christentum aber nicht etwa zur reinen Menschenreligion herabzuziehen, sondern diese als die Religion Christi zu erweisen. Die erste Sammlung handelt noch verhältnismäßig weniger tief „Von der Gabe der Sprachen" und „Von der Auferstehung". In der zweiten und dritten „Vom Erlöser der Menschen. Nach unsern drei ersten Evangelien" und „Von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Nach Johannes' Evangelium" gelangt er schon zu der weiten Lessingschen Auffassung, in der Christus, dem Streite über seine Gottheit und den Angriffen des Zweifels entrückt, auf der Höhe rein menschlicher Entwickelung als religiöser Genius der Menschheit erscheint. Immerhin sind auch diese Darstellungen des Bildes Christi bei den Evangelisten noch voll mannigfach schillernden bibelgeschichtlichen Beiwerks, das heute überholt ist. Auch davon frei sind erst die beiden letzten Sammlungen „Vom Geiste des Christentums" und „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" (vgl. Bd. 3 unsrer Ausgabe), welche die Summe der christlichen Überzeu-

gungen Herders ziehen und am Ende seines theologischen Forschens in aller Vergeistigung doch deutlich noch die seinen Reichtum ausmachende Doppelseite seines Wesens ausdrücken: die Begeisterung für die gesamte Menschheit und die Gründung seines Fühlens im heimatlichen Wesen und Boden. „Religion, d. h. das Mark der Gesinnungen eines Menschen, sorgsamste Gewissenhaftigkeit seines inneren Bewußtseins", ist ihm der Kern des Christentums und das Christentum die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Humanität. Aber wenn ihm das Werk Christi in alle Zeiten fortgeht, indem sich Christi Lehre, d. h. das Leben in ihm, in einer sittlichen Fortentwickelung des gesamten Menschengeschlechts immer reiner und vollkommener verwirklicht, so trägt doch nach dem Schlusse der Schrift „Vom Geiste des Christentums" jedes Volk zu diesem Zwecke am besten bei, wenn es die Religion bei sich national und eigenartig entwickelt. Germanisiert, von aller judaisierenden Fassung befreit soll der Geist des Christentums werden. „Nicht ist für uns Germanen eine Judensprache verständlich, die man sehr uneigentlich auch nur Hellenismus genannt hat. Um Gesinnungen auszudrücken, bediene man sich (das kann jede Christengemeine fordern!) unserer Sprache. Man rede, wie die Apostel geredet hätten, wenn das Christentum unter uns entstanden wäre; denn unter uns, in unseren Gesinnungen soll es leben."

c) In der Vereinsamung.

Der Mann, der seiner Berufswissenschaft so die noch heute beherzigenswerte Aufgabe für die Zukunft zeigte, der sich in seinen „Christlichen Schriften" gegenüber Unfreiheit und Inhumanität zu immer reinerer Höhe, zu immer sichrerer Zuversicht vom endlichen Siege des Guten erhob, fand gleichzeitig während des ganzen letzten Jahrzehnts seines Lebens immer weniger Freude an der lachenden Ernte aus der einst vor allem von ihm mit bestellten Saat, fand in grollender Vereinsamung immer weniger Freude und Friede im Leben.

Schon als Vizepräsident des Oberkonsistoriums hatte Herder alle Arbeiten des kränkelnden Präsidenten von Lyncker versehen und sich dabei doch dessen Dreinreden gefallen lassen müssen. Sommer 1801 rückte er dann auch wirklich in die Stelle des Verstorbenen ein, und so war und blieb die Amtsarbeit trotz der Neuordnung des Jahres 1789 gleich groß. Dabei aber zeigte sich sein Körper, zumal er zugleich für

den Unterhalt der Familie rastlos schriftstellern mußte, immer angegriffener. Nach mehrfachen Bade- und Erholungsreisen nach Pyrmont und Karlsbad mußte er nach einem schweren Winterkrankenlager 1792 schon eine Kur in den heißen Bädern Aachens versuchen, und wenn er auch gekräftigt wiederkehrte, die volle Gesundheit und geistige Beweglichkeit hat er nie wieder erlangt. Dazu begann er mit dem Winter 1793 auf 1794 in seinen gesellschaftlichen Beziehungen zum Hofe die Rückwirkung seiner leidenschaftlichen Parteinahme an den politischen Zeitereignissen zu empfinden. Wie Klopstock und Schiller hatte er der ausbrechenden Pariser Staatsumwälzung rückhaltlos zugejubelt. Aus der Zertrümmerung alter Staatsformen und Standesunterschiede, so träumte er wohl, sollte sich das von ihm immer so weich- und weitherzig gepredigte reine Menschentum gebären und „den dummen hohen Pöbel" des Adels wegfegen, durch den er sich in der nächsten Umgebung in seinem menschenfreundlichen Wirken so sehr behindert wähnte. Wie er einst der politische Reformator Livlands, ja des russischen Reiches hatte werden wollen, wie er zur Bildung einer neuen Litteratur und Geschichtskunde, zur Erweckung einer neuen empfindungswarmen Dichtung und Theologie führend die Stimme erhoben, wollte er nun auch nicht schweigen bei der Bildung neuer Staatsformen und Staatengebilde.

In warmem, gesamtdeutschem Patriotismus hatte er schon einmal eine politisch-soziale Frage beantwortet, als er im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden 1787/88 die „Idee zum ersten patriotischen Institute für den Allgemeingeist Deutschlands" entwarf. Von der Freigebigkeit der Fürsten und Stände forderte er hier die Einrichtung einer Akademie, die der Sprache Einheit und Festigkeit und dem gesamten Volke Stolz auf die angestammte Rede einhauchen, alle Fortschritte in und außer Deutschland auf ihre Verwendbarkeit prüfen und so als gemeinsame Schöpfung aller Stände des Reiches dazu beitragen sollte, „daß das Mißverhältnis der Teile des Landes, sich voneinander abzuschließen, aufhöre, daß das Gefühl durchdringe, daß man allenthalben, wo man in Deutschland lebt, auch zu Deutschland gehöre". Sein Fürst hatte sogleich den schönen Plan für unausführbar erklärt, und jetzt sah Herder diesen wieder unter den Fürsten im Felde, welche die von ihm bejubelte französische Republik bekriegten. Da glaubte er als politischer Publizist deutlicher reden zu müssen von dem, wovon schon der geplante fünfte Teil der „Ideen"

hatte handeln sollen, von den Kräften, die den mittelalterlichen Staat nach seiner ersten Erschütterung durch die Reformation allmählich zur jetzigen Auflösung reif gemacht hatten. Dem Adel besonders, fürstlichem und nichtfürstlichem, sollte — wie die Bruchstücke der ersten Niederschrift der „Humanistischen Briefe" zeigen, oft mit grob demokratischer Deutlichkeit — die Rechnung aufgemacht werden, daß er in allgemeiner Gallicomanie und in besonderer Nachäffung des welschen Despotismus die Pflichten gegen Volk und Vaterland versäumt habe, und die koalierten Fürsten sollten ihr Unternehmen als Verbrechen gegen die nationale Ehre und den Geist der Zeit erkennen lernen. Als die Briefe unter dem Titel „Briefe zu Beförderung der Humanität" — im ganzen bis 1797 zehn Sammlungen — 1793 wirklich zu erscheinen begannen, hatten freilich die Pariser Greuel auch Herder zurückhaltender gestimmt und die Schrift ein ganz anderes Aussehen erhalten. Da Herder keine großen neuen Gedanken mehr zu verkünden hatte und auch nur zu straffer einheitlicher Gestaltung die Kräfte oft versagten, war das Werk eine Sammelstelle geworden, wo er unter der Maske eines für die Verbreitung der Humanität begeisterten Freundesbundes reiche Lesefrüchte zusammentrug aus Franklin und Shaftesbury, Friedrich dem Großen und Marcus Antoninus, Klopstock und Lessing, Lukrez und Swift, aus Litteratur und Kunst, Geschichte und Weltweisheit, kurz aus allen Gebieten, aus denen sich Gedanken, Vorschläge und Thaten zur Förderung der Humanität berichten ließen. In all dieser Breite und Buntheit ist die Sammlung gleichwohl auch heute noch lesenswert. In einzelnen Beiträgen, z. B. in den Briefen 63—75 über die Frage, „Wie die griechische Kunst eine Schule der Humanität sei", oder 81—102: „Vom Unterschiede der alten und neuen Völker in der Poesie" zeigt sich Herders Kunst, zusammenfassend zu charakterisieren, noch einmal im hellsten Lichte. Vor allem aber bleibt es sein dauerndes Verdienst, daß er im Gegensatz zu den anderen weimarischen Größen den Tagesereignissen Anteil schenkte und auch in diesen Sammlungen immer wieder das Verlangen nach einer festen Vereinigung aller Deutschen zu einer großen Gemeinschaft aussprach und nationalen Forderungen immer wieder seine Stimme lieh. Dies Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß es vorsichtig durch den Mund anderer, namentlich großer und kühner Toter geschah, wie Luthers oder des kecken Schulmeisters Realis de Vienna (Gabriel Wagner) aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Einer guten „deutschen Absicht", wie er an seinen Göttinger Freund Heyne schrieb, wollten auch die damaligen Beiträge zur deutschen Dichtung, Übersetzungen wie freie Schöpfungen, und zur Geschichte des deutschen Schrifttums dienen, zunächst diejenigen in der fünften Sammlung „Zerstreuter Blätter" vom Jahre 1793. Er veröffentlichte hier in eigener Übersetzung „36 Parabeln" und „18 vaterländische Gespräche" von dem kühnen und verständigen Joh. Valentin Andreä aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Da ihm dieser nämlich „etwas mehr war als Dichter", nämlich ein echt sittlicher, frommer und freimütiger Strafprediger gegen Thorheiten der Gelehrten, Schwächen der Obrigkeiten und Gebrechen der Kirche, fand er diese Sachen lehrreich auch „für seine Zeit, in der wohl vieles anders, aber nicht besser, sondern nur feiner und versteckter geworden sei". Am Schlusse steht das „Denkmal Ulrichs v. Hutten", jetzt aber ohne die abschwächende Bemerkung Wielands, mit der es schon im „Teutschen Merkur" vom Jahre 1776 erschienen war. Außerdem stand darin ein Aufsatz „Cäcilia", der für schlicht-ernste Kirchenmusik eintrat, und das „Andenken an einige ältere deutsche Dichter". Besonders an Otfried, Ludwigs- und Annolied, dem Reineke Fuchs, alter Spruch- und Fabeldichtung, Andreä und Weckherlin wollte dieses „die Grundsätze und Endzwecke unserer Väter, alte Rechtlichkeit, Biederkeit und Treue" aufzeigen, und es prophezeite, daß wir wohl „bald ernster zu ihnen und ihrer Sprache zurückkehren würden". Ähnlich, wie in Andreäs Parabeln ein Spiegelbild für seine Zeit, fand der wahrhaft duldsame Mann für sich Trost in den eigenen wirren Kriegszeitläuften bei einem andern Dichter des Dreißigjährigen Krieges, dem bayrischen Jesuiten Jakob Balde. Dessen feinsinnige und formvollendete lateinische Gedichte übersetzte er in dem ersten einsamen Winter auf 1794 und veröffentlichte sie andern „zur Stärke und Belehrung" mit einer eigenen Abhandlung über die lyrische Dichtung und einem Kenotaphium des Dichters 1795 in der besonderen dreibändigen Schrift „Terpsichore" (SWS, Bd. 27). Die Hoffnung freilich, den Jesuiten zu „einem Dichter Deutschlands für alle Zeiten" erweckt zu haben, hat sich nicht erfüllt und nicht erfüllen können. Um so erfolgreicher ist eine andere Anregung geworden, die er in Schillers „Horen" 1796 in dem Gespräche „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung" (Bd. 5 unsrer Ausgabe) gegeben hat, auch dem deutschen Dichter und Märchenerzähler den Vorteil einer einheimischen Götterwelt zu schaffen,

indem man ihm den Gebrauch der Mythologie eines nächstverwandten Stammes zugestehe, der Edda der Dänen, wie er sagte. — Wieder schöne politischere Ausführungen über unsere nationale Art und Aufgabe enthalten spätere Sammlungen der „Humanitätsbriefe". Die zehnte Sammlung läuft jetzt freilich in zerfließend weiche Stimmungsbilder vom „Ewigen Frieden" aus, und während er so oft behauptet hatte, die Humanität schreite mit der Bildung fort, werden hier wegen des auch von Missions- und anderer Kulturthätigkeit unzertrennlichen Zwanges in Negeridyllen die heidnischen Neger schlechthin als besser denn ihre weißen und christlichen Belehrer gepriesen. Ursprünglich sollten auch dort warmherzige Mahnungen zur Überwindung der deutschen Zerrissenheit in Verfassung, Sprache, Religion und Litteratur erhoben werden. „Alle Mitunterredner", heißt es in der ersten Niederschrift (SWS, Bd. 18, S. 347), seien einig gewesen, „daß in Deutschland, wenn wir nicht ein zweites Polen sein wollen, keine Mühe edler angewandt werde, als diese Dissension zu zerstören, und daß alle Waffen der Überzeugung und Ironie, des guten Herzens und gesunden Verstandes gebraucht werden sollten, um jene Provinzialgötzen zu Dan und Bethel, den Wahn- und Selbstdünkel abzuthun und in allem das große Gefühl emporzubringen, daß wir Ein Volk seien, Eines Vaterlandes, Einer Sprache, daß wir uns in dieser ehren und uns bestreben müssen, von allen Nationen unparteiisch zu lernen, in uns selbst aber Nation zu sein."

Die letzte von Herder herausgegebene Sammelschrift, die „Adrastea" (1801—1804 zwölf Stück in sechs Bänden), sollte laut Titel und Ankündigung an der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Staats- wie Geistesgeschichte des vergangenen nach den unentrinnbaren Adrasteen der Wahrheit und Gerechtigkeit wägen. Im Grunde war sie nur eine äußerlich neue Form zu dem alten Zweck, die Entwickelung der unmittelbaren Vergangenheit, diesmal namentlich auch der Naturforschung, im Geiste der „Ideen" zu würdigen und zu sittlicher Forderung zu deuten. Nur wird der Stoff, wie z. B. die Nachwirkungen des Zeitalters Ludwigs XIV. und seine Akademie, der Nordische Erbfolgekrieg, die Englische Restauration und der englische Roman, noch viel springender, ungleichmäßiger, ja oberflächlich behandelt, und die Form ist um so viel lockerer, daß er auch seine Theorien über das Drama und das Epos samt Fabel, Märchen und Roman darin unterbringen konnte. Uns gehen in der schillernden

Mannigfaltigkeit meist unpraktischer und unabgeschlossener Gedanken hier nur zwei Ausführungen an, in denen ihn sein starkes Nationalgefühl noch einmal einen untrüglich klaren Standpunkt, in der ersten zugleich den Rückweg aus altem Irrtum finden ließ. Der so sehr in Wünschen und Gedanken lebende Mann, der geborne Preuße, der ehedem sein Vaterland und dessen größten Regenten so abschätzig beurteilte, hatte dessen große Bedeutung als deutsche und protestantische Vormacht schätzen gelernt. Daher empfahl er jetzt, ihm die dauernde Durchführung dieser Rolle noch mehr als durch Verbindung mit Österreich durch Ausstattung mit einem größeren Länderzuwachs zu erleichtern. Nicht minder gewann er in seinem Aufsatze „Bekehrung der Juden" im siebenten Stücke der „Adrastea" über Lessing hinaus für diese Frage die richtigere Auffassung als Rassenfrage. Die Juden sind ihm ein asiatisches Volk, welches sich an ein für einen ganz anderen Himmelsstrich gegebenes Kultgesetz gebunden hält, und welches, wie er schon in den „Ideen" ausführte, in der politischen Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer staatlichen Bildung auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühle der Ehre und Freiheit gelangte, ein der Tugenden des Patrioten bares Geschlecht schlauer Unterhändler und kluger Wucherer und fast seit seiner Entstehung eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen. Demgemäß schreibt er jedem Staate die Pflicht zu, je nach seiner besonderen Art zu fragen, wie viele von diesem fremden Volke in seinen Grenzen diese Geschäfte ohne Nachteil der Einheimischen treiben dürfen, unter welchen Bedingungen, in welchen Schranken, unter welcher Aufsicht. Denn die Hoffnung der Zionisten, denen er dazu immerhin einen Messias-Bonaparte wünscht, die Hoffnung auf ihre Zurückführung ins Heilige Land, vermag der Kenner der Nationalcharaktere nicht zu teilen; sein Ziel ist, die verderbte Nation wieder zur Ehre zu erziehen. Der Mittel dazu giebt er drei an. Man soll ihnen die Quellen ehrlosen Gewinnes und Betruges verstopfen durch strenge Gesetze gegen Verlocker und Betrüger, gegen Hehler und Stehler, gegen Zins- und Trödeljuden; nur gehöre es dazu auch, daß mit der Verbesserung in gleicher Weise ehrlos gewordener Christen begonnen werde. Ein Ministerium, bei dem der Jude alles gelte, ein Departement, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben, seien nicht auszutrocknende pontinische Sümpfe; ein dem Juden verhafteter oberer Stand drücke durch sie alle Stände. Christen sollen bei Unter-

nehmungen ohne die Juden auszukommen lernen, und vor allem sollten sie nicht üppig dürftige Große, soll sie kein Christ zur Befriedigung aufs höchste getriebener Bedürfnisse mißbrauchen, und er werde nicht siebenfach wieder gemißbraucht werden, indem der Jude sonst in seine Geheimnisse und Schwächen hineinschaue und die seiner Bedürfenden verachten lerne. Dafür soll zweitens der unbescholtene Jude offen und ehrlich anerkannt und das ganze Volk von allen Beschimpfungen und allen seine Menschenwürde beeinträchtigenden Gesetzen verschont bleiben. Drittens soll der Staat sein unwidersprechliches Recht anwenden, diesen Fremdlingen, die er schützt, eine Erziehung zu geben, die seinen Grundsätzen gemäß ist. Dann würden die Mitglieder „dieses scharfsinnigen Volkes, abgelegt die alten stolzen Vorurteile, weggeworfen die Sitten, die für unsere Zeit und Verfassung, selbst für unser Klima nicht gehören, von allen Nationen als gleichgesinnte Mitarbeiter an der Gesamtkultur der Menschheit verehrt werden". Wahrlich, in dem unerbittlichen sittlichen Ernste, in der gleichen Offenheit und Gerechtigkeit gegen Juden wie Christen, womit hier die Behandlung einer Einzelfrage durchgeführt ist, hört man noch einmal den ganzen Herder, den edlen Menschenfreund, der gut gemacht sehen will, was frühere Behandlung Übles verschuldet, und den klaren Präger des nationalen Gedankens, der fragt, wie viel fremden Volksstoffes mit dem Blute der eigenen Nation vereinigt werden darf.

Im übrigen lassen uns selbst Herders beste Aufsätze der letzten Jahre zu keiner reinen Freude kommen; denn so weh es uns bei des Mannes unanfechtbar edlem Streben thut, läßt sich zweierlei nicht verkennen. Wenn wir manche seiner politischen Betrachtungen mit Schritten seiner Lebensführung vergleichen, fühlen wir jetzt eine Schwäche des Charakters; und an seinen Beiträgen zur deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte finden wir einen Mangel an Verständnis, ja ein absichtliches Verschließen gegenüber dem siegreich einziehenden neuen Geiste der drei Geistesgewaltigsten der Zeit: Goethe, Schiller und Kant.

Trotz aller bemäntelnden Einkleidung fühlte die gesamte weimarische Gesellschaft, der Herzog voran, die persönlichen Spitzen und allernächsten Beziehungen in den politischen Aufsätzen sehr wohl, und wenn sich Herder in seinen Schriften noch zu mäßigen vermeinte, so ließ er sich dafür um so unbedachter im mündlichen Verkehr gehen. Den mannigfachen Neidern, die ihm seine bevorzugte Stellung erweckt

hatte, machte er es so nur zu leicht, ihn als Republikaner und Jakobiner anzuschwärzen. Wir wissen schon, welche Folgen der Herzog diesen Verhältnissen Ende 1793 für den Verkehr Herders am Hofe gab, und entsprechend zurückhaltender zeigte sich Goethe, der sich auch in politischen Fragen nur von höchster Besonnenheit Erfolg versprach, sich darin überdies bei dem Urteile seines Herrn beschied und diesem überhaupt in unbedingter dankbarer Treue ergeben war. Zum vollständigen Bruche mit dem Herzog wie mit Goethe kam es im Jahre 1795 im Zusammenhang mit Herders Sorgen um die Erziehung seiner starken Familie, für welche sich die Ausgaben gegen die Mitte der neunziger Jahre zu unerschwinglicher Höhe steigerten. Von der lieblichen Tochter Luise und dem Spätling Rinaldo ganz zu schweigen, so studierte seit Michaelis 1792 der älteste, Gottfried, in Jena Medizin, der vierte, Adalbert, lernte in einer von Gleim ermittelten Stellung in Hadersleben die Landwirtschaft, Wilhelm, der dritte, sollte vor dem Eintritt in ein Hamburger Geschäft in einer Neuenburger Anstalt erst des Französischen vollends Herr werden, und der zweite, August, der sich später dem Berg- und Hüttenfach widmete, mußte gleichzeitig dort und später in Gottfrieds Obhut in Jena untergebracht werden; denn es galt, ihm erst sein zerstreutes, schöngeistiges Wesen abzugewöhnen, das die gesamte Hofgesellschaft, der Pate Goethe voran, bei diesem ihrem Lieblinge ehedem bedenklich gefördert hatte. Die drückende Not und die Liebe zu seinen ihm über alles gehenden Kindern überwand denn Herders anfängliche Scheu, an das Versprechen zu erinnern, das ihm der Herzog 1789 auch betreffs der Versorgung seiner Kinder gegeben hatte. Zumal durch Goethes Vermittelung ließ sich der Fürst auch zu bedeutenden Unterstützungen bereit finden, obwohl die bei seinen nicht zu glänzenden Einkünften natürliche Forderung, zur Verringerung seiner Opfer wenigstens Adalbert auf seinen Gütern, August in seiner Verwaltung beschäftigen zu dürfen, von Herder zurückgewiesen wurde, noch dazu mit kaum berechtigter Heftigkeit, ja Verächtlichkeit. Was Karoline, die alle Unterhandlungen führte und alle Sorgen des Gatten doppelt fühlte, mit all solcher Unform „ertrotzte", nahm Herder so gut an, wie später zum Beispiel eine Badeunterstützung von der Herzogin-Mutter, die sich dazu erst eines Perlenschmuckes entäußerte. Und das war nicht weiter schlimm; aber schlimm war es, daß er schon nach seinen Reden und Schriften den Vorwurf nicht entkräften konnte,

den ihm Goethe, der mit seinem Herzog tief gekränkte Freund, machen mußte, den Vorwurf „der Undankbarkeit in Leben und Betragen". Einen neuen Beweis solcher Gesinnung und mangelnden Vertrauens seines Oberhofpredigers sah der Herzog in der Art, wie sich dieser im Jahre 1801 hinter seinem Rücken um den — bayrisch-kurpfälzischen Adel bewarb. Der wenigstens in seinen Schriften so adelsfeindliche Mann hatte es wahrlich nicht um seinet-, sondern lediglich um seines Sohnes Adalbert willen gethan. Als sich dieser vom Herzoge nämlich nicht nur mit einem Pachtgute, sondern zugleich auch mit der Hand einer Pächterswitwe sollte versorgen lassen, hatte er vielmehr ein Gut in Stachesried bei Straubing gekauft und sah sich nun infolge des bayrischen Vorkaufsrechtes des Adels in diesem Erwerbe bedroht. Dem Sohne half der wirklich eintreffende Adelsbrief; dem Vater aber ließ der Herzog seinen Unmut entgelten, indem er diesem Adel für sein Land die Anerkennung versagte, ein Entscheid, der durch des Herzogs eigenes Zuthun zur Adelung Schillers noch kränkender gestaltet wurde. Erst in Herders letztem Lebensjahre gelang es Goethes Fürsprache, den Fürsten zur Zurücknahme dieser Verfügung zu bewegen, da sie auch Herders amtliche Beziehungen aufs empfindlichste störte.

Das Jahr nach dem Bruche mit Goethe, 1796, brachte auch die Trennung von Schiller. Wie dieser schon bei seiner ersten Ankunft in Weimar (1787) die Fühlung mit dem einflußreichen Oberhofprediger und berühmten Schriftsteller gesucht, so hatte er sich noch 1794 um seine Mitarbeiterschaft an den „Horen" bemüht. Eine Reihe von Aufsätzen Herders, die im ersten Jahrgange der neuen Schillerschen Zeitschrift erschienen, zeigen auch die freudige Bereitwilligkeit, womit sich Herder hier Schiller und Goethe gesellt hatte. Es waren „Das eigene Schicksal", ein als Selbstbekenntnis gelesen erschütternder Aufsatz, eine „Homer ein Günstling der Zeit" überschriebene Betrachtung, die ihm unverdient eine verdächtigende Befehdung durch den Philologen Friedrich August Wolff eintrug, der trefflich charakterisierende Vergleich „Homer und Ossian" und „Das Fest der Grazien" (SWS, Bd. 18). Die eine, sachlich unanfechtbare Seite an der Beurteilung, der Herder später das Schaffen Schillers und Goethes unterzog, wird dadurch gekennzeichnet, daß es die schon genannte Abhandlung „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung" in den „Horen" von 1796 war, die durch ihr Ausgehen auf einen nationalen Stoff, auf Erhöhung der Wirkung durch Beziehung zur Nation die

Scheidung der Geister herbeiführte. Schiller nahm von ihr nämlich die Veranlassung zu einem Briefwechsel, worin er gegen Herders Anschluß an die wirkliche, an die deutsche Weltpolemisiert. Nach seiner Ansicht muß ja vielmehr „der poetische Genius sich aus der wirklichen Welt zurückziehen, sich seine eigene Welt formieren und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fremden und idealen Zeitalters bleiben, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde". Herder zog sich grollend zurück. Er sah die tiefe trennende Kluft und empfand bitter die Unterstellung, deren sich mit den letzten Worten auch Schiller schuldig machte. Denn gegen die Auffassung, als habe er die Dichtung in den wirren Alltagsstreit hinabzerren wollen, hatte er sich gesichert geglaubt durch oft geäußerte Gedanken wie die folgenden: „Die Poesie solle trotz allem Fernbleiben vom politischen Parteistreit als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folgen", oder: „Das Wort des Dichters müsse vor allem ein Laut des Wunsches und Strebens der Nation, ein Hauch und Nachklang des Zeitgeistes sein". Diese Gedanken sind so richtig, wie die Thatsache unumstößlich, daß Herder in solchem Sinne die Seite an vielen Werken Goethes und Schillers aufgewiesen hat, auf welcher der Mangel ihrer Wirkung oder die Irreführung der Nachahmer durch ihr Beispiel beruhte, jenes mehr bei Goethe, dies namentlich bei Schiller. Jener mit seinem gemessenen Hellenismus erreichte das Ziel nicht, wie Herder ehedem gehofft, „in Wirkung aufs Volk" und gab durch seine Leitung des weimarischen Theaters der dramatischen Kunst allzusehr die Richtung auf „Repräsentation, Deklamation und Divertissement"; an diesem haben die Nachbeter wirklich die von Herder hervorgehobenen Äußerlichkeiten, „das Monströse und Pathetische, den schönrednerischen Klingklang und Bombast", für die Hauptsache gehalten und es durch falsche Nachahmung mehr empfinden lassen, als eine Zeitlang der gerechten Würdigung Schillers gut war. Aber nun freilich von Goethe nicht nur die „Elegien" und „Wilhelm Meister" als Unmoralitäten, sondern auch „Hermann und Dorothea", diese Vermählung griechischer Formenschönheit mit deutscher Innerlichkeit, als eine alltägliche Heiratsgeschichte von Hans und Grete zu verurteilen, das ging ebenso zu weit, als wenn er von Schiller z. B. „Maria Stuart" als „ein garstiges Weiberstück", die „Braut von Messina" als ein „Irrlicht und großes Unding", ja alle Stücke als monströs, bombastisch, als kalte Götzenbilder abthun wollte. Das hieß den grämlich moralisierenden Alten

spielen und sich unfähig zeigen zum Verständnis, unbereit zur Anerkennung des beim damaligen Zustande der Nation höchsten denkbaren Könnens, des wahrhaft freien Kunstschaffens zweier Meister, wie sie Deutschland noch nie besessen hatte. Er sah die weimarische Gesellschaft im Banne ihrer Zaubergewalt und erlebte die Anerkennung ihrer Meisterschaft in allen deutschen Landen, Schillers durch das Volk vor den Bühnen, Goethes bei den Kennern durch den Mund der romantischen Theoretiker; und grollend, daß die innige Verbindung der beiden ihm den Freund der Jugend vollends entzogen, stellte er sich seither gleichwohl in allen seinen Arbeiten zur Geschichte der deutschen Litteratur und zur Theorie der Dichtung, als ob am litterarischen Himmel wahrlich das Doppelgestirn nicht stünde, in dessen Schatten er sich gleichzeitig so empfindlich gerückt sah.

Nur zu sehr spiegelte sich diese Verstimmung in den letzten Nummern der achten Sammlung der „Humanitätsbriefe". Geflissentlich war da alle Mittelmäßigkeit anerkannt und sogar ein Zachariä „statt mancher neueren Ziereien den jungen Leuten in die Hand gewünscht". Das Lob, welches er ihrer Form wegen den Goethischen Dichtungen erst gespendet hatte, ward dann durch Ausfälle gegen ihre Unmoralitäten aufgehoben, und gegen Schillers Abhandlung über „Naive und sentimentalische Dichtung" richtete sich die Bemerkung, daß es keine Dichtung aus Reflexion gäbe. In gleicher Gesinnung schwieg er in den Bemerkungen über „Fabel, Märchen und Romane" im dritten Adrasteastück, die ihn auf gleichen Gedankengängen mit den ihm persönlich nicht genehmen Romantikern zeigen, Goethes „Wilhelm Meister" tot; wenn ihn aber manche Gedanken auch dieser Schriften, seine gleichzeitige Pflege der Oper in Theorie und eigener Dichtung, seine Forderung eines wirklichen Musikdramas voll ahnungsvollen Verständnisses für die Forderungen und Formen der Zukunft zeigen, so war in dem Abschnitte „Drama" des vierten Stückes das rückhaltlose Lob Lessings und vollständige Schweigen von Schiller ebenso bezeichnend, als im sechsten die Würdigung Newtons ohne jede Erwähnung der optischen Arbeiten Goethes. Noch deutlicher redete vielleicht schon im ersten Stück der „Adrastea" 1801 die Veröffentlichung der grämlich moralisierenden Allegorie „Äon und Äonis" (SWS, Bd. 28), die ersichtlich eine Verbesserung und Zurechtweisung des zierlichen und launig schlichten Gelegenheitsstückes „Paläophron und Neoterpe" sein wollte, das Goethe im Jahre 1800 zugleich zur Feier der

Jahrhundertwende und des Geburtstages der Herzogin-Mutter gedichtet hatte. Mit verdrossen ernster Lehrhaftigkeit wollte er auch in anderen Dichtungen dieser Jahre, seinen ungenießbarsten eigenen Schöpfungen, den schon genannten „Negeridyllen" und den „Legenden" in der sechsten Sammlung der „Zerstreuten Blätter" (1797), die den Stoff durch Form aufhebende Anmut Goethes überwinden, während er Schillers sprachschönen, gestaltenreichen und gedankentiefen Dramen — oratorienartige Dichtungen, wie „Ariadne-Libera" oder „Admetus' Haus" (erst aus dem Nachlaß veröffentlicht, jetzt SWS, Bd. 28) entgegensetzte.

Noch unglücklicher als dieser versteckte Krieg gegen die beiden Dichterfreunde verlief der offene Kampf mit dem Königsberger Denker. Herder hatte sich von der Studienzeit her Kant zu großem Danke verpflichtet gefühlt (vgl. oben, S. 11*), bis er dessen Besprechungen der ersten beiden Teile der „Ideen" in der „Berliner Monatsschrift" (1784 und 1786) zu lesen bekam. Denn hier ließ Kant deren schönrednerischen Verfasser ziemlich unbarmherzig die ganze Überlegenheit seiner Kenntnisse und Methode fühlen, und Herder hat auch vom dritten Teile an nicht mehr gewagt, den starken Gegner herauszufordern, ja sich zu mancher unerläßlichen Anbequemung an Kants Standpunkt verstanden. Im übrigen aber beobachtete er den Siegeslauf der Kantischen Philosophie, die auch seinem ganzen inneren Wesen zuwider war, auch mit persönlichem Widerwillen. Die „Kritik der Urteilskraft" (1790) mit ihrer Lehre vom interesselosen Schönen und ihrer Befreiung der Kunst von moralischen wie anderen fremden Zweckbegriffen konnte den immer zu lehren beflissenen Mann nicht befriedigen. Dazu hatte ja eben mit ihrer Hilfe Schiller nicht nur seine eigenen ästhetischen Anschauungen gewonnen und aus ihr die Begeisterung für jene über Zeit und Nation erhabene Kunst eingesogen; sondern an diesem Werke hatte er auch Goethen das Verständnis Kants zu vermitteln vermocht und sogar über die „unmoralische" Goethische Kunst die Weihe auszusprechen gewagt. Noch ärgerlicher, als eine Bedrohung alles wahrhaft religiösen Lebens, empfand er die Erfahrungen, welche er auf seinem eigentlichsten theologischen Gebiete, bei den Kandidatenprüfungen immer häufiger machte. Wielands Schwiegersohn Reinhold hatte der Kantischen Philosophie auf der Landeshochschule Jena die Stätte bereitet, und sein Nachfolger Fichte vertrat sie noch hinreißender. Unter ihrem Einflusse kleideten die jungen Theologen jetzt ihre Ge-

danken in die trockene kantische Fachsprache oder ersetzten gar den innerlich gelebten Herzensglauben durch den „moralischen Vernunftglauben, dieses gefälligste Kissen für Schlaftrunkene". Mit wahrem Ingrimm sah er so die Religion aus einem Lebensbedürfnis der Empfindung und des gesamten Menschheitsgefühls zu einer diskutierbaren Sache der Vernunft gemacht. Mit dem unablässigen sittlichen Ringen des nie befriedigten Mannes vereinigte sich denn die eigene religiöse Empfindung und das amtliche Verantwortlichkeitsgefühl zu gemeinsamem Widerstande. Zuerst hatte er daran gedacht, eine Gymnasialselekta einzurichten, in der die jungen Leute vor dem Abgange nach Jena durch philosophischen Unterricht gegen die Gefahren der Kantischen Philosophie gefeit werden sollten. Als dieser Plan scheiterte, entschloß er sich kurzerhand zu deren litterarischer Befehdung. Auch wäre diese über die persönliche Empfindung und vermeintliche amtliche Verpflichtung hinaus auch vom sachlichsten, dem philosophischen Standpunkte wohl berechtigt gewesen. Der Mann, der alles in der Einheit der göttlichen Liebe ruhend empfand, der alles, Gedanke und Wort, Inhalt und Form, Stoff und Vers, Land und Leute, Gott und Welt „in Eins sah", fühlte sehr wohl die Schwäche des Kantischen Dualismus, das unvermittelte Nebeneinander der dies- und jenseitigen Welt, des Reiches der sinnlichen Erscheinung und des geistigen Seins. Aber freilich, mit polternden, oft nahezu grobianischen Ausfällen gegen den Zerstörer seines einheitlichen Weltbildes, seines lebenswarmen Herzensglaubens, selbst einigen sprachlichen Begriffsbestimmungen konnte er nimmer ersetzen, was der steten Unfertigkeit und Unselbständigkeit seines philosophischen Denkens mangelte, jegliche wirklich philosophische Methode. Nur zu deutlich verrieten diesen Mangel auch die in kurzen Monaten aufs Papier geworfenen Streitschriften: „Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" (Leipz. 1799, 2 Bde.) und „Kalligone", oder, wie sie ursprünglich heißen sollte, „Die Metakritik der Kritik der Urteilskraft" (das. 1800, 3 Bde.). Kein Wunder denn, daß sie von den berufenen Vertretern der neuen Philosophie vollständig in nichts aufgelöst werden konnten und noch auf uns nicht anders als unerquicklich wirken.

So stand der ehedem Führende, im Kampf mit den herrschenden Geistesmächten der Gegenwart gescheitert, rückwärts gewandt, in grollender Vereinsamung abseits. Daran vermochten auch die Bekanntschaften, die er aufrecht erhielt oder jetzt noch schloß, wenig zu

ändern. Treu hielt noch immer Knebel zu ihm, und Johann Georg Müller beriet er bei dem Umsturz der Baseler Verhältnisse am Ende des vorigen Jahrhunderts mit großer politischer Ruhe und persönlicher Hilfsbereitschaft. Ein neuer Bekannter war Jean Paul Friedrich Richter, der auf Herders Veranlassung vom Herbst 1798 bis Frühjahr 1800 in Weimar seinen Wohnsitz nahm. Noch weniger als dieser ward ihm der romantische Physiker Johann Wilhelm Ritter, und gar zu denen, mit denen ihn nach einer brieflichen Vorstellung schon des Jahres 1795 Goethe mit Bedauern in Verkehr sah, gehört der persönlich eitle und ästhetisch unreife Verfasser der „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Litteratur in Deutschland", Garlieb Merkel, dem seine haßschwangeren Urteile über Goethe, Schiller und die Romantik im Hause hinter dem himmelversperrenden Dache der Stadtkirche die Thüren geöffnet hatten. Nur zu innerem Unfrieden konnte es auch führen, daß er mit dem Rektor Böttiger um dessen litterarischer Schildknappendienste willen äußerlich herzlichste Freundschaft aufrecht erhielt, während er ihm doch die Durchkreuzung mancher seiner Pläne, mit wundestem Herzen aber die sittliche Gefährdung seiner lieben Gymnasialjugend zuschrieb. Auch daß der edle Hamburger Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schröder ihn an die Pflege seiner auf Riga zurückgehenden Zugehörigkeit zu den Freimaurern mahnte, führte wohl zu den Abschnitten über diese im achten Adrastea-Stück (SWS, Bd. 24, S. 126 ff.). Aber man bedenke, daß er dort in Übereinstimmung mit Lessing ausführt, auch ohne Mitglied zu sein, könne man „das alleinige würdige Geschäft der Gesellschaft üben, ohne Rücksicht auf Religion und Politik das Beste der Menschheit für jetzt und die kommenden Zeiten" zu wirken; man höre die Worte, die er in früheren Entwürfen zu Gesprächen über geheime Gesellschaften geschrieben hat: „Offene Wahrheit allein ist das Kind Gottes, jede menschliche Wahrheit muß beim Licht der Sonne betrachtet und von Menschen geprüft werden können", oder die Klagen, die er dort einen Novizen aussprechen läßt, „er habe dort Menschen gefunden, die er an diesem Orte nicht zu finden vermeinte, so daß ihm bei manchem, manchem der Bruderkuß und die Brudermarmung schwer geworden sei". Dann wird man verstehen, daß er auch im Besuche der weimarischen Loge für den Verkehr mit den Besten keinen Ersatz finden konnte.

Mit um so tröstlicherer Freude ruht da endlich unser Auge auf

der Stätte, in der sich Herder in aller Unfreundlichkeit der rastlos über ihn hinausschreitenden Welt stets sicher ruhen fühlte, in seinem Heim, an der Seite seines Weibes, im Kreise seiner Kinder. Ehedem hatte ein anregendes Abendgespräch und ernstes Abendlied fast jeden Tag beschlossen; jetzt übte die junge Frau, die der älteste, nun als Arzt in Weimar thätige Sohn der Familie und dem Tische der Eltern zugeführt hatte, nicht minder fleißig des Vaters Lieblingskunst, die Musik. Selbst auf die Dichtungen der letzten Jahre fällt durch ihre Beziehungen zu Weib und Haus ein verklärender Schein. Wenn freilich Herder im stillen gehofft hatte, mit Melodramen „Ariadne-Libera“ und „Admetus' Haus“ einen Ersatz der Schillerschen Tragödien zu schaffen, so haben sie das so wenig werden können, wie das Muster des Musikdramas, das erst ein so ganz anderer zu schaffen vermochte. Dagegen muten sie uns wohl liebenswürdig an als persönliche Gelöbnisse und Bekenntnisse. Es sind Gelöbnisse unwandelbarer Treue und Dankbarkeit gegen sein treues Weib, das alle seine Neigungen und Abneigungen mit ihm teilte und seine äußeren Sorgen zum größeren Teil auf sich nahm, und man hört das stille Eingeständnis heraus, daß er über der Vertiefung in die Bücher und über Sorgen um die ganze Menschheit deren ihm nächsten Gliedern oft ein stummer Hausgenosse gewesen war. Nicht minder verdankt der erst aus dem Nachlasse veröffentlichte „Cid. Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen v. Vivar. Nach spanischen Romanzen“ (vgl. Bd. 5 unsrer Ausgabe) seinen Erfolg, den dauernden Perlen unserer Nationallitteratur eingereiht worden zu sein, der Stimmung, mit der Herder in dem Verhältnis des Cid und Ximenes eine ideale Wiederspiegelung des seinen zu Karoline gestaltete. Sorge um ein liebes Familienglied war es auch, die ihn Sommer 1803 auf Reisen führte. Im erzgebirgischen Schneeberg in den dortigen Hüttenwerken suchte er seinen Sohn August auf, und in der sächsischen Hauptstadt, dessen gebildete Gesellschaft ihn wetteifernd noch ganz als den berühmten Mann feierte, hatte er die Freude, jenen durch Fühlung mit den Behörden vor den übeln Folgen leichtsinnigen Geschäftsgebarens bewahren zu können. Schon einen Monat darauf kündete sich durch einen Ohnmachtsanfall das Leiden an, das ihn nach mehrfachen Schlagflüssen noch am Schlusse, am 18. Dezember desselben Jahres in die Ewigkeit rief, nachdem er im ersten Viertel mit wehmütigen Gefühlen den geliebten Gleim und den verehrten Klopstock hatte vorangehen sehen.

Nur um die Frist, in noch zwei Adrasteastücken seine letzte, mannigfach verbesserte Meinung künden zu können, hatte der bis zuletzt geistesklare Mann seinen Sohn Gottfried gebeten: so wenig hatte der Rastlose sich noch genug gethan. Und doch hatte er, worin die Grabschrift über der Gruft in der Weimarer Hauptkirche das Ziel seines Lebens zusammenfaßt, „Licht, Liebe und Leben" hundertfältig ausgestrahlt. Es dankten's ihm, der so oft den werkthätigen Naturmenschen mit gesunden Sinnen über den grübelnden Gelehrten gesetzt, vier in praktischen Berufen sich trefflich bewährende Söhne; es dankten und bezeugten's fünf ihm teuerste Menschen, sein treues Weib, indem es die „Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds v. Herder" schrieb und sammelte, und der älteste Sohn mit den Freunden Heyne, Johann Georg und Johann Müller, indem sie ihr die erste Gesamtausgabe seiner Werke herstellen halfen. Es danken's ihm noch die verschiedensten, namentlich geschichtlichen Wissenschaften, Sprach-, Litteratur- und Staatengeschichte, Bibel-, Länder- und Völkerkunde, indem sie die schon von ihm vertretene genetische Auffassung und Entwickelungslehre zu wissenschaftlicher Methode fortgebildet haben; es dankt es ihm die deutsche Dichtung, daß ihr das neue deutsche Lied erstanden, daß er die Perlen der Weltpoesie ihr gewinnen lehrte. Möchte ihm endlich den schönsten Dank abtragen — die Nation, indem sie sich über den kühlen Forscher Lessing hinaus durch Herders gemütswärmere, empfindungsstärkere Beredsamkeit neben weltumspannenden Humanitätsgedanken mit dem ersten, was uns Deutschen not thut, mit starkem nationalem Fühlen und Wollen erfüllen läßt.

Herders Sprache.

Zum Schluß einige Bemerkungen über Herders Sprache, die den der Sprachgeschichte weniger kundigen Leser gegenüber ihren Abweichungen den rechten Standpunkt finden lassen sollen.

Mehr als die Sprache wohl aller unserer anderen Klassiker zeigt die Herders Abweichendes. Wer die Ausführungen der „Fragmente" (Bd. 1, S. 26 ff. dieser Ausgabe), namentlich über die Idiotismen, gelesen hat, kennt auch den einen wichtigsten Grund dafür: seine Freude an mundartlicher Eigenart, ja Derbheit. Daneben gebar seine außerordentlich sprachschöpferische Kraft zahllose neue Ausdrücke, Ableitungen und Zusammensetzungen; die Entstehung aller seiner Schriften sozusagen im Selbstgespräch führte ebenfalls naturgemäß auf die Formen, wenn nicht der volkstümlichen, so der mündlichen Rede, und in den Jahren des Sturmes und Dranges wirkte die Sucht zu naturwüchsiger Kraft noch steigernd in ähnlicher Richtung. Erst die Jahre der Vollendung, als er sich zur geschlossenen systematischen Form der „Ideen" zusammennahm, ließen ihn in einer ruhigen Gedankenführung und gehobenen Ausdrucksweise klassisches Ebenmaß erstreben. Dann wieder beim Sinken der Kräfte hielt er wohl die klassischere Ausdrucksweise fest, kehrte aber im übrigen zu den loseren Formen des Briefes und Gespräches zurück, die einst seiner Jugendfrische und Keckheit dramatisch packende Wirkung ermöglicht hatten, während sie es ihm jetzt erleichterten, in behaglicher Breite zwischen mannigfachen Meinungen in ungesammelter Lockerheit dahinzuschlendern.

Die Eigenart des Herderschen Wortschatzes beruht einmal auf der Beibehaltung einer älteren, namentlich der in der gesprochenen Rede seiner Zeit und Heimat noch festgehaltenen Sprachstufe, ebenso hinsichtlich der Form, wie der Bedeutung. Solch alte „Wortschätze", wie er sagen würde, sind z. B. Augenbraue, darohne, Reuter, für statt vor (sich für der Spinne fürchten), zu Hause gehören,

othmend, Zügling=Zögling, und das immer beibehaltene dörfen, dorfte, wenn ich dörfte. In älterer Bedeutung steht z. B. Artist=Philolog, Beigehörde=Zubehör, Mannheit=Tüchtigkeit, Würde=Wert, Witz=Klugheit, Verstand, einig = einzig, einförmig = übereinstimmend, unterschieden = verschieden, gegenseitig = anderseits, chymisch = chemisch, launisch = humorvoll, humoristisch, bürgerlich und politisch=fein, gebildet, kultiviert, kindisch=kindlich, triftig=treffend, vorgefaßt=voreingenommen; entstehen = abstehen von, dürfen = bedürfen. Auch für den Umlaut ist ihm mit der älteren Sprache das Gefühl noch lebendiger, so wenn er schreibt: gülden, hällisch, Journäle, Täucher, Naturkündiger, Vikär, oder umgekehrt: ausdrucken, er futtert. Überwiegend niederdeutsch, zum Teil im besonderen baltisch sind Formen wie: dreust, Dreustigkeit, faselnackt, jähnen, (so) denn = dann, mehr =noch, Schlaube=Schale, Trummel, Knittermädchen=Strickerin; propfen, Stümpchen; sammlen, stammlen; trauren, feiren, Johannswürmer, und besonders Zusammensetzungen mit innerem=s: Triumphslied, Altarsgesang, Rednersort. Von den Hunderten eigener Neubildungen Herders seien nur einige angeführt, nämlich solche, die die Kühnheit seiner Bildungen zeigen oder bei ihm besonders beliebten Arten angehören. Vgl. gleichsamen=vergleichsweise, mit einem einschränkendem gleichsam aussagen, schriftgebildet, Letternbildung, eingekörpertes Wesen, gotteingegeistet, weißellbogicht, Englands Meerlage, Mächtnis, Magisterton, Mancherleiheit, Scheinempfindung; dann die langen Reihen weiblicher Wörter auf =e, wie: die Runde=Rundheit, Rege, Nachtträge, Gleiche, Krümme, Satte; männlicher auf =er in der eigentlichen Bedeutung des Zeitwortes, wie: Phrasenmacher, Erhörer, Ausführer, Vortöner und so auch Seher = Besichtiger; endlich Bildungen auf =un: unbereist (= wenig umhergekommen), unentnervt, unteilnehmend, unerrötend, unanmaßender (= weniger anmaßend), allen Mächten unzerstörbar; Ungedanken, Unwort, Unbezeichnung, Unebenmaß. Oft erscheint noch als, wo heute nur wie üblich ist.

In der Formenbildung wirkt am meisten mundartlich=altertümlich die Erhaltung starker Formen, wo jetzt schwache, schwacher, wo jetzt starke herrschen. Vereinzelte solche starke Formen sind: des Frie=

des, die Mehrzahlen die Geschichte, die Gemahl, gewissermaße. Häufiger ist umgekehrt die schwache, statt der jetzt üblichen starken Form, wie: einen Flecken, der Sinnen; die Infinitiven, Organen, Synonymen. Manchmal hängt solche Formgebung auch mit dem Schwanken des Geschlechtes zusammen, namentlich bei den fremden, doch auch bei einheimischen Wörtern. So heißt es in älterer Weise bei ihm: die Hindernis, das Schrecken, der Rudiment, der Zepter, der Periode (Gen.: des Perioden, erst später: die Periode, Gen.: der Periode), das Punkt. Auch die Schreibung und Behandlung hinsichtlich der Biegung ist bei den Fremdwörtern schwankend. Man findet ganz fremde Formen, wie Data, dem Principio, der Colossus, der Embryon, die Symbōlē; das Costume, der Luxe, die Acteurs, oder niederdeutsch mundartlich: die Schulrectors, Doctors, und kräftig eingedeutscht: die Klubb (= Klubs), die Charāktĕr, zu solchen Monstren (monstra = die Ungeheuer), selbst verbequemlicht Koliseum. Eigennamen haben gewöhnlich noch die Endung -(e)n im dritten und vierten Falle: Sulzern, Wolffen, und im zweiten trotz vorausgehenden Geschlechtswortes -s: des Homers, eines Platons. Am allerwenigsten ist die Verwendung der starken und schwachen Formen des Eigenschaftswortes geregelt, insofern sich noch starke Formen finden nicht bloß neben Wörtern noch heute schwankender Fügung, wie all, sondern auch neben Für-, ja Geschlechtswörtern, die heute ausnahmslos schwache Formen neben sich haben. Also schreibt Herder nicht bloß alle alte Sprachen, sondern auch: diese entworfne Bilder, die verstümmelte Meisterstücke, der helle und dunkle Silben, unter die unterredende Personen, die meiste; freilich auch umgekehrt: unser kleine Rest, o philosophischer Weltweise! Vor allem bleibt wie in der bequemen Mundart nach einem Stamm mit r gewöhnlich die Endung -er weg: ein ander Schmerz, in kürzer (= kürzerer) Zeit. Oft erscheint auch das Eigenschaftswort vor dem sächlichen Hauptwort noch in ungebeugter Form: ein deutsch Lexikon. Anderseits freilich sagt er substantivisch noch: unser Deutsches, wo jetzt die ungebeugte Form unser Deutsch, und ihr Deutsche, wo jetzt die schwache Form: ihr Deutschen üblich ist.

Vereinzelte ältere Formen sind außerdem z. B. die Bilde; die längere Form des Geschlechtswortes im dritten Falle der Mehrzahl: zu denen feineren (Ideen), daneben umgekehrt auch einmal der

statt deren, ja sogar relativisches der neben dem Hauptworte: nach dem Maße man sie sinnlich darstellen kann. Was steht teils in alter Weise mit unkenntlichem zweitem Falle: was Arbeit es gegeben, teils in norddeutscher Art = das oder welches auf ein Hauptwort bezogen: ein Buch, was, ein Denkmal, was.

Von den Zahlwörtern steht mehrere bisweilen noch wirklich vergleichend = mehr; beide hat auch die Einzahlform: in beidem Falle, und zwei wird noch nach den Geschlechtern geschieden: zween Männer, zwo Frauen, zwei Kinder.

Beim Zeitwort sind erwähnenswert die alten naturwachsenen Formen: darbeut, verbeut, fleuch und ähnliche; er satzte; sie seyn = seien; er hat verdrungen; er sahe, es geschahe und das volkstümliche: du willt, sollt. Die abhängige Form der Vergangenheit hat oft noch die ältere Umlautsform: er hübe, schwüre, gölte. Die der Gegenwart wird noch so lebendig empfunden, daß der für unkenntliche Formen heute übliche Ersatz oft noch unterbleibt und es z. B. heißt: die Stackhouse und Lilienthale mühen und drehen sich (= mögen sich mühen und drehen) als sie wollen. Diese Erscheinung ist am häufigsten in Nebensätzen, da ja in deren verschiedensten Arten, Aussage-, Frage- und Absichtssätzen, der Konjunktiv überhaupt häufiger ist. Die Umschreibung Laßt uns verspottet Herder gelegentlich (SWS, Bd. 8, S. 252) als den Prachttitel eines römischen Königs oder orientalischen Kaisers; selbst aber gebraucht er dieses laß[t] dafür in mundartlich erstarrter Form, d. h. ohne Einfluß auf die Fügung: laß er (= mag er) das immer sagen. — Auch in der gelegentlichen Bildung der zweiten Vergangenheit ohne worden (durch seine Spekulation ist nie der Geist einer Nation geändert) verrät sich der Einfluß der norddeutschen Mundart.

Auf dem Festhalten einer volkstümlichen und älteren Sprachstufe, dazu auch mancher Freiheit mündlicher Rede, endlich auf bewußter Ablehnung mancher künstlichen Grammatikerregel beruhen auch die Unregelmäßigkeiten der Wort- und Satzfügung Herders.

Es ist ältere, weniger einordnende Fügungsart, zu stellen: Von Unwissenden der Kunst und Wissenschaft, Glücklicher Göttersohn über sein Unternehmen! Das Ausgehen von der mündlichen Rede, welche die von ihm verteidigten Inversionen liebt, welche es ermöglicht, für das Auge Getrenntes durch den Ton zu binden, erklärt wieder Stellungen wie: Unsere selbst dichte-

rische Gleichnisse, die meisten unserer selbst Beweisschriften; nur sie müssen es geben, wie es ist; nur wir bemerken sie nicht anders als in Anwandlungen... Ältere Fügungsweisen von Zeitwörtern sind z. B. folgende. Jetzt trennbare bleiben ungetrennt: man durchgehe die Lehrbücher, ich bin durchgangen; fußen und beruhen auf werden mit dem vierten Fall verbunden; oder es wird noch kühner gesagt: unsere Litteratur ist ganz Flug, ganz Höhe und ohne Fuß auf die deutsche Erde; endlich werden Zusammensetzungen intransitiver Zeitwörter transitiv gebraucht: die Statuen vorbeigehen. Vor allem die Mundart wirkt bei einer Fügung wie: mit alles.

Wieder ältere Weise ist es, wenn neben dem zweiten Falle des Besitzers noch das besitzanzeigende Fürwort erscheint: jenes seine französierende Wortkritiken. Eben dahin gehört es, wenn die Verneinungen gehäuft werden: klagen, daß keine solche morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Samen poetischer Fabeln zerstreut; sogar neben ohne: ohne auch nicht einmal (= ohne auch nur) das Licht der Natur erkennen zu wollen, und gewöhnlich: hindern, daß nicht. — Die gesuchte Kürze, daß Zeit- und Hilfszeitwörter oder das Geschlechtswort weggelassen und vollständige Sätze durch fragend und ausrufend hervorgestoßene Hauptwortverbindungen ersetzt werden, ist hauptsächlich den stürmischten Schriften der siebziger Jahre eigen. Aber auch nachdem er sich hier geradezu übernommen hatte, ist manches dauernd geblieben. So der Verzicht auf den Artikel in der Fügung: in Norden, gelegentlich auch auf das Subjektswort: Hast du keine Situation gehabt, wo im Herzen dessen bist, dessen Existenz du empfindest? und die gewöhnliche Weglassung des hinweisenden Umstandswortes vor daß: wenn einer mich (dafür) schadlos hielte, daß zehn Schöngeister mich für einen Träumer schelten (aus dem Jahre 1767) und: Wodurch wird das Erhabene bewirket? Ohne Zweifel (dadurch), daß uns auf einmal der Faden unserer Gedanken und Zeitmomente zerrissen wird (aus dem Jahre 1800). Etwas Verwandtes ist auch die Zusammenziehung: den entgegengesetzten Weg, den (statt: von dem, den) man uns heute zuschreiet. Die Vorliebe für eine nicht in den grammatischen Stiefel gezwängte Art der Rede verraten wieder Fügungen nach dem Sinne, wie: ein Christ, wie die meisten sind,

halten sich zu niedrig, oder Bewahrung der selbständigen nominativischen Beisatzform: laßt Sulzern, der noch lebende Baumgarten, die Wörter ... bestimmen!

Vor allem hat sich mit den beiden Fügungsweisen, an denen sich nach immer auf Knappheit gerichtetes Streben selbstherrlicher Sprachgestalter versucht hat, auch Herder die mannigfachsten Kühnheiten erlaubt, mit den Mittelwort- und Nennformfügungen (Partizipial- und Infinitivkonstruktionen). Man höre nur den kühnen aktivischen und reflexivischen Gebrauch: Das Volk fühlt die Inversionen, zumal von Jugend auf gelernt und sich gleichsam nach ihnen gebildet, so innig und übereinstimmend, daß ... Unangeschlossene Fügungen finden sich nicht nur hundertfältig in der bekannten Weise: auch ihre neue Religion unbetrachtet, sondern gar nicht selten auch freier: die Griechen dahingestellet, ihnen Himmel, Land, Verfassung, ein glücklicher Zeitpunkt gegeben: sie bildeten, erfanden, nannten, und in ähnlicher Weise mit Umstandsbestimmungen statt des Mittelwortes: Eine Gestalt der Schönheit, der Liebe, des Reizes ... unter einem Mantel von Stein, wäre alles, was sie sein sollte, verschleiert und verloren. — Auch als Subjekt seiner Nennformen, zumal passivischer, muß bei ihm oft ein anderes Wort als das Subjekt, ja oft ein im übergeordneten Satze gar nicht enthaltener Begriff ergänzt werden: Der Rektor wird nur die Meisterstücke auswählen, um zum Denkmale im Archiv der Schule aufgehoben zu werden. Denken zu lernen (= damit der Mensch [man] denken lernt), wird diese technische Verbindung bloß zu einem Werkzeuge. Auch kühne Versuche, unserer Sprache die bequeme Fügung des Akkusativ mit dem Infinitiv zu gewinnen, fehlen nicht: einige akademische Thyrsusträger, die sich Bacchus zu sein glauben; — eine Anmerkung, von der ich wünschte angewandt zu werden.

Unter den Arten der Satzverbindungen ließ die Annäherung an die mündliche Rede natürlich die Formen der Anreihung und Beiordnung bevorzugen: Freilich urteilen viele, wie jener Schuster vor dem Bilde Apelles'; allein die rechne ich nicht: sie hätten schweigen sollen, auch Klopstock hat sie nicht gerechnet, u. s. w. Dem entspricht es, daß die Rede aus einer unterordnend begonnenen Fügung sogleich wieder in die Beiordnung

hinausstrebt: Stellet griechische Statuen hin, daß jeder Hund sie anpisset — zugleich ein Beispiel volkstümlicher Derbheit! — und ihr könnt (= wenn ihr nicht könnt, ohne daß ihr könnt) dem Sklaven, der sie oft vorbeigeht, doch kein Gefühl geben, zu merken, daß sie da sei und er ihr gleich werde: so habt ihr also doch einen Zaunpfahl hingesetzt... Nur ein besonderer Fall dieser Erscheinung ist es, daß in Relativsatzreihen sehr bald die relativische Einleitung durch eine Form von er, sie, es ersetzt wird: dies ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles in ihm bildete und zusammenfügte... Gedanken großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, einteile und also denken, schließen, beweisen, einteilen lerne. Der Schluß des letzten Beispiels zeigt zugleich noch eine andere Erscheinung bequem fortspinnender Rede, daß nämlich ein neuer Gedanke in der alten Satzform angereiht wird, obgleich deren Abhängigkeitsverhältnis für ihn gar nicht mehr paßt. Man vergleiche noch: Der himmlische Gedanke formete sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie (= die Seele) aber in den schönsten Jahren seiner Mutter; oder: Sie ist ein leerer Name, den ich nicht entwickeln und der andere also nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt.

Soviel von einigen besonders hervortretenden Eigentümlichkeiten der Sprache Herders. Von ihrem äußeren Gewande sind zwar Rechtschreibung und Zeichensetzung, die bei Suphan bis auf jedes Tüpfelchen der Handschriften und mit allen Zufälligkeiten allgemeinen damaligen und besonderen Herderschen Gebrauches wiedergegeben sind, den Grundsätzen dieser Sammlung gemäß nach dem heutigen Brauche gestaltet; doch ist dabei nicht das geringste an den Schreibungen geändert, deren von der heutigen abweichende Gestalt der Ausdruck eines ehedem anderen Klangwertes ist.

Über die neuere deutsche Litteratur.

Einleitung des Herausgebers.

Die beiden hervorragendsten und einflußreichsten Schriften aus Herders Rigaer Zeit sind seine „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur" und die „Kritischen Wälder". Namentlich das erste dieser Werke ist im letzten Grunde aus Gedanken erwachsen, zu welchen Herder schon in seiner Königsberger Studienzeit durch die von Lessing, Mendelssohn und Nicolai herausgegebenen Briefe, die neueste Litteratur betreffend, angeregt worden war. Am Leitfaden dieser Briefe, der durch die vielen Anführungen im Texte deutlichst kenntlich wird, „sich von der Litteratur seines Vaterlandes in den letzten Jahren zu unterrichten, aber nicht nur ausziehend, sondern ihre Aussichten bald erweiternd, bald zurückziehend und seitwärts lenkend", wollte er in vier Sammlungen die „vier Ländereien" der Litteratur: Sprache, Geschmackswissenschaft, Geschichte und Weltweisheit, überschauen. Thatsächlich sind indes nur drei Sammlungen Fragmente ausgearbeitet worden und 1767 anonym bei Hartknoch in Riga erschienen. Darin war aber nur die erste Länderei, Litteratur und Sprache, bestellt; doch waren dafür die vielen hieran geknüpften Fragen unter zwei große Gesichtspunkte gesammelt, das sind: die Sprache als Grundlage der Litteratur und: Das Verhältnis der deutschen zu den ihr als Vorbilder dienenden fremden, vor allem morgenländischen und klassischen Litteraturen.

Die erste Sammlung setzt im ersten Fragment mit einem Hamannschen Gedanken in Herderscher Fassung ein: Der Genius der Sprache ist auch der Geniu von der Litteratur eines Volkes, und formuliert die Fragen, die sich aus diesem Verhältnis über das Wesen und Werden, die Eigenart und Ausbildung einer Sprache beantworten lassen. Das zweite Fragment ergänzt Ausführungen der Litteraturbriefe über den Ursprung der Sprache durch eine eigene dichterisch tiefsinnige Zeichnung ihrer Lebensalter, deren drei unterschieden werden: ein jugendliches und poetisches, ein männliches, das der schönen Prosa gehört, und ein greisenhaftes oder philosophisches. Wie diesen Stufen die verschiedenen Arten der Litteraturwerke entsprechen,

namentlich der ersten die älteste, unnachahmlichste und eigenartigste Dichtung jedes Volkes, die Volksdichtung, deutet das dritte, daß die deutsche Sprache noch im mittleren Lebensalter stehe, das vierte Fragment an. Dabei wird zugleich als Thema für das folgende der Nachweis hingestellt, wie unsere Sprache entweder für die Philosophie richtiger und deutlicher oder für die Dichtung vielseitiger, schöner und lebhafter, oder, was noch besser, zu beiden gleich tüchtig gemacht werden könne; und als Wege dazu werden die richtige Reflexion über das Wesen der Sprache und eine die Eigenart des Fremden würdigende und die Selbständigkeit des Heimatlichen wahrende Übersetzungskunst bezeichnet. In den Fragmenten 5—8 wird der erste Weg gewiesen: Herder macht auf den hohen Wert der deutschen Idiotismen aufmerksam, er rühmt die Verdienste, welche sich die Schweizer durch die ersten Arbeiten über mittelhochdeutsche Dichter, Luther und Logau um die Bereicherung unserer Sprache erworben haben, und verurteilt mit Nachdruck die engherzige Sprachregelung Gottschedischer Art. In den nächsten Fragmenten (8—11) begründet er dann die hohen Anforderungen, welche an die Übersetzungskunst gestellt werden müssen: nur wo sich die feinste Nachempfindung und sachliche Beherrschung der fremden Stoffe und Zeiten mit dem tiefsten Verständnis für die Eigenart unserer Sprache verbindet, können Meisterwerke der Verdeutschung gelingen. Nicht minder lesenswert ist der in Fragment 12f. geführte Nachweis von dem Vorteile der Freiheit in der Wortstellung, der Inversion, wie Herder sagt, und von den Vorzügen, die in solcher Hinsicht unsere Sprache vor der schon philosophischeren französischen habe. Nachdem dann im 14. Fragment den Bemerkungen der Litteraturbriefe über die Bildung des deutschen Hexameters die Forderung freier Rhythmen entgegengestellt ist, ruft Herder im 16. und 17. gegenüber der gründlichen Langeweile und nachbetenden Unselbständigkeit der meisten deutschen Schriftsteller nach Originalen, nach Genies, die zu der selbständig genützten Schule der Alten einige Dosen französischen Witzes und englischen Humors hinzufügen und damit endlich anmutige Werke von deutscher Eigenart schaffen sollen. Im 18. Fragment folgt dann noch eine verständnisvolle Würdigung der besten neueren deutschen Originalschriftsteller, darunter Winckelmann, Abbt, Spalding und Hamann, und als Beschluß ein Abdruck von Ausführungen der Litteraturbriefe „Über das Ideal der Sprache".

Der zweiten Sammlung geht sowohl ein vorläufiger Diskurs

als eine Einleitung voraus. In jenem wird das Ideal eines Kunstrichters oder Kritikers gezeichnet, unverkennbar positiver, als es Lessing in den Litteraturbriefen verkörperte. Wie sich Herder an diesem damals überhaupt noch mehr reibt, als daß er sich mit ihm in Übereinstimmung erklärte, macht er dann besonders in dem letzten Drittel des Diskurses, unter aufdringlichem Aufputz mit antiken Citaten und Anekdoten, namentlich an den letzten drei Teilen der Litteraturbriefe allerhand Ausstellungen: sie genügen dem von ihm hingestellten Ideal *anempfindender* Kritik nicht mehr, beschäftigen sich zu sehr mit den Fehlern auch der Mittelmäßigkeit und werden oft sogar persönlich kränkend. Die *Einleitung* stellt das Thema für die zweite Sammlung fest: gegenüber den auch im 16. und 17. Fragment anklingenden bloßen Klagen der Litteraturbriefe über den Mangel an deutschen Originalen soll aufmunternd der Weg zu eigenartigen heimischen Schöpfungen gewiesen werden. Freilich wird dieser Weg bescheidenerweise zunächst nur in der nachempfindenden Betrachtung fremder Originalwerke gesucht. Wie in der ersten Sammlung die Ausbildung der deutschen Sprache, so wird denn hier unter diesem Gesichtspunkte, der vor allem den „Gedanken über Originalwerke" des Engländers Young (deutsch Leipzig 1760) entnommen war, die Frage nach der Bildung unserer (poetischen) *Litteratur* durch Nachahmungen behandelt. Auf des hervorragenden Göttinger Orientalisten und Theologen *Michaelis* Nachweise des Nationalen in den biblischen Dichtungen fußend und ausgehend von einigen mittelmäßigen Erzeugnissen deutscher orientalisierender Dichter, weist Herder dann unter der Überschrift: „*Von den deutsch-orientalischen Dichtern*" zunächst in sechs Fragmenten die bedeutsamen, durch Ort und Zeit bedingten Verschiedenheiten nach, die zwischen den Orientalen und den Deutschen in Lage und Natur und der darauf beruhenden Stärke und Richtung ihrer Einbildungskraft, in ihrer Geschichte, ihrem Nationalgeist und den Nationalvorurteilen der Volksmärchen, Volksworte, Religionsgebräuche, im Geiste der Religion, hinsichtlich des Gebietes und des Dienstes der Dichtung, endlich der Sprache bestehen. Schon deutet er dabei gelegentlich auf die Aufgabe hin, solche Nationalvorurteile vieler Völker zu sammeln; schon spricht er die Überzeugung aus, man brauche nur auch bei uns, „jeder nach seinen Kräften, sorgsam zu sein und sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, so würde man den Eddaliedern und britischen Balladen ähnliche Lieder auch bei uns finden". In diesem Sinne

immer nationaler gerichtet, verwirft er im siebenten Fragment alle diese unwahren Nachahmungen und fordert dafür wirkliche Übersetzungen, „welche von Männern geschaffen, die zugleich Philosophen, Dichter und Philologen sind"; nur so entstehen Muster von Nachahmungen, welche Originale bleiben, nach denen man sich bilden kann, um Nachahmer seiner selbst zu werden. Das Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks „Messias", des größten orientalisierenden Dichters, womit dieser Teil schließt, soll bei aller Anerkennung der Vorzüge Klopstocks dieselbe Forderung rechtfertigen.

Der zweite Teil der Sammlung, der Ausdehnung nach ihre letzten zwei Drittel, handelt in gleicher Weise von der griechischen Litteratur in Deutschland. Mit Recht vermißt Herder im ersten Abschnitte noch das rechte Verständnis für die Griechen; welches Ideal er dagegen nicht nur für Übersetzungen, besonders Homers, Pindars und der Tragiker, sondern für eine wirkliche, in die Beziehungen zwischen Land und Volk und ihrer Kunst eindringende Geschichte der griechischen Litteratur aufstellt, ist in unserer Auswahl nachzulesen. Der in der Gesamtausgabe folgende zweite Abschnitt „Wie weit wir die Griechen nachgebildet" springt von der Frage, wie weit ein Bodmer oder Klopstock unser Homer, Gleim unser Anakreon heißen und andere zeitgenössische Dichter anderen griechischen Vorbildern gleichgesetzt werden können, bald zu einer breiten Erörterung über die Bedeutung des griechischen Begriffes καλοὶ κἀγαθοί über. Lediglich als Zeugnis für Herders sprachgeschichtlichen Sinn ist darin das Wertvollste der Gedanke, daß der Bedeutungswandel solcher Begriffe ein Abdruck des sich wandelnden Zeit- und Volksgeistes ist, und mit dem Thema hängt er fast nur durch das Zugeständnis zusammen, das er gelegentlich an die Litteraturbriefe macht: Wieland und seine Genossen seien keine wahren Griechen. Der — hier ebenfalls nicht aufgenommene — dritte Abschnitt versucht eine Geschichte des Dithyrambus zu geben und daraus, wie aus der Würdigung von Willamows Dithyramben zu erweisen, daß für unsere verstandesmäßige, ruhigere Zeit nicht diese Dichtungsart, vielmehr das launige Lied die entsprechende Dichtungsart sei. Endlich folgt eine Reihe Parallelen zwischen griechischen Meistern und ihren Nachahmern, wie zwischen Anakreon und Gleim, Theokrit und Geßner. Gegenüber der völligen Abweisung der orientalisierenden Nachahmungen im ersten Teile der Sammlung bedeutet sie eine leise Aufforderung zur Nachahmung, wenigstens der Griechen; dabei sind diese

Vergleichungen freilich kaum gründlicher ausgefallen als die Geschichte des Dithyrambus und als sie, für einen halben Laien zumal, damals möglich waren. Erst zum Schluß steht der junge ästhetisierende Theologe wieder auf freier, umschauender Höhe wirklicher, alles würdigender Geschichtsbetrachtung. Herzerquickend spottet er hier über die Wertung der Dichtwerke nach dem Nutzen oder Schaden, den sie zimperlichen Moralisten zu stiften scheinen, und über ein Urteil der Litteraturbriefe, als ob der Untergang vieler griechischer Dichtungen, so derer der Sappho und Korinna, lediglich das Strafgericht über ihre Sinnlichkeit bedeute.

Mit dem gleichen Schwunge beginnt Herder in der dritten Sammlung die deutschen Nachahmungen der Römer zu behandeln, ja, er eröffnet das erste Fragment der ersten Abteilung: „Von der neueren römischen Litteratur", mit der hochgespannten Forderung einer allgemeinen Litteraturgeschichte, welche die antiken und orientalischen Bestandteile aller neueren Litteraturen nachweisen und, indem sie deren Werden darstellt, zugleich eine Geschichte des menschlichen Geistes werden soll. Als ein Abschnitt einer solchen ist denn seine Darstellung vom Einflusse des römischen Geistes auf den deutschen gedacht.

Der römische Geist hat zum ersten Male uns um eine eigenartig deutsche, eine nationale Geistesentwickelung in Religion, Gelehrsamkeit, Dichtung und Sprache gebracht, als er durch Karl den Großen und die lateinisch schreibende und lehrende Priesterschaft zu uns kam (1. Fragment); zum zweiten Male beim Wiederaufleben der Wissenschaften durch die italischen und deutschen Neulateiner und die späteren gelehrten Gesellschaften, denen gegenüber Luthers Verdienst durch seine Bibelübersetzung nicht hoch genug gerühmt und zum Ausschöpfen echt deutschen Sprachgoldes aus den Werken der mittelhochdeutschen Sänger, ja selbst eines Opitz und Lohenstein nicht genug aufgefordert werden kann; zum dritten Male, als Gottsched die deutsche Grammatik und Satzfügung über den lateinischen Leisten schlug (2. Fragment). Dieser Geist fesselt unsere Bildung noch, insofern sie auf einer Lateinschule beruht, welche höchstens für wenige Gelehrte am Platze wäre, aber auch unter ihnen keine Originale aufkommen läßt und für die Mehrheit des Volkes durch Realschulen mit anschaulicherer und nutzbarerer Bildung ersetzt werden müßte (3. Fragment). Ein lateinischer Geist ist überhaupt in die Wissenschaft, namentlich aber in die Philosophie eingedrungen, so daß diese förmlich verknöchert ist (4. Fragment). Tief- und feinsinnig werden diese Ur-

teile, besonders das letzte, in den nächsten sieben Fragmenten begründet, indem nach einigen andeutenden Fragstellungen über die Entstehung der Sprache das Verhältnis zwischen Gedanken und Ausdruck bestimmt wird: bei den sinnlichen Begriffen und Erfahrungsideen für die Sprache des natürlichen Lebens haftet dieser an jenem, wie die Haut am Körper (5. Fragment); für die Sprache der echten naturgeborenen Dichtung aber wird dieser von jenem belebt, wie der Körper von der Seele (6. Fragment). Ein Originalschriftsteller, ein Dichter von Eigenart auch in den Gedanken, kann also, das ist der im siebenten Fragment daraus gezogene Schluß, nur in der Muttersprache schaffen. Nur wirklich nachempfindende, die Welt der Römer vergegenwärtigende Erläuterungen ihrer Werke fordert er daher auch hier und verwirft deren Nachahmung in unserer, wie die jahrhundertlange in der lateinischen Sprache, die von den Humanisten an bis in den Gymnasien seiner Zeit herrsche; denn damit wird weder Geschmack und Schönheit gebildet, noch wahre Kunst gepflegt (8. Fragment). Da er auch von der Weltweisheit verlangt, daß sie die Anschauung des gesunden Verstandes zu Grunde lege und sich dann erst zu den reinen Begriffen der abstrahierenden Vernunft erhebe, erscheint ihm natürlich das gelehrte lateinische Gebäude hier erst recht schädigend (10. und 11. Fragment). Wenn er das Latein auch als Gelehrtensprache zur Verständigung der Gelehrten aller Nationen durchaus gelten lassen will, prophezeit er dagegen auch allen wissenschaftlichen Werken erst von der Anwendung der Muttersprache größere Selbständigkeit und Tiefgründigkeit (12. Fragment).

Der dritte — hier nicht aufgenommene — Abschnitt dieser Sammlung: „Von einigen Nachbildungen der Römer" entspricht dem hohen Standpunkte, den Herder im ersten Abschnitte selbst eingenommen hat, wenigstens in den ersten fünf Fragmenten, durchaus nicht. Sie sind überschrieben: 1) Von der Horazischen Ode, wobei Ramler bedingungslos verherrlicht wird; 2) Vom Lukrezischen Lehrgedicht, in dessen Nachahmung in deutschem Gewande und mit den vermehrten Kenntnissen der Neuzeit die höchste Leistung der Dichtkunst gefunden wird; 3) Von der Nachahmung der lateinischen Elegien; 4) Von der Horazischen Satire, und 5) Haben wir deutsche Cicerone? Da sie aber zuletzt lediglich Auszüge aus Litteraturbriefen sind, bedeuten sie nichts als zur Füllung verwandte Arbeiten und Aufzeichnungen früherer Jahre. Das Gleiche gilt vom siebenten Fragment (Ein Anhang von einigen

Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer und Klopstock). Nur die im sechsten Fragment gegebene Antwort auf die Frage: „Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?" erhebt sich wieder höher, da Herder hier die Erfahrung seiner eigenen frischen und lebenswahren Predigtart zu gute kam. Er verneint die Frage, da der Prediger eine anders zusammengesetzte, meist schlichtere Zuhörerschaft habe, da er eine dauernde, immer edle Wirkung beabsichtige, da unsere Sprache Ciceros Perioden widerstrebe.

Zwischen diesen beiden enger zusammengehörigen Abteilungen der dritten Sammlung steht in der vollständigen Ausgabe noch ein kürzerer zweiter Abschnitt, der zwar auch von der Nachahmung, aber gleichmäßig der Griechen wie der Römer, handelt: „Vom neueren Gebrauch der Mythologie".

Diese Abhandlung ist veranlaßt durch gelegentliche Bemerkungen in den „Epistulae Homericae" des Hallischen Philologen Klotz, mit dem sich Herder hier sehr höflich, behutsam und eingehend auseinandersetzt, und durch einige Behauptungen in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek" und den „Litteraturbriefen", wonach z. B. die Anwendung der antiken Mythologie die Religiosität gefährden sollte (1.—4. Fragment). Von der aus den ersten Sammlungen bekannten Forderung eines Studiums der Alten, das diesen ihre Kunst, ihre Art zu schaffen, ihren dichterischen Geist abgewinnt, um dann eigene originale Schöpfungen zu zeitigen, wird hier im ganzen die folgerichtige Anwendung auf die Mythologie gemacht; nur ist Herder jetzt vorsichtiger im Abweisen des Fremden und Alten und zurückhaltender in der Forderung des Heimischen und Nationalen. Zwar gesteht er die Möglichkeit zu, statt der alten Namen Jupiter, Neptun und Pluto z. B. auch die germanischen Odin, Thor und Locke zu verwenden; aber sofort schränkt er dies Zugeständnis durch die Befürchtung ein, daß solche Namen nicht mit gleich hohen poetischen Begriffen verknüpft, nicht so anschaulich, durchgängig bekannt und an Tönen zu rauh sein möchten. Er würdigt wohl (5. Fragment), daß die alten Mythen einem Griechen und Römer Geschichte des Vaterlandes, der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls bedeuteten, den er besang, während sie für uns alle diese Bedeutungen nicht haben. Wohl aber finden sich die gleichen Verhältnisse, gleichen Veranlassungen zu schönen Personifikationen, Allegorien und anmutigen Erzählungen auch in der Heimat vor, und nur der

poetische Geist fehlt, um dessen willen „wir bewundernd die Augen vor den Alten niederschlagen müssen, die Kleinigkeiten aus dem Staube zu glänzender Höhe hoben, während wir die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauern lassen". Die Forderung, „die Mythologie der Alten als poetische Heuristik zu studieren, um selbst Erfinder zu werden", findet er daher in dieser auf völlige Neugestaltung aus eigenem Stoffe dringenden Fassung nun selber unerfüllbar. Denn da „diese Erfindungskunst zwei Kräfte voraussetzt, die selten beisammen sind und oft gegeneinander wirken, den Reduktions- und den Fiktionsgeist, die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters, so entstehen hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen". Er empfiehlt daher zum Schlusse des Fragmentes, „die alten Bilder und Geschichten auf nähere Vorfälle anzuwenden, in sie einen neuen poetischen Sinn zu legen, sie hier und da zu verändern, um einen neuen Zweck zu erreichen". Dem Einwurfe, daß dann das ganze Gebäude der Mythologie niedergerissen, ihre anschaulichen Gestalten unkenntlich gemacht würden, hält er im sechsten Fragment die Freiheit entgegen, die sich die Alten selbst in ihrer Um- und Fortbildung genommen. Endlich erklärt er im siebenten Fragment, in Lessings heuristischem Gebrauch der Fabel sei an dieser schon vorgemacht, wie er sich die Mythologie erneuert denke; ja auch diese selbst sieht er ganz seiner Vorstellung gemäß modern gewendet in Gerstenbergs „Tändeleien" (Leipz. 1759 u. ö.), z. B. über die Entstehung des Kusses, der Sirene, des Bärtchens, und in den Umformungen, durch die Ramler manche mythologische Gestalt zu modernem Gebrauche zurechtgeschnitten habe.

Dies im wesentlichen der Inhalt der drei Fragmentensammlungen. Freund strengster Selbstkritik, hat Herder noch lange ihre völlige Umgestaltung geplant und auch in Angriff genommen, und wie tiefgehend und bedeutsam sie geworden wäre, zeigen die Vorarbeiten dazu (SWS., Bd. 2, S. 1—248). Der Abschluß unterblieb jedoch, als er mit dem Einzuge in die Bückeburger Superintendentur im Jahre 1771 über der Versenkung in religiös-theologische Fragen an seinen älteren rein litterarischen Arbeiten allen Geschmack verlor.

Erste Sammlung von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

1.

Die Sprache ist ein Werkzeug der Wissenschaften und ein Teil derselben; wer über die Litteratur eines Landes schreibt, muß ihre Sprache auch nicht aus der Acht lassen.

Ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ist ein Unding. Wenigstens müßten bei einer unausgebildeten Sprache die Geister, die geboren sind, Hindernisse zu überwinden, selbst erfinden, sie müßten verwüsten und schaffen; schwächere Nachfolger aber quälen sich, ohne nachher zeigen zu können: das habe ich geliefert. Lernet also, ihr Kunstrichter! eure Sprache kennen und sucht sie zur Poesie, zur Weltweisheit und zur Prose zu bereiten! Alsdenn ebnet ihr einen Boden, damit er ein Gebäude trage. Oder noch mehr! ihr liefert Werkzeuge für den Schriftsteller; für den Dichter schmiedet ihr Donnerkeile; für den Redner glänzet ihr seine Rüstung; für den Weltweisen schärfet ihr die Waffen.

Sie ist aber mehr als Werkzeug; Worte und Ideen sind genau in der Weltweisheit verwandt; wie viel hängt vom Ausdrucke in der Kritik der schönen Wissenschaften ab; durch die Sprache lernen wir bestimmt denken, und bei bestimmten und lebhaften Gedanken suchen wir deutliche und lebendige Worte; unsre Wärterinnen, die unsre Zunge bilden, sind unsre erste Lehrer der Logik.

Der Genius der Sprache ist also auch der Genius von der Litteratur einer Nation. Die Sprache, sagt Isokrates[1], war die Bezähmerin der alten Wilden, und man setze dazu: auch die Bilderin jeder Nation in den Wissenschaften. Die Griechen, die Römer, wie arbeiteten sie nicht in ihrer Sprache! Die Araber, die die Grammatik das Salz der Wissenschaften benannten, hatten so viel Kritiker, daß jener Rabbi 60 Kamele mit Wörterbüchern bepacken konnte, wie ein arabischer Schriftsteller mit arabischer Genauigkeit berichtet.[2]

Ihr könnt also die Litteratur eines Volks ohne ihre Sprache nicht übersehen, ihr könnt jene durch diese kennen lernen, ihr könnt beide durcheinander ausbessern; denn ihre Vollkommenheit geht mit ziemlich gleichen Schritten fort.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der das für unsre Sprache gethan hätte, was Michaelis* in einigen allgemeinen Exempeln der Akademie zeigte:[3] „daß die Sprachen einen Einfluß auf die Meinungen, die Meinungen auf die Sprachen hätten, und wie eines durch das andere verbessert werden könnte". Folgende Aufgabe ist vielleicht nicht unwürdig, untersucht und im einzeln bestätigt zu werden.

„Wiefern hat auch die natürliche Denkungsart der Deutschen einen Einfluß in ihre Sprache? Und die Sprache auf ihre Litteratur? Von ihren Elementen, ihrer Aussprache und Silbenmaß an. Wie viel kann aus der Beschaffenheit ihrer Umstände

* S. Litteraturbriefe, Teil 4, S. 366.

[1] Des atheniſchen Redelehrers Isokrates (436—338) Urteil über die menſchen- und ſtaatenbildende Macht der Rede („Nikokles" 6) übernahm Herder in freier Form aus Th. Blackwells „Enquiry into the Life and the writings of Homer" (London 1735; deutſch von Voß, Leipz. 1776, S. 48). — [2] Nicht zwar von Juden, aber von Arabern wurden oft Bücherſammlungen nach Kamellaſten berechnet. So ſoll nach des arabiſchen Sprachgelehrten Sujûti Erzählung (Lambel) der auch als Wörterbuchſchreiber ausgezeichnete Weſir As-Sâhib Ismaîl ben Abbâd (geſt. 1007) eine Wörterbuchſammlung beſeſſen haben, die 60 Kamellaſten gab. — [3] Die Preisſchrift „Sur l'influence réciproque du langage sur les opinions", die der bedeutende Theolog und Orientaliſt Joh. Dav. Michaelis (1717—91) 1759 bei der Berliner Akademie einreichte, kannte Herder durch Mendelsſohns Beſprechung im 72.—74. Litteraturbrief.

und Sprachwerkzeuge erklärt werden? Wiefern kann ihr Reichtum und ihre Armut nach den Zeugnissen der Geschichte von ihrer Denk- und Lebensart entsprossen sein? Wiefern die Etymologie ihrer Wörter aus den Gesichtspunkten bestimmt werden, die ihnen mit andern Nationen gemein oder eigen gewesen? Wiefern halten auch die Sprachregeln mit den Gesetzen ihrer Denkart eine Parallele? und wie können die Idiotismen[1] aus ihr erklärt werden? Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache in ihrem Wesentlichen erfahren müssen? Und wie weit ist sie jetzt für den Dichter, den Prosaisten und den Weltweisen?" Eine große Aufgabe! Denn das Wiefern fodert nicht bloß Exempel, „daß so etwas ohngefähr sein könnte", sondern Beweise, Sammlungen von Beispielen, die das Allgemeine zeigen, und philosophische Beobachtungen, die bis zu den Grundsätzen heraufsteigen.

Man hat noch in der That wenig über unsre Sprache philosophieret: Breitinger, Bodmer, Bödiker[2], Heinze[3], Oest[4], Klopstock haben zerrissene Anmerkungen geliefert; und von so vielen deutschen Gesellschaften haben nur zwei oder drei gezeiget, daß sie auch nur so etwas zu liefern im stande wären. — Ich kann verschiedene Litteraturbriefe nennen, die nützliche Beobachtungen in diesem Felde geliefert; ich sammle sie und schreibe meine Einfälle dazu — weil nach dem Zustand unserer Philosophie über die deutsche Sprache man sich nicht der Füll-

---

[1] D. h. mundartliche Wörter und Ausdrucksweisen. — [2] Joh. Bödiker (1641—1695), den Verfasser eines praktischen Lehrbuchs der deutschen Schriftsprache unter dem Titel „Grundsätze der deutschen Sprachen", erklärte Herder in der Nachschrift zu den Fragmenten (SWS. B. 1, S. 529) hier irrtümlich aufgeführt zu haben. — [3] Joh. Mich. Heinze, 1770—90 Rektor des weimarischen Gymnasiums, der 1762 eine geschmackvolle Übersetzung von „M. T. Ciceronis drei Gesprächen von dem Redner" und 1767 von dessen „14 auserlesenen Reden" veröffentlichte, hatte schon 1758 „Anmerkungen über Gottscheds Sprachlehre nebst einem Anhange einer neuen Prosodie" geschrieben. — [4] Joh. Heinr. Oests, der bremischen deutschen Gesellschaft ehemalen ersten Stifters, Mitglieds und Sekretärs „Versuch einer kritischen Prosodie oder Anmerkungen und Regeln über das Silbenmaß der Alten, vornehmlich Griechen und Lateiner, nebst Beurteilung des neuern deutschen Hexameters und der vermischten feinern Silbengrößen bei einigen unserer jüngeren Dichter" gab Joh. Peter Müller 1765 in Frankfurt a. M. heraus.

steine schämen und noch lange nicht an ein ganzes Gebäude denken darf.

2.

„Warum mag es doch so schwer sein, über den Ursprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophieren? Ich weiß wohl, daß sich von geschehenen Dingen, davon wir keine urkundliche Nachrichten haben, selten mehr als Mutmaßungen herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch keine Mutmaßung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen können? — Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken können? So wenig die Augen, in ihrem natürlichen Zustande das Werkzeug des Sehens, die Lichtstrahlen, deutlich wahrnehmen, ebensowenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache, bis auf ihren Ursprung untersuchen können. — Dies mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnötig macht.*[1]—"

Ich bin nicht dies glückliche Genie, sondern setze, da ich von einer ähnlichen, nicht aber derselben Aufgabe schreiben will, diese Entschuldigungen zum voraus, weil ich ihrer nötig habe.

Im 13. Teil der Litteraturbriefe** kommen Bemerkungen vor, die ich gleichsam meinem Geist entwandt[2] glaubte; sie gefielen mir aber nicht so, daß ich nicht eine sorgfältigere Entwickelung, Auseinandersetzung und Anwendung für möglich gehalten hätte. Mein Aufsatz, wo ich diese Materie weitläuftiger behandelt hatte, war verloren gegangen, und ich nehme also jene Worte zum

* Litteraturbriefe, Teil 4, S. 365. — ** S. 100 [98].

[1] Mendelssohns Worte aus dem Anfange des 72. Litteraturbriefes. — [2] Von Thomas Abbt (vgl. S. 16* u. 21*) in seiner Besprechung von Heinzes Übersetzung der „Drei Gespräche Ciceros von dem Redner."

Leitfaden, etwas über die Lebensalter einer und besonders unserer Sprache zu sagen. Hier ist die Stelle:

„Das Genie einer Sprache ist in ihrer Jugend nicht weiter bestimmt, als durch die Bildung der Worte, ihre Abänderungen[1] und ihre Reihen[2] in einer gewissen Abhängigkeit. Zu dem ersten Stücke läßt sich vermittelst der Analogie vieles hinzusetzen; das andre Stück bleibt wohl meist unwandelbar, aber der verschiedene Gebrauch kann noch bestimmt werden; und das dritte Stück behält zwar seine wesentlichen Züge; aber die feinern Züge können noch hinzugethan und verändert werden, ohne daß das Gesicht zu einem andern Gesicht wird, als es ursprünglich war. — Ohne Versuche, die mit dieser Absicht[3] verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden. Eine ausgearbeitete Sprache drückt schon die Namen der Begriffe aus, erhält Nachdruck und Neuigkeit durch die mannigfaltige Anordnung der Vorstellungen, Deutlichkeit und Genauigkeit durch die Verschiedenheit ihrer Beugungen, Kürze und Ernst durch gut bezeichnete Verbindungen. Man gebe einem rohen Genie eine ganz rohe Sprache: es wird nichts Vortreffliches hervorbringen können als das Drama, und zwar dieses nur in seinen besten Teilen. Zum Ausdruck der Leidenschaften, zu lebhaften Bildern sind alle Sprachen in den Händen eines Genies reich. Aber der kältere, zierliche Vortrag, der ernsthafte historische Stil, die gute Versifikation in der Dichtkunst, diese erfordern eine ganz bearbeitete Sprache. Daher erscheinen auch die besten Schriftsteller von den letztern Arten nicht vor dieser Periode, und wenn sie in ihrer Landessprache erscheinen, so haben sie dieselbe erst nach dem Muster einer andern gefeilet. Die Römer und Shakespeare und selbst die griechische Litteratur, wenn wir vor

[1] Beugungen, Abwandlungen. — [2] Bestimmte Reihenfolge zum Ausdruck der Abhängigkeit, z. B. die Stellung des zweiten Falles neben seinem Hauptworte, des Zeitwortes am Ende des Nebensatzes. — [3] Bedeutet nach Abbts hier nicht aufgenommenen Ausführungen: mit der Absicht, die Muttersprache vortrefflichen Gedanken nach dem Muster einer vollkommneren Sprache anzupassen.

Homers Zeiten etwas Gewissers als Mutmaßungen von ihr wüßten, können sich in diesem Punkte für mich verbürgen."

Wiefern ich mit dem Verfasser einerlei Meinung bin, mag folgendes Fragment zeugen.

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet, so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die tote Welt selbst, jede Nation und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechtern und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ist's mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblühet. — So ist's auch mit der Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen: man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf einmal die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachteiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält. Ein junger Greis und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und ein Ungeheuer, das alles auf einmal sein will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind einsilbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret wie ein Kind alle Gegenstände an; Schrecken, Furcht und alsdenn Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne — und Gebärden. Zu den Tönen sind

ihre Werkzeuge noch ungebraucht, folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Geberden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark; ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften; sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist; sie verstehen also auch die Sprache des Affekts mehr als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen; denn sowenig wir aus unsrer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte, und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte, so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren und ihr soviel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Geberdung noch sehr zu Hülfe kommen, um sich verständlich zu machen; und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer und die Accente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisierte und nahm Körper und Geberden zu Hülfe; damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge; die Wildheit senkte sich zur politischen[1] Ruhe; die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab; der Gesang der Sprache floß lieblich von

[1] Zur Ruhe des Bürgers, des Gebildeten; so oft. Vgl. schon Christian Weises „Politischer Redner, d. i. Redner für alle einem Gebildeten vorkommenden Fälle", und Herders „Dritte Sammlung von Fragmenten" I, 2.

der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers [1], und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuten ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll und reich an Metaphern gewesen sein.

Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das poetische: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus; die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern; sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt; der [2] Periode fiel auseinander, wie er wollte! — Seht! das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüte der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter; jetzt sangen die αοιδοι und ραψωδοι [3]; da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder; durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlornen Schriftsteller [4], und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet, je mehr wird er männlich und hört auf, Jüngling zu sein. Eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist nicht eigentlich mehr Poesie, sondern

[1] Vgl. Ilias, 1. Gesang, V. 249. — [2] So, männlich, fast durchweg in Herders Rigaer Schriften und überhaupt häufig im 18. Jahrhundert. — [3] Sänger und Rhapsoden. — [4] Über Schlachten und Siege vgl. zur Ilias noch von verlorenen Schriften Titel wie Kreophylus' „Eroberung von Oichalia" (*Οἰχαλίας ἅλωσις*) oder Arktinus' „Zerstörung Trojas" (*Ἰλίου πέρσις*); betreffs Fabeln und Sittensprüchen außer Hesiod selbst die Hesiod zugeschriebenen „Lehren Chirons" (*Χείρωνος ὑποθῆκαι*), oder die auf Pythagoras' Namen gehenden „Goldenen Worte" (*Χρυσᾶ ἔπη*). Nach seiner Besprechung von Gesners „Orphei Argonautica, hymni, libellus de lapidibus et fragm." (SWS. I, 77) und LB. I, 3a, S. 138, hat Herder besonders auch an die jetzt in Lobecks „Aglaophamus" (Königsberg 1829) vereinigte sogen. Orphische Litteratur gedacht, „Empfehlungen der Gebräuche und Geheimnisse des angeblich den Göttern befreundeten Orpheus, von Mitteln gegen Krankheit und Sühngottesdiensten u. dgl."

die schöne Prose. Jede hohe Stufe neiget sich wieder zum Abfall, und wenn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am meisten poetischen annehmen, so muß nach demselben die Dichtkunst sich wieder neigen. Je mehr sie Kunst wird, je mehr entfernet sie sich von der Natur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man am Perioden künstelt, je mehr die Inversionen[1] abschaffet, je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführet werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält, desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie.

Jetzt ward der Periode der Prose geboren und in die Runde gedrehet; durch Übung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichtum ihrer Jugend mäßig brauchte, die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Konstruktion über sich zu nehmen, die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunterstimmte und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß — dies ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichtum, wie die lacedämonische Diät[2] die attische Wohllust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen, je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann: je mehr verlieret die Sprache Reize, aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dies ist das philosophische Zeitalter der Sprache.

[1] Abweichungen von der schriftgemäßen Wortstellung. — [2] Strenge, enthaltsame Lebensführung.

3.

Endlich kann ich Othem schöpfen und unsrer Sprache näher treten. Man siehet von selbst, daß diese Zeitalter so wenig zu einer Zeit sein können bei der Sprache als bei dem Menschen. Wenn sie zur Poesie am höchsten geschickt ist, so kann sie nicht eine höchst philosophische Sprache sein. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist, so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe, die schöne Prose ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Licht: „So lange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war, so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen; das Denken, Philosophieren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit.“* Ja zur philosophischen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück, daß die schönen Wissenschaften ein andres Höchstes haben: Schönheit — und dieser wurde durch jene entzogen.

So löset sich auch der Zweifel eines sprachgelehrten Mannes[1] hiemit leicht auf:** „Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prose zu einer gewissen Höhe gestiegen sei?“ Es ist allerdings wahr, was alle alte Schriftsteller einmütig behaupten und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist, daß die Poesie lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer größten Höhe gestiegen sei, daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder

* Breitingers „Kritische Dichtkunst“, Teil 2, durchgängig. — ** Klopstocks „Abhandlung über die poetische Sprache“[1]. Litteraturbriefe, Teil 3.

[1] Klopstock in seiner Abhandlung „Von der Sprache der Poesie“ im „Nordischen Aufseher“, Bd. 1, S. 321 (Kopenh. 1758), die Lessing im 51. Litteraturbriefe, Bd. 3, S. 105 ff. (Berl. 1759), besprach.

Nation sind Dichter, die ersten Dichter unnachahmlich; zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst; sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Äther der Spitzfündigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man bloß versifizierte Philosophie oder mittelmäßige Poesie. Überhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung, wie man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne*, durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine Nation ist weder in der Prose noch in der Poesie vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte." Und nach den Zeugnissen der Alten und nach einer philosophischen Kenntnis von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortrefflichste Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennt und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war sie merklich von der prosaischen unterschieden: die stärksten Machtwörter[1], die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Partikeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Deklamation — alles belebte sie, um ihr einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben, die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausgemustert, die Idiotismen gemildert; so wie das Völkerrecht[2] jetzt im Staat zum Gesetz ward, so auch in der Sprache; man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umging. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein

* „Litteraturbriefe", Teil 3, S. 105.

[1] Vielsagende, klangkräftige Wörter. — [2] Das allmählich entwickelte Recht des Volkes (Gewohnheitsrecht).

Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand; die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel; statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Witzes[1] — und endlich des Verstandes.[2] So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganz natürliche Metempsychosis[3] der Sprachen überall verfehlt und nicht genug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurückzugehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urteilen. Allein alles dies gehöret nicht zu meinem Buch; hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen, mit aller Ähnlichkeit zusammenhalten und gegen die Einwürfe retten, die man aus unsrer Zeit macht. — Ich rede also von den Zeitaltern der deutschen Sprache und verspare das übrige auf eine andere Gelegenheit.[4]

4.

Wo steht unsre deutsche Sprache? In allen Staaten ist zu unsrer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, die die Natur der Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die Alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Überlegung als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen — nun sollen wir diese Sprache ausbilden? Wie kann das sein? Entweder zur mehr dichterischen Sprache, damit der Stil vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder, wenn es möglich ist, zu allen beiden.

[1] Witz in der älteren Sprache = Einsicht, Urteil, Verstand. — [2] D. h. des logisch geschulten Kopfes, des Philosophen. — [3] Seelenwanderung, hier: Seelenwandlung. — [4] Thatsächlich ausgeführt in der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" von 1772.

Das letzte kann in einem gewissen Grade geschehen, und muß nach unsrer Zeit, Denkart und Notwendigkeit auch geschehen. Alsdenn werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben und von den sinnlichen Sprachen durch Übersetzungen und Nachbilden borgen, andernteils durch Reflexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vorteile ausmachen und nicht dem spartanischen Eigensinn nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, so wie die Akademie della Crusca[1] und Johnson[2] in seinem Wörterbuch, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremde Kolonien bloß die Mängel des Staats unterstützen dörfen. — Man bilde also unsre Sprache durch Übersetzung und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Äußerstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philosophischen Sprache, andere wollen sie allein auf die dichterische Seite lenken. Daß, wenn beide etwas würken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unsrer Sprachenverbesserung.

5.

Unter so vielen philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, dessen[3] Lob ich in den Litteraturbriefen gern unterzeichne: Sulzer[4], in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften*,

---

* „Litteraturbriefe", Teil 4, S. 225.

---

[1] Diese 1584 besonders zur Reinigung der italienischen Sprache gegründete litterarische Gesellschaft zu Florenz gab ein Wörterbuch heraus. — [2] Der Dichter und Gelehrte Samuel Johnson (1709—84) gewann besonders durch sein „Dictionary of the English language" (1748—55, 2 Bde.) Einfluß auf die Gestaltung des Englischen und veranstaltete 1765 eine Shakespeare-Ausgabe mit einem Leben des Dichters. — [3] D. h. dessen Belobigung (durch den Rezensenten, d. i. Mendelssohn). — [4] Joh. Georg Sulzers (1720—79) „Kurzer Begriff aller Wissenschaften" erschien Berlin 1745 (und wieder 1758 u. 1760).

in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist als der über die Sprache. Er fodert zur Vollkommenheit einer Sprache:

1) „Einen hinlänglichen Vorrat von Wörtern und Redensarten, wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedruckt wird." Nun! und wenn die Sprache einen überflüssigen Vorrat hat? So muß der Überfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Überfluß leben muß, der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme und uneigentliche Wörter verbannt werden: lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen!

2) „Eine genugsame Anzahl deutlicher Lenkungen", und

3) „Eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedruckt werde." Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrucken will, so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest und die Überzeugung statt des Nachdrucks.

4) „Eine hinlängliche Mannigfaltigkeit langer und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler Silben und der daher entstehenden Füße, Perioden und Versarten." Eine vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir bloß als Geister einander Begriffe in die Seele reden, so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Silben, so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die helle und dunkle Silben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nämlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt.

Ja wären wir ganz Geist, so sprächen wir bloß Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen sein. Sein Plan, der philosophisch sein soll, ist also ein Hermaphrodit[1]; die philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache sein sollte, zu wenig, als Projekt, was irgend eine wirkliche Sprache sein könnte, viel zu viel, und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Der Kunstrichter in den Litteraturbriefen* stößt auch auf diesen Fehler. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, wenn man eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurteilt werden müßte[2]; mit diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch eingeführten verglichen und daraus gebessert und vermehrt[2] werden." Und der Rezensent setzt dazu: „Ich weiß nicht, ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vorteil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede sozusagen ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortrefflich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Exempel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermutlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären, und gleichwohl würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die sie aus diesem unnötigen Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Konjugation der Zeitwörter, welches ihren

* „Litteraturbriefe", Teil 4, S. 230.

[1] Zwittergebilde der griechischen Kunst: Jungfrauenoberleib und Jünglingsunterleib. — [2] In den Litteraturbriefen steht: „Könnte beurteilt werden"; ferner: „daraus gerechtfertiget, verbessert" ꝛc.

Schriften zu einer besondern Zierde gereicht.“* Eine Anmerkung, die man oft in diesem Fragment wird wiederholen müssen.

6.

Überhaupt würde dieser weise Vorschlag[1] so wie jener andre:** „es sollte keiner Schriftsteller werden, der nicht die Alten gelesen“, uns alle Originalschriftsteller rauben. Idiotismen sind patronymische[2] Schönheiten und gleichen jenen heiligen Ölbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin Minerve geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attica kommen[3] und war bloß der Lohn der Sieger am panathenäischen Feste.[4] Ja, da die Lacedämonier einst alles verwüsteten, so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremde Barbarn ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Ebenso sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Übersetzung entwenden kann und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten, in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet, Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne[5] durch einen seidnen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen[6],

* So ist's für die orientalische Dichter eine bequeme und vorteilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermutlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja sogar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedne Namen haben. So haben die griechischen und römischen Dichter alle unübersetzbare Schönheiten aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen und in ihn verwebt. — ** „Litteraturbriefe“, Teil 4, S. 222.

[1] Sulzers. — [2] D. h. von den Vätern stammende, vaterländische. — [3] Öl durfte nicht aus Attika ausgeführt werden. — [4] Dieses „Allathenerfest“ wurde in geschichtlicher Zeit zum Gedächtnis der Vereinigung der attischen Gemeinden um den Mittelpunkt Athen gefeiert. — [5] Phryne, feingebildete Athenerin des 4. Jahrhunderts, Hetäre, die dem Bildhauer Praxiteles wie dem Maler Apelles zu ihren Aphroditen Modell saß, und Freundin des Redners Hyperides, dessen Verteidigungsrede für sie erst Erfolg hatte, als er vor den Richtern ihre Brust entblößte. — [6] Nach Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (o. O. 1755, Neudruck von Seuffert, Heilbr. 1885), wo (Seuffert, S. 23 und 29 ff.) Gewandung und Faltenwurf der griechischen Bildwerke aus der Bearbeitung „nach dünnen und nassen Gewändern erklärt wird, die sich, wie die Künstler wissen, dicht an die Haut und den Körper

das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern. Woher lieben die Briten so sehr das Launische[1] in ihrer Schreibart? Weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras, Swift und Fielding[2] sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforschet und ihren Humour mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maß, gepaart haben. Warum verteidigen die Engländer ihren Shakespear, selbst wenn er sich unter die Concetti[3] und Wortspiele verirrt? — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte, die nicht in ein anderes Klima entführt werden können. Der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes[4] zu paaren, daß sie füreinander gemacht zu sein scheinen; höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schöne, die bloß aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Es muß auch wirklich schwer sein, zu diesen Geheimnissen zu gelangen, weil wir so wenig deutsche Humoristen haben. Rabner[5] ist kein völliger National-Swift in Deutschland sowohl in Charakteren als der Schreibart. Von unsern komischen Schrift-

schließen und das Nackende desselben sehen lassen". Zu allgemein! Solche Gewandung tragen nur bestimmte Gestalten, z. B. Tau- und Wassergottheiten. — [1] D. h. den Humor, oder, wie Herder immer in englischer Weise schreibt, Humour. Vgl. Herder selbst (SWS., Bd. 4, S. 182): „Laune und Humour, die Worte werden meistens für Eins gebraucht". — [2] „Hudibras", ein burleskes Heldengedicht, worin Samuel Butler (1612—80) in derbster Weise die Puritaner lächerlich machte und herabwürdigte. — Jonathan Swift (1667—1745), berühmt durch sein Buch „Gullivers Reisen", eine bittere Satire auf die Menschheit. — Henry Fielding (1707—54) schuf besonders humoristische Romane voll eingestreuter breiter Betrachtungen, darunter als berühmtesten „Tom Jones the Foundling" (Lond. 1749). — [3] Das italienische Wort Concetti bezeichnet witzige Einfälle, gesuchte Gedankenspiele. Gerstenberg weist in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur" (Schleswig 1766; Neudruck von A. v. Weilen, S. 128 ff., Heilbr. 1888) unter Anführung von Beispielen aus Predigten ihre damalige Beliebtheit nach. Schlegel hat z. B. eins aus „Hamlet" (II, 2) nachgebildet in den Worten des Polonius: „Nun ist übrig, daß wir den Grund erspähn von dem Effekt, Nein, richtiger, den Grund von dem Defekt; denn dieser Defektiv-Effekt hat Grund." — [4] Witz hier ‚wie schon häufig im 18. Jahrhundert, im Sinne von esprit, Gabe geistreicher Kombination; aus dieser Bedeutung des Wortes Witz hat sich die jetzige entwickelt. — [5] Gottlieb Wilh. Rabener (1714—71), am berühmtesten als Verfasser der „Satiren".

stellern vielleicht keiner als Lessing — dieser aber in einem großen Grade. Keine Partei hat auch in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet als die Gottschedianer. Waren es nicht noch einige Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt, sonst wurde alles wässerig und eben[1] durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Übersetzungen französischer Bücher. Man entmannete sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen und Menantischen[2] Stil wenig Mannheit behalten hatte; man machte sowohl die Inversionen als Idiotismen der Schweizer lächerlich, statt sie zu prüfen; kurz, diese Sekte hat sich der deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht aber himmlischen Muse angenommen, und von ihr gilt's, was jener griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Αμφοτερους αδικεις, τον Πλουτεα και Φαεθοντα·
Τον μεν ες εισορoων, τον δ' απολειπομενος.

„Beiden thust du Unrecht, dem Pluto und Phaethon; diesem, daß du ihn noch anblickst, jenem, daß er dich noch nicht hat."[3]

Man muß den Schweizern wirklich das Recht lassen, daß sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennet sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das Übertriebene

[1] Platt. — [2] Christian Weise (1642—1708), Rektor in Zittau, trat in seinen Romanen „Die drei ärgsten Erznarren" u. a., seinem „Politischen Redner" wie seinen Schuldramen dem Schwulste Lohensteins und Hofmannswaldaus entgegen. — Unter dem Namen Talander schrieb August Bohse (1661—1730) viele, zumeist schlüpfrige Romane. Unter dem Namen Menantes schrieb Christian Friedrich Hunold (1681—1721), der sich in seinen Singspielen, Romanen und anderen „galanten" Unterhaltungsbüchern durchaus als Anhänger der Hofmannswaldauschen Kunst gab, „Den Thörichten Pritschmeister", eine Streitschrift gegen Christian Wernicke, den Tadler Hofmannswaldaus und Lohensteins. — [3] „Griechische Anthologie" IX, 137; eine Verwünschung: er möchte schon aus dem Sonnenlichte (Phaethon), also in der Unterwelt bei deren König Pluto sein.

wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter, ihre Inversionen so ziemlich in ihren Pasquillen[1] gesammelt; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen. Hätte der patriarchische Bodmer auch kein andres Verdienst[2] — wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau[3] angerechnet! — und aus den alten schwäbischen Poesien ist doch, meinem Erachten nach, wenigstens in der Sprache weit mehr zu lernen als aus Logau. Nur freilich sollten die Schweizer auch mehr Mühe sich dabei gegeben haben, die Idiotismen zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Wenn sie auch diese Wörter verstehen, wer Deutsches in lateinischen Lettern[4] lesen kann, ist ja nicht deswegen ein Schweizer!

Ich rede von ihren deutschen Verdiensten, denn von ihren Nachbildungen aus dem Griechischen müßte ich vielleicht anders urteilen; ich rede von ihrem Verdienst um die Sprache, denn von ihrer Dichterei und von ihrer Abneigung gegen die Philosophie, gegen die sie aus den „Zürchischen freimütigen Nachrichten" so lange Zeit[5] Kolophoniumblitze gesandt, urteile ich jetzt nicht; und in diesem eingeschränkten Gesichtspunkt kann ich selbst ihre Hitze entschuldigen, die den Gottschedianern die Stange

[1] Z. B. Daniel Wilhelm Trillers (1695—1782) „Wurmsamen" (1751 f.) und Johann Schwabes „Neuer kritischer Sack-, Schreib- und Taschenalmanach auf 1744" und „Volleingeschenktes Tintenfaß" (1745); selbst an Haller griff Gottsched seit 1743 die „Züricher Bergsprache" an. — [2] Als welches? Die Antwort ist aus den Worten: „Und aus den alten schwäbischen Poesien" zu entnehmen. Bodmer gab nämlich die erste Anregung zum Studium der mittelhochdeutschen Dichter durch seine Bearbeitung des zweiten Teiles des Nibelungenliedes, die er 1757 veröffentlichte unter dem Titel: „Chriemhilden Rache und die Klage. Zwei Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte", und durch seine 1758 f. gemeinsam mit Breitinger herausgegebene „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte, 140 Dichter enthaltend, durch Ruedeger Manessen". — [3] C. W. Ramler und G. E. Lessing gaben (Leipz. 1759) „Friedrichs von Logau Sinngedichte. 12 Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters" heraus. — [4] So hatten die Schweizer jene beiden Ausgaben drucken lassen. — [5] Die „Freimütigen Nachrichten von neuen Büchern und andere zur Gelehrtheit gehörige Sachen" erschienen in Zürich von 1744—63 in 21 Bänden.

halten mußte. Zwei Gegner, die auf beiden Seiten ausschweifen und beide ohne Weltweisheit streiten; — da kam zum Glück eine dritte Partei, die Baumgartensche[1] Schule, die Söhne des deutschen Athens[2], und brachten sie beide auseinander.

In der Dichtkunst Ramler, Kleist und insonderheit Gleim, in der Prose Lessing und Abbt[3]; wenn man diese lieset, wie bedauret man nicht den Sulzerschen Einfall, uns keine Idiotismen zu lassen. Gleims Kriegslieder und sein versifizierter „Philotas“[4] insonderheit ist voll von dieser deutschen Stärke. — Eine fleißige Seele in Livland hat einen Anhang zu Frischens Wörterbuch aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Litteraturbriefen, Lessings, Uz' und dergleichen Schriften gemacht[5], aus dem ich, weil er doch zu gut ist, um in einem Winkel ohne Anwendung zu vermodern, wenn er vollendet sein wird, einen Auszug liefern werde. Aus den Zeiten der Meistersänger, des Opitz und Logau, des Luthers u. s. w. sollte man die Idiotismen sammlen und insonderheit mehr von Klopstock lernen, diesem Genie in Schönheiten und Fehlern, der selbst in der deutschen Sprache sich den Schöpfungsgeist anmaßte und auch diesen Geist der Freiheit eigentlich in Deutschland zuerst ausbreitete; wirklich ein Genie, das selbst in seiner Exzentrizität groß ist, und das, so wie Alexander Macedonien, die damalige deutsche Sprache notwendig für sich zu enge finden mußte.

Und sind die Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprache zu unter-

[1] Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—62) wurde durch seine Schrift „Aesthetica“ (Frankf. a. O. 1750—58, 2 Bde.) der Begründer der wissenschaftlichen Lehre vom Schönen. — [2] Berlin; hier wurde das maßgebende Urteil erst durch die von Lessing angeregten „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ (Litteraturbriefe) und seine Mitarbeiter, wie Mendelssohn, Abbt, anfänglich auch Nicolai, und jetzt durch dessen „Allgemeine deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“, überdies durch ein aus Winterthur gebürtiges Mitglied der Akademie, Joh. Georg Sulzer, gesprochen, der einige Jahre darauf, 1771, die lange maßgebende „Theorie der schönen Künste“ veröffentlichte. — [3] S. 16*, 21*. — [4] 1760 erschien Lessings „Philotas. Ein Trauerspiel. Von dem Verfasser der preußischen Kriegslieder versifiziert“. — [5] Die Zusätze zu Joh. Leonh. Frisch' „Deutschem Wörterbuch“ (Berl. 1741) lieferte der in seiner Vorliebe für Idiotismen auf Herder nicht ohne Einfluß gebliebene Dorpater Bürgermeister Friedr. Konr. Gadebusch in den „Rigischen Anzeigen“ 1763—67.

suchen und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammenzuhalten. Viele Idiotismen fremder Völker würden wir daraus erklären; z. E. warum die meisten Nationen der Sonne und die Mond sagen, wir aber umgekehrt; warum das lateinische fusus in herba[1] immer für uns fremde klingt, könnte immer aus dem Zustande unsrer alten Urväter bewiesen werden. Sie fingen bekanntermaßen von der Nacht zu rechnen an[2], hielten in der Nacht ihre Zusammenkünfte, Kriegs- und Friedensschlüsse, und wußten kein größeres Siegel der Verträge als das Klirren der Degen, mit dem Zuruf: „Der Mond ist Zeuge!" Eben daher ist das „im Grase hingegossen"* wohl ein zu wohllüstiges Bild für das waldichte kalte Deutschland, wie es vormals gewesen. Wie sehr sind nicht die alten schottischen Gedichte[3] Abdrücke ihres Landes?

Auch die Kühnheit in Idiotismen bei einem einzelnen Autor gibt Gelegenheit, auf sein Genie acht zu haben. Derselbe Blick, der die Begriffe wie die Farben im Sonnenstrahl teilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nüancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Skribent bequemt sich nach dem ordentlichen Wege, um ins Kabinett seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betriegt, ein andrer schmeichelt; ein gewisser deutscher Pythagoras[4] läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen; das kühne Genie durchstößt das so beschwerliche Zeremoniell, findet und sucht sich Idiotismen, gräbt in die Eingeweide der Sprache wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betriegt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen, der Sprachenphilosoph probiere und läutere es; wenigstens gab

* S. Klopstocks „Abhandlung von der poetischen Sprache", im 1. Teil des Nordischen Aufsehers.

[1] Ovids „Metamorphosen" Buch 3, V. 838. Die Klopstocksche Übersetzung in Zeile 11. — [2] Tacitus, Germania 11. — [3] Ossian; vgl. „Über Ossian und die Lieder alter Völker" in Bd. 2 unsrer Ausgabe. — [4] Nach Clemens' von Alexandria (gest. um 220) „Stromata" 302 C ließ sich Pythagoras in Ägypten, wo er sich die Einführung in alle Priestergeheimnisse verschaffte, auch beschneiden. Auf welchen Zeitgenossen Herders die Anspielung geht, ist unbekannt.

es Gelegenheit zu chymischen[1] Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die deutsche Sprache eine Berg- und Waidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Ähnlichkeit[2] der Sprachen, Varro[3] über die Etymologie; Leibniz[4] schämte sich nicht, ein Sprachforscher zu sein, und wir, trotz unsrer deutschen Gesellschaften, haben hierin wenig oder nichts gethan.

7.

Es bleibt überhaupt wahr: „die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum"*; und wir dörfen, um dies in Augenschein zu setzen, die älteste Sprache, die hebräische oder arabische, mit der unsern in Absicht auf den Reichtum vergleichen, er ist so unterschieden, wie die Haushaltung jener und unserer Gegenden. Sie sammleten Vieh und Knechte, wir sammlen Gold und Hausgerät; so ist auch der Reichtum beider Sprachen.

Ihre ist reich an Vieh; Naturnamen sind in ihr häufig; im kleinen Buch der Hebräer[5], das wir allein noch übrig haben, sind schon 250 botanische Wörter, Namen, die unsre Sprache zwar kann ausdrücken, aber nicht auszudrücken weiß**, weil die

---

* „Litteraturbriefe", Teil 15, S. 181.[6] — ** S. Michaelis, „Réflexions sur l'influence des opinions etc."

---

[1] D. h. alchymistischen, alchemistischen Verbindungen, die auf Verwandlung unedler Metalle in Silber und Gold abzielten; zu Herders Zeit auch = chemisch. — [2] Richtiger: Über die Wirkung der Analogie, d. i. Regel in der Sprache. — [3] Marcus Terentius Varro, großer römischer Altertumsforscher (116—27 v. Chr.), schrieb unter seinen 74 Werken in 620 Büchern außer einem 25bändigen, teilweise erhaltenen Werke „Über die lateinische Sprache" auch ein mehrbändiges Werk „Über die Wortbildung". — [4] Berühmt sind des Philosophen Leibniz (1646—1716) „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache". Zuerst veröffentlicht als „Dissertatio de augenda ornandaque lingua nostra" in „Leibnitii Collectanea etymologica cum praefatione Eccardi" (Hannover 1717), jetzt in Leibniz' „Deutschen Schriften", herausg. von Guhrauer, Bd. 1, S. 449ff. (Berl. 1838). — [5] D. i. die Bibel. Der ganze Satz ist fast wörtlich Michaelis' (vgl. S. 12, Anm. 3) Nota 18 zu Lowths „De sacra poesi Hebraeorum", Praelectio IV, und der ganze Gedanke des Absatzes ebendaher entnommen. — [6] Dort aus Hamanns „Kreuzzügen eines Philologen" (1762; in den „Sämtlichen Schriften", herausg. v. Roth, Bd. 2, S. 151, Berl. 1821) angeführt.

καλοι κἀγαθοι[1] unserer bürgerlichen Welt sich auf nichts minder legen, als Hirtenkenntnisse einzuziehen, weil unsre Naturphilosophen unter Büchern wohnen und wieder zu lateinischen Büchern hinkehren. Unsre Schäferdichter und Sänger der Natur können also die Blumen dieser Kräuter nicht brechen; hätte man auch deutsche Namen, so wären diese nicht bekannt gnug; sie hätten nicht gnug poetische Würde; denn unsre Gedichte werden nicht mehr für Hirten geschrieben, sondern für städtische Musen; unsre Sprache ist zur Büchersprache eingeschränkt. — Hingegen hat es schon Leibniz bemerkt[2], daß unsre Sprache eine Waid- und Bergwerkssprache ist; ich glaube aber, zum Teil gewesen ist, weil viele dieser Wörter teils veraltet sind, teils vor Kunst- und Handwerkswörter gelten, da unsre Lebensart nicht mehr Jagd und Bergwerke ist.

Wir bemühen uns also mehr um Hausgerät; Kunstwörter, bürgerliche Ausdrücke, Redensarten des Umganges sind die häufigsten Scheidemünzen im mündlichen und Büchercommerz; die Alten hingegen wechselten mit Goldstücken, sie sprachen durch Bilder, wir höchstens mit Bildern, und die bildervolle Sprache unsrer schildernden Dichter verhält sich zu den ältesten Poeten, wie ein Exempel zur Allegorie, wie eine Allegorie zum Bilde in einem Zuge. Leset den Homer, und denn leset Klopstock; jener malet, indem er spricht; er malet lebende Natur und politische Welt; dieser spricht, um zu malen, er schildert, und um neu zu sein, eine ganz andre Welt, die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: „Laß sie selbst reden!"

Die Ökonomie der Morgenländer war reich an Knechten; so ist es auch ihre Sprache. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, druckten natürlicherweise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter

[1] D. h. die allgemein, an Körper und Geist gleichmäßig, die wirklich human Gebildeten, nach Herders eigener Darstellung in den Fragmenten, 2. Sammlung IV B. 2 = SWS., Bd. I, S. 295 ff. — [2] Unvorgreifliche Gedanken, § 9.

einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter ebenso vorteilhaft waren, als sie dem grammatischen Philosophen zum Ärgernis gereichen. Der arabische Dichter, der zum Löwen 500 Wörter hat, die verschiedene Zustände desselben bedeuten, z. E. junger, hungriger Löwe ꝛc., kann durch ein Wort malen, und durch diese mit einem Zuge entworfne Bilder vielseitiger sprechen, wenn er sie gegeneinander setzt, als wir, die diesen Unterscheid bloß durch dazu gesetzte Bestimmungen deutlich machen. Die Chöre der Morgenländer können sich in ihren beiden Gegensätzen beinahe wiederholen; allein das Bild oder die Sentenz bekommt durch eine Wendung oder ein Wort Neuheit. Das Kolorit verändert sich, und diese Veränderung gefällt dem Ohr der Morgenländer; hingegen unsre Sprache, die an diesen beinahe Synonymen gefesselt ist, muß entweder die Wiederholungen ohne diesen Nebenzug ausdrücken, und alsdenn sind sie für unser Ohr verdrießliche Tautologien; oder sie drückt sie gar schielend aus und verirrt sich, wie sehr oft in der deutschen Bibelübersetzung, von der Hauptidee des Gemäldes. Der Fehler liegt wirklich in der Verschiedenheit unsrer Sprachen und ist schwer zu vermeiden.

Hieraus erklärt sich, glaube ich, die Bemerkung unsers philologischen Sehers[1] in den orientalischen Sprachen:* „daß diese Tautologien, die dem Ohr der Morgenländer gefielen, unserm unleidbar sind"; jenen waren sie nicht Tautologien, denn Tautologien sind immer ekelhaft und können wenigstens nie vergnügen; sondern wenn ein Chor das andere erklärte, bestimmte oder das vorgetragne Gemälde mit Nebenzügen neu machte, so befriedigte dies Aug' und Ohr. Ich glaube, ein Michaelis wird

* Michaelis, Praef. in Lowth. lectiones P. I.

[1] Mit diesem ehrenden Namen meint Herder Joh. Dav. Michaelis (1717—91), hier mit Beziehung auf das „Vorwort" zum 1. Teile seiner Ausgabe von des berühmten englischen Geistlichen Robert Lowth (1710—87) „Vorlesungen" über die heilige Dichtung der Hebräer: „Roberti Lowth De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae Oxonii habitae. . Notas et epimetra adjecit I. D. M." (Götting. 1758 f., 2 Bde.).

finden, daß es in der Grundsprache selten völlige Wiederholungen sind; nur freilich in der deutschen Übersetzung und am meisten in den Cramerischen[1] Psalmen, da sind es perpetuae tautologiae, Europae invisae, aures laedentes, prudentioribus stomachaturis, dormitaturis reliquis.[2]

Cramer scheint sich in seinen Predigten sowohl als in den sogenannten Oden, in Kantaten und in der fließenden Prose so sehr an diese Wiederholungen und Umschreibungen gewöhnt zu haben, daß er vergißt, ob das deutsche Ohr, das Kürze fodert, und der deutsche Verstand, der Nachdruck liebet, damit zufrieden ist. Seine ungemein glückliche Leichtigkeit in der Versifikation verführt ihn so sehr, daß er vergißt, ob seine Wiederholungen auch der deutschen Sprache angemessen sei'n. Seine Oden — und sie waren vor Klopstock und Ramler das Muster der deutschen Oden — sind ja oft ein Geklingel von Reimen, und ich zweifle, ob ein David und Assaph zu unserer Zeit in unserer Sprache Cramersche Psalmen geschrieben hätte? „Er hat sie ja aber übersetzen, nicht umbilden wollen?" Gut! so übersetze er sie als orientalische Psalmen, mit allem ihrem Licht und Schatten; nur umschreiben muß er nichts; alsdenn ist's weit natürlicher für unser Genie und Sprache, sie zusammenzuziehen. Ich urteile frei, weil ich glaube, so urteilen zu können und dörfen: Hätte Michaelis Cramers Versifikation oder Cramer Michaelis' Geschmack des Orients, so würden wir erst die morgenländischen Gedichte nach dem Genie unsrer Sprache als einen deutschen Schatz bewahren können; jetzt fehlt beiden was.

Aber meine Anmerkung verirret sich zu weit davon ab, daß die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache den Reichtum geschwächet hat. Der haushalterische Philosoph fragte:

[1] Joh. Andreas Cramer (1723—88), von der Universität Leipzig her Klopstocks Freund, zuletzt Hofprediger in Kopenhagen, gab (Leipz. 1755 ff.) eine „Poetische Übersetzung der Psalmen" heraus und dichtete gereimte, ausschließlich geistliche Oden, Lieder (zuerst herausgegeben Lübeck 1766 ff.). — [2] D. h. „ewige, für Europa unerträgliche und ohrverletzende Wiederholungen, den Klügeren ein Ärgernis und für die andern ein Mittel zur Einschläferung".

„Warum sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege!" und er hat sie abgeschafft, den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müßig zu sein. Ich will ohne Bilder reden! Da man die Begriffe mehr untereinander ordnen lernte, so druckte man das mit einer Bestimmung (adiectiuum, participium, aduerbium) aus, wozu man erst ein neues Wort setzte. — Noch blieben aber Synonymen! Aber der Philosoph suchte seine Unterschiede in sie zu legen und sie also als neue, gültige Wörter zu gebrauchen. Zum Beweise führe ich im Deutschen Wolf und Baumgarten[1] an. Durch die deutschen Schriften des ersten sind die Wörter, die unter dem Gebiet der Philosophie stehen, sehr an Synonymen vermindert, da er sie genau zu bestimmen gesucht. Und noch mehr Baumgarten: geht seine Metaphysik durch und bemerkt die unten angezogne deutsche Wörter! Die Philosophie gibt den meisten müßigen Synonymen Arbeit und bestimmte Posten. Das ist nun aber die Sprache der Philosophie; lasset Sulzern, der[2] noch lebende Baumgarten, die Wörter angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig in seiner Ästhetik bestimmen, die Welt wird ihm vielen Dank wissen; lasset andere auf der Bahn Baumgartens fortgehen und einen Kant[3] in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, seine Unterschiede zwischen beinahe gleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die deutsche Philosophie und philosophische Sprache, aber nicht für die Sprachkunst überhaupt. Alle kannst du nicht bestimmen, philologischer Weltweise! Die wirst du vermutlich auswerfen wollen? Aber wirft sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter — der Dichter muß rasend werden, wenn du ihm die Synonyme raubst; er lebt vom Überfluß. — Und wenn du sie bestimmest? Gesetzt, aber du

[1] Christian Wolff (1679—1754) hat besonders durch seine „Ersten Gründe der gesamten Weltweisheit" (1734) eine klare deutsche Philosophensprache geschaffen. Über Baumgarten s. oben, S. 30, Z. 3. — [2] Vgl. oben, „Herders Leben und Werke", S. 71*. — [3] „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (Königsb. 1764).

kannst es nicht; so fällt schöne Prose und schöne Poesie ganz weg; alles wird ein Rosenkranz abgezählter Kunstwörter. Immer ein Glück für den Dichter und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind.

Unsere Sprache hat also die Synonyme eingeschränkt und bemühet sich, statt Knechte Gold und Münzen zu sammlen. Man erlaube mir, die Wörter abstrakter Ideen damit zu vergleichen. Beide werden willkürlich geprägt und durch einen willkürlich festgesetzten Wert gäng und gäbe; die solidesten unter beiden werden als Schätze aufbewahrt, das kleinere wird Scheidemünze. Auch auf dieser Seite verliert unsre Poesie, in der der eingebildete Wert schwindet und bloß der natürliche gilt; wo die abstrakten Wörter also bloß gelten, nach dem Maß man sie sinnlich darstellen kann. — Durch unsre Philosophen kann die Dichtkunst also nichts gewinnen und hat nichts gewonnen; so wenig als die Alten unsre Bücher- und Katheder-sprache in allen ihren Nuancen übersetzen könnten, so wenig können wir den Alten nachsprechen.

Und was folgt nun aus allem diesem? Vielleicht viel — aber hier mag eins gnug sein! — Es ist immer ein Girard[1] im Deutschen zu wünschen, recht sehr zu wünschen — aber ein Gesetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht ideal-philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius[2] und Chilperich[3], die neue Buchstaben einführen wollten und Grammatiker zu ABC-Märtyrern machten.

---

[1] Gabriel Girards (1677—1748) „Justesse de la Langue françoise" vom Jahre 1718, in 2. Ausgabe 1736 „Synonymes françois" benannt, ist eine Grundlage für die französischen Wörterbücher geworden. — [2] Der römische Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) wollte besondere Zeichen für v neben u, bs und ps und einen Mittellaut ü einführen (Suetons „Claudius" 41, Tacitus' „Annales" XI, 13 f.). — [3] Der fränkische König Chilperich (gest. 584) fügte nach Gregor von Tours I, 5, 45 (Arndt) — Herder hat es aus Morhof — dem Alphabet vier neue Zeichen ein, für ō, ae, the und vwi, verordnete in allen Städten seines Reiches die Unterweisung auch darin und die Umschrift aller Bücher in das neue Alphabet.

8.

Von der andern Seite hat man, um unsre Sprache auszubilden, so sehr die Übersetzungen angeraten, daß ich hierüber eine merkwürdige Stelle der Litteraturbriefe anführe*:

„Der wahre Übersetzer hat eine höhere Absicht, als den Lesern fremde Bücher verständlich zu machen; eine Absicht, die ihn zum Range eines Autors erhebt und den kleinen Krämer zum Kaufmann umschnitzt, der wirklich den Staat bereichert.

„Diese Absicht nun ist keine andere, als seiner[1] Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anzupassen. So machte Apoll[2], daß Achilles' Rüstung Hektorn so gerecht war, als ob sie auf seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden.

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmunterung genug, und die größte Zahl dieser Versuche ist vergeblich; aber man thue es durch Versuche nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen, und stellt diese Begriffe so nebeneinander vor, daß uns neue Verbindungen nötig werden. Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmittelbar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen.

„Was für ansehnliche Vorteile müßten nicht unsrer Sprache zuwachsen, wenn sie sich an die griechische und lateinische Sprache soviel als möglich anschmiegen lernte und ihre Geschmeidigkeit den Augen des Publikums zeigte! Diese Übersetzungen könnten unsre klassische Schriftsteller werden. An den

* Teil 13, p. 98 (100, 101).

[1] Abbt, von dem diese Besprechung in den „Litteraturbriefen" herrührt (vgl. S. 14, Anm. 2), hatte den Druckfehler: „seine Muttersprache vortreffliche Gedanken" durchgehen lassen; die richtige Verbesserung s. Anmerk. 3, S. 15. — [2] Nach „Ilias", 17. Gesang, Vers 210, Verwechselung mit Zeus.

Gedanken wäre nichts auszusetzen, weil auf diese längst das Siegel der Vortrefflichkeit gedruckt worden; und die Sorgfalt in Erhaltung der Harmonie ihres Ausdrucks würde auch so viel Wohlklang in unsre Sprache übertragen, als ihr Genie erlaubte. Gesellen Sie zu diesen Alten noch einige neuere Ausländer, deren Genie bewährt und deren Sprache mit der unsrigen verwandt ist, was würden wir nicht unsern Übersetzern zu verdanken haben? und sie würden auch mit unsrer Dankbarkeit zufrieden sein, worüber Ebert[1] ihnen die Gewähr leisten kann, den wir als einen vortrefflichen Übersetzer mit Recht unter unsre besten Schriftsteller rechnen. Fehlt es uns denn an der Tugend, quae serit arbores, ut alteri seculo prosint?"[2]

Der wahre Übersetzer soll also Wörter, Redarten und Verbindungen seiner Muttersprache aus einer ausgebildetern anpassen, aus der griechischen und lateinischen vorzüglich, und denn auch aus neuern Sprachen. Nun wollen wir hierüber nach unsern vorausgesetzten Prämissen schwatzen.

Alle alte Sprachen haben, so wie die alten Nationen und ihre Werke überhaupt, mehr Charakteristisches als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsre Sprache mehr lernen können als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir wollen vom letztern etwas versuchen.

So wie uns unsre besten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtnis verschwinden, so entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei vorausgehen. Im Griechischen haben wir aus dieser Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olym-

[1] Joh. Arnold Ebert (1723—95), ein Freund Klopstocks und Verfasser gereimter und ungereimter Episteln, übersetzte vor allem 1751 des Engländers Edward Young „Nachtgedanken" in vier Abschnitten und vollständig 1768—71. — [2] „die Bäume pflanzt, damit ein kommendes Geschlecht davon ernte" (vom römischen Lustspieldichter Statius und in Ciceros „Cato Major" VII, 24 erwähnt).

piaden[1] nach seinem Tode blieben, bis sie gesammlet wurden, da alle übrigen Dichter vor ihm und viele nach ihm verloren sind. Äschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes[2] die Prose; Herodot schrieb seine Historie noch ohne Perioden; bald gab Gorgias[3] der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fing an, öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde bestimmt. — Was sollen wir aus dieser Zeit durch Übersetzungen für unsre Sprache rauben?

Nur nicht die Silbenmaße! denn es ergibt sich gleich, daß diese schwer nachzuahmen sein müssen. Damals, als noch die *αοιδοι* und *ραψωδοι* sangen, da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach, daß man nicht bloß lange und kurze Silben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urteiler der Prosodie sein konnte, damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle, daß die Cadence[4], in der man die Verse aussprach oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Silbenmaß, das die meiste Harmonie in sich schloß, das so genau in ihrer Sprache lag, als die Jamben unserm Gesange natürlich werden, und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange und Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also an die Mensur[5] eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen, er wird sogleich, wenn sie gut sind, skandieren;

---

[1] Vierjährige Zeiträume, nach denen die Griechen rechneten, und deren ersten sie gemäß einer Neuordnung der Nationalfestspiele von Olympia 776—773 v. Chr. ansetzten. — [2] Pherecydes, um 600 v. Chr., wird als der erste genannt, der eine philosophische Schrift über die Entstehung der Welt in Prosa schrieb. — [3] Gorgias aus Leontini in Sizilien wirkte etwa 415—375 als Lehrer der Redekunst in Griechenland, besonders in Athen. — [4] Tonfall. — [5] Das Maß.

gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu, sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter die Bauern, gebt auf die ältesten Kirchenlieder acht, ihre Falltöne sind kürzer und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen sangen die griechischen Rhapsodisten ihre lange Gedichte in immerwährenden Hexametern, ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang und ihrer Sprache nicht zu polymetrisch war, und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Silbe und Region[1] gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt ihr griechische Hexameter lesen, lernet erst Prosodie, um die Silben in ihre rechte Regionen bringen zu können. Ihr wollt deutsche Hexameter machen; machet sie so gut ihr könnet, und alsdenn lasset demohngeachtet die Versart drüber drucken, wie man es Klopstock riet, oder bittet, wie Kleist[2], dies Silbenmaß als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter deklamieren? Wohl! so werdet ihr auch wissen, daß das die beste Deklamation ist, die seine Füße am meisten verbirgt und nur alsdenn hören läßt, wenn sie die Materie unterstützen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Silbenmaße unsrer Sprache natürlich: bei den Griechen foderte ihn die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache, bei uns verbeut ihn Sprache und Ohr und Deklamation.[3]

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet! Die Tragödien des Äschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne

[1] D. h. Höhe, Lage. — [2] Ewald von Kleist. Aus dem Vorbericht zum „Frühling" steht vor den „Gedichten von dem Verfasser des Frühlings" (Berl. 1756) die Weisung: „Diejenigen, denen diese Versart nicht gefällt, werden ersucht, zu vergessen, daß es Verse sind, und das Gedicht wie Prosa zu lesen." — [3] In einer Nachschrift hinter der 3. Sammlung der Fragmente (SWS., Bd. 1) bemerkte Herder zu diesem Absatze: „Wer da sagt, daß ich den Deutschen Hexameter absspreche, versteht mich nicht; aber den griechischen, und insonderheit zu Homers Zeiten, den spreche ich ihnen rund ab, bei uns ist er Nachahmung, bei jenen singende Natur."

durchaus abgesungen. Die Sprache stützte sich also damals mächtig auf eine Deklamation, die für uns ganz ausgestorben ist und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Deklamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Deklamation gehören. Das *Αλλ οταν*[1], womit jedesmal die Orakel anfingen, das *αλλα, δε* und *αυταρ*[2] des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Übersetzung klingen; ebenso lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine 24 Buchstaben vorzusingen.[3]

Nachahmen können wir hievon also nichts; aber doch gehört es dazu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammleten Markte[4] und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato[5] die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget, wie er, „voll von göttlicher Begeisterung, seine Zuhörer staunen macht, wie, wenn er sich selbst entrissen, von dem Ulysses redet, da er sich seinen Feinden zu erkennen gibt, oder da Achilles den Hektor anfället, er bei jedem Fürchterlichen die Haare aufrecht stehen und das Herz schlagen macht; wie er jedem die Thränen in die Augen lockt, wenn er von dem Unglück der Andromache, der Hekuba, des Priamus singet. Wie die Korybanten[6], von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Geberden zeigen, so begeistert ihn Homer und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter". In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters und die ganze Pracht seines Perioden mir Ohr und

[1] „Aber wenn." — [2] Drei Synonyme für „aber". — [3] Homers „Ilias" und „Odyssee" sind in je 24 Gesänge eingeteilt, die mit den im wesentlichen den 24 Buchstaben entsprechenden 24 griechischen Zahlzeichen bezeichnet werden, die der Ilias in großer, die der Odyssee in kleiner Schrift. — [4] Vgl. unten „Reisejournal", 13. Abschnitt in der Mitte. — [5] In dem die Begeisterung und Reflexion behandelnden unechten Dialoge „Jon." (6, p. 535 B). — [6] Eigentlich Priester und Begleiter der allzeugenden Erdgöttin Cybele; hier Priester des Dionysos-Sabazios, der als ihr Geliebter verehrt wurde.

Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig und trägt zum Pomp des Ganzen bei; und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde, so beklage ich die, so den Homer in einer Übersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Sollen wie unsre Sprache durch die Inversionen bereichern, die damals in ihrer biegsamen Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es; unsrer Sprache, selbst dem freiesten und verworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Konstruktion angelegt worden, die die Harmonie des griechischen Perioden meistens zerstören werden. Oder sollen wir unsre Sprache in Bildung der Machtwörter nach dem Griechischen üben? Versucht es; wenn ihr gleich ein Schweizer[1] seid, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Äschylus und Sophokles oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt, daß sie, so wie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, so wie unsre Kirchensprache und Kirchenpoesie beständig Jahrhunderte zurückbleiben, so zeigen sie nach meiner Meinung am besten, wie die älteste Sprache der Poesie zur Zeit des hohen Stils gewesen ist.[2] Wohlan nun! versucht, diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen, als Scaliger sie in Altlatein übersetzte[3]: ihr werdet ohngeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutsche

---

[1] Vgl. oben S. 28. — [2] Betreffs dieser „Orphica" erklärte 1750 schon Huet, dann Cudworth und sein Übersetzer Morheim, daß alle auf den Namen des sagenhaften Sängers Orpheus gehenden mystischen und gottesdienstlichen Dichtungen, darunter 87 Hymnen, nicht von diesem stammten, und auch Herder sah schon 1766 (SW., Bd. 1, S. 139) ein, daß sie nicht das von ihm gesuchte Urbild der Dichtung, die ältesten (gottesdienstlichen) Gesänge seien; er hielt sie um 500 von Onomakritos gedichtet und wollte sie, ähnlich wie hier, als „Fernglas gebrauchen, diese dunkeln Gegenden näher zu bringen". Jetzt werden die „Orphica" (herausg. von Abel, S. 55 ff., Leipz. und Prag 1885) in der überwiegenden Mehrzahl in das 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. gesetzt. — [3] „Orphei Hymni sacri sive indigitamenta deorum versibus antiquis Latine expressa. Vertebat Josephus Scaliger intra quinque dierum spatium" („Opuscula", Par. 1610).

vermissen, das bei den alten Druiden[1] in ihren heiligen Eichenwäldern orpheiisch geklungen haben mag! — Solche kühne Versuche mache ein junges, munteres Genie für unsre Sprache; aber es lasse auch alte unparteiische Philologen darüber urteilen.

Homer, Äschylus, Sophokles schufen einer Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Übersetzer pflanze diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Silbenmaß und — wie wir bewiesen zu haben glauben — selbst im Hexameter Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte und Empfindungen in Bilder; der Übersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie sein, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Gnüge thun will. Ein deutscher Homer, Äschylus, Sophokles, der im Deutschen ebenso klassisch ist als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt und die Aufschrift verdienet:

„Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!"

Ein solcher Übersetzer ist unstreitig viele Köpfe größer als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt, das im leichtesten poetischen Ton, didaktisch geschrieben ist und das demohngeachtet doch in der Übersetzung sein bestes Kolorit verlieret — sollte dieser Übersetzer auch Ebert[2] selbst sein. — Sein Young hätte im Deutschen zu unsrer Zeit, nach unsern Sitten und Religion immer seine „Nächte" schreiben können, aber jene ihre Werke in unsrer Sprache? in unsrer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als

[1] Gemäß der damals herrschenden irrtümlichen Gleichsetzung der alten Kelten und Germanen, wurden die keltischen Priester, die Druiden, in gleicher Weise auch auf germanischen Boden versetzt. — [2] Vgl. S. 39, Z. 9 v. o.

wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sei, was jener für die Griechen war.

9.

So sehr verzweifle ich also an Übersetzung der ältesten griechischen Dichter; aber desto mehr suche man von der griechischen Prose eines Platons und Xenophons, eines Thucydides und Polybius und die spätern griechischen Dichter zu nutzen. Zu dieser Zeit lebten die καλοι κἀγαθοι[1] der Wissenschaften, die mit dem Genie unserer Zeit näher verwandt sind; der Periode war in seinem besten Glanze, und die Idiotismen milderten sich. Von diesen Schriftstellern kann die deutsche Sprache unstreitig viel lernen, weil sie sich in die griechische eher und biegsamer schicken kann als in die lateinische; weil die griechische es auch unstreitig mehr verdient und weil für die Deutschen eine ausgebildete Poesie und Prose des guten Verstandes ohnstreitig die beste Sprache ist.

Heilmann[2], der Übersetzer des Thucydides, der gewiß seinen Autor und die Kunst zu übersetzen gekannt hat, scheint die Biegsamkeit der deutschen Sprache nicht gnug in seiner Gewalt gehabt zu haben, um sie mit der griechischen zusammenzupassen. Indessen hat freilich dieser Baumgartensche Philolog noch ziemlich seinen Mann gewählt, da er uns den körnichten Thucydides liefert, dessen Schreibart er uns mit Meisterzügen geschildert hat*:

„Man siehet überall die Miene des großen, des vornehmen Mannes, der als ein Staatsmann schreibt, der aber auch nur für Staatsleute schreiben will; der nichts weniger im Sinne hat, als ein klassischer Schriftsteller zu werden, aus welchem

* S. „Litteraturbriefe", Teil 3, p. 202.

[1] Vgl. S. 33, Z. 1 v. o. — [2] Johann David Heilmann, Schüler des Hallischen Theologen Siegmund Jakob Baumgarten, veröffentlichte seine Übersetzung des Thucydides 1760 in Lemgo und Leipzig. Die folgende Stelle aus seinen „Kritischen Gedanken von dem Charakter, der Schreibart des Thucidides" (Lemgo 1758) hat Herder aus Nicolais Besprechung in den „Litteraturbriefen" entlehnt.

einmal künftige Redner Beispiele zu ihren Vorschriften sammlen sollten. Er siehet also überall nur auf die Würde in den Gedanken und auf den Adel im Ausdruck. Er fasset jene kurz und bündig, und in diesem sucht er sich beständig von dem Gemeinen zu entfernen. Er hatte in seiner Jugend ohnfehlbar die Grundsätze der Beredsamkeit gefasset; allein er behielt sie hernach, um sie zu brauchen und nicht sich daran zu binden. — Er ist ein Schriftsteller, der aus den Gedanken alles und aus dem Ausdruck nur so viel macht, als zu jenen nötig ist; der seine Ideen genau und bündig fasset und sie durchaus so, wie er sie gefasset, ausdrucken will; und hiernach müssen sich Ausdruck, Sätze und deren Verbindungen, Perioden und deren Beziehungen und alles richten. — Seine Schreib- und Denkungsart ist im höchsten Grade pathetisch. Er ist seiner Sprache vollkommen kundig, das Blühende, das er durch den Reichtum des Ausdrucks welcher ihm völlig fehlet, hätte erhalten können, durch die Wahl der nachdrücklichsten Wörter und durch die energische Beugung und Verbindung derselben zu erhalten; und er ist dreust genug, dergleichen zu machen, wo er es nicht vor sich findet. Aus diesen Stücken zusammengenommen erwächst eine Schreibart, die in Ansehung ganzer Aussprüche schwer, gedrungen und ineinander gewunden, in Ansehung der Wortfügungen sonderbar und oft unregelmäßig, in Ansehung des Ausdrucks sehr fruchtbar, aber auch neu und ungewöhnlich ist. Er ist der Schöpfer seiner ganzen Schreibart. Dieses erhellet daraus am deutlichsten, daß sich das Besondre darin nirgends mehr zeigt als in solchen Stellen, worin er bloß selbst denkt, in seinen Reden und eingemischten Betrachtungen. Hier sind die Perioden oft von ungewöhnlicher Länge; denn er schließt nicht eher, bis seine Reihe von Gedanken zu Ende ist. Hier sind die Wortfügungen sehr versteckt und durch häufige Einschaltungen unterbrochen; denn er will jeden Begriff durchaus an dem Orte, in dem Verhältnisse ausdrucken, wo er sich in dem zusammengesetzten Bilde seiner Ideen befindet; hier sind die einzelnen Ausdrücke von der ge-

wöhnlichen Bedeutung und Gebrauch entfernt, weil das Gewöhnliche das Ebenmaß seiner Begriffe nicht genau ausdrückte und eine Umschreibung ihm zu langweilig dünkte." — So charakterisieret Heilmann des Thucydides Schreibart — und vielleicht die seinige selbst mit, so wie er sie durch diese Übersetzung und das Lesen der Baumgartenschen Schriften gebildet hatte. Wie sticht diese Schilderung ab gegen die, so Geddes[1] vom Thucydides macht, er als ein Schulmeister und Heilmann als ein Mann von Geschmack. Schade für die deutsche Litteratur, daß Heilmann ihr so früh entrissen worden.

Griechische Übersetzer von solchem Geschmack finden sich selten; und sie sollten sich doch finden, weil der deutsche historische Stil am meisten durch die Griechen gebildet werden kann. Und dieser muß vorzüglich gebildet werden; „denn eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angiebt, die wenig ohne Hülfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen und wenig Änderung in der Reihe der Worte anbringen kann, eine solche Sprache ist nicht sonderlich geschickt zur Geschichte; und hier muß man ihr also die größte Hülfe geben".*[2] Und so ist die deutsche.

Ferner!** „Die große Manier im Dialogieren sollen wir auch zu erreichen streben, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Diskurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich herbeizuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu verteilen, jede Person charaktergemäß denken und gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwohl war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des End-

* „Litteraturbriefe", Teil 17, p. 187. — ** „Litteraturbriefe", Teil 7, p. 24.

[1] Der schottische Gelehrte James Geddes hatte in seiner Schrift „Über die Darstellung und Schreibart der Alten, besonders Platos" (Glasgow 1748) den maßvoll verstandenen richtigen Satz, daß die besten Schriftsteller auch der Alten ihre Schreibart von Homer entlehnt hätten, zu Tode gehetzt. — [2] Frei nach Abbt in den „Litteraturbriefen", getreuer ist die folgende Anführung nach Mendelssohn.

zweckes fügte die mannigfaltige Teile so glücklich aneinander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen und den Weg, den man zurückgelegt, ganz übersehen konnte. Sokrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte; und wenn ein Mißtrauen entstand, so erlaubte er ihm, zurückzukehren und, wenn er es nötig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementteile aufzulösen, so wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fieng sodann von dem Bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständnis nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele. Es gehört freilich kein gemeines Talent dazu, sich diese Manier eigen zu machen, und selbst einem Cicero ist sie nicht sonderlich gelungen." Freilich gehört zu ihr kein gemeines Talent, und unter den Neuern weiß ich vorzüglich nur einen Shaftesbury[1], der sie vom Plato ziemlich abgelernet, so wie er selbst wieder der Lehrer des Diderot[2] zu sein scheint. Warum wollen wir aber nicht aus der Quelle selbst schöpfen, da diese Art zu dialogieren der Sprache selbst viele Biegsamkeit, Abwechselung und Munterkeit erteilt? Unter den Deutschen hat sie Lessing vorzüglich in seiner Gewalt, sowohl in den Lustspielen als der Fabel.

10.

Und nun die Übersetzer aus dem Lateinischen! Eine nützliche Bemerkung schreibe ich her* über die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Perioden.

---

* „Litteraturbriefe", Teil 13, p. 120 und 130.[3]

---

[1] Des englischen Deisten Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713) philosophische Schriften hat Herder auf Kants Empfehlung fleißig gelesen; seine Charakteristik durch Herder steht SWS., Bd. 23, S. 143. — [2] Denis Diderot (1713—84), Mitglied der französischen Akademie und Mitarbeiter an der Encyklopädie, war zugleich Philosoph, Kritiker und Dichter, besonders von Lustspielen. — [3] Ausführungen Abbts.

„Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet und die Absätze so aneinander gekettet sind. Die Römer mußten dieses wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Partizipien, fügte sich ihre Sprache so aneinander, daß immer ein Satz in wenigen Worten dastand. Weil die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte, so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehängt werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste viel Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannigmal trennen, und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Sprache Hülfe geben. Es ist wahr, es ist dem Übersetzer nicht erlaubt, den alten Römer zum witzigen Franzosen zu machen und seine Lehren in Antithesen zu verwandeln; allein seine Lebhaftigkeit muß er ihm erhalten. Wir sind nicht so albern, daß wir einem Tullius[1], wenn er unter uns aufstehen könnte, nicht anders als frisiert zu erscheinen erlaubten; aber seinen muntern Blick und sein os rotundum[2] wollten wir auch nicht gerne entbehren. Indessen ist der Unterschied zwischen dem lateinischen und deutschen Perioden ein neuer Grund, warum die Bekanntschaft mit den Griechen und auch die Übersetzungen aus ihnen fast noch mehr anzuraten sind als die Übungen mit den Lateinern. Kann ich wohl dieses laut genug rufen, damit man mich in Deutschland allenthalben höre?“ —

Wenn ich aus dem Lateinischen Übersetzungen riete, so wäre es erst ihrer poetischen Sprache, denn ihres historischen Stils wegen. Die poetische Sprache! Ein deutscher Horaz würde unsre Sprache gewiß bereichern und unsern Perioden der Ode

[1] Marcus Tullius Cicero (106—43 v. Chr.). — [2] Seinen runden, d. i. volltönenden Mund, seinen klangvoll abgerundeten Satzbau.

bestimmen, daß er ganz das Ohr füllet. Da Ramler[1] das letzte im Deutschen am besten getroffen und überhaupt viele Kenntnis des antiken und deutschen Wohlklanges zu haben scheint: von wem sollen wir uns einen deutschen Horaz lieber wünschen als von ihm? Horaz ist seiner Sprache ganz Meister. Sein Periode wird ein Gemälde, wo jedes Wort, jedes triftige Beiwort, an denen er glücklich ist, eine Figur ausmachet; die Anordnung dieser Figuren erhebet dabei das ganze Gemälde; man versuche es, Wörter aus ihrer Stelle, aus ihrer Region zu rücken, und das Bild leidet allemal; dies ist ein Odendichter, der in jedes Wort Bedeutung legt. In der That, es kommt mir vor, daß Horaz den Griechen das meiste unter den lateinischen Dichtern abgelernt; seine Freiheit in Bildung schöner Gräzismen und sein wirklich griechischer Wohlklang würden uns in der schwersten Gattung der Gedichte zeigen können, wie man eine andere Sprache nachzuahmen hätte, wenn nicht Alcäus und Sappho[2] und die übrigen lyrischen Griechen verloren wären.

Die historische Übersetzungen wären wieder für unsern Stil unentbehrlich. „Der historische Stil will Kürze, und uns mangeln viele Partizipien; er fodert Sprachnaivitäten, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven, wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi[3] etc. Die Franzosen haben dies in ihre Sprache übertragen. Unsre Hülfswörter, die wir zur Bildung des Perfecti brauchen, machen den Stil zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes Perfectum, wir unser Imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zur kurz. In einem Stil, der durch wenig Zieraten abgewechselt wird, wo die Perioden nicht ge-

[1] Karl Wilhelm Ramler (1725—98), angesehener Berliner Kunstrichter; veröffentlichte nach einzelnen Übersetzungproben, z. B. in den „Bremer Beiträgen" Bd. 3, S. 226 , vom Jahre 1746, fünfzehn „Oden aus dem Horaz" (Berl. 1769). — [2] Alcäus (um 610 v. Chr.), Dichter leidenschaftlicher Trink-, Liebes- und zorniger Kampflieder, und Sappho (um 590), die Dichterin empfindungswarmer Liebeslieder, stammten beide aus der Hauptstadt Mytilene auf Lesbos. — [3] D. h. „Jener den Feind angreifen", steht statt: „Jener griff den Feind an."

dehnt und durch prächtige Worte vollgestopft werden, kommt unendlich viel auf solche Abänderungen an. Hier müssen wir unserer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hülfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch dieser Mangel ersetzt wird."* — In diesem Gesichtspunkt — wie manche Vorzüge um das Vergnügen im Lesen, um das deutsche Ohr und die deutsche Sprache hat nicht der magdeburgische Übersetzer des Tacitus vor dem Hamburger.[1]

Und Tacitus[2] ist mehr für unsre Zeiten ein Muster als Livius.[3] In seinem Geist der Erzählung? Gewiß; denn die sorgfältigen Erzählungen von allerlei Wunderzeichen gehörten zu des Livius Zeiten zur Geschichte, die ihre Religion unterstützen sollte; die vielen eingestreueten Reden schmecken auch nach dem Geist der damaligen Zeit, wo Beredsamkeit eine notwendige Eigenschaft des Bürgers war; die enthusiastischen Wunder der Tapferkeit von Personen beiderlei Geschlechts belebten einen Römer, einen Republikaner auch zu einem Patriotismus, der in unsrer Zeit eine andre Wendung genommen. Hingegen Tacitus mit seinen Reflexionen, die in den Geist der Begebenheiten bringen, ist ein Geschichtschreiber für Deutsche. Und in seinem Stil auch mehr als jener.** „Der Stil kann durch die verschiednen Zeiten auch bestimmt werden. Dies ist eine Anmerkung, die ich dem Gordon[4] aus seinen Betrachtungen über den Taci-

*Teil 9, S. 127, u. Teil 17, S. 187.[5] — **„Litteraturbriefe", Teil 10, S. 213.

[1] Ohne Namen erschienen 1765 bei Hechtel in Magdeburg „Tacitus' Werke, aus dem Lateinischen übersetzt und mit den nötigsten Anmerkungen begleitet"; die Übersetzer waren Johann Samuel Patzke und Johann Golbhagen. „Des Cornelius Tacitus sämtliche Werke, übersetzt von Johann Samuel Müller", erschienen 1765 f. in Hamburg. Herders Besprechung beider in Nicolais Bibliographie steht jetzt SWS., Bd. 4, S. 326, 333. — [2] Cornelius Tacitus (um 55—120 n. Chr.) ist besonders berühmt durch seine Darstellungen aus der römischen Kaisergeschichte der Jahre 14—96 n. Chr. („Annales"; „Historiae") und seine „Germania". — [3] Titus Livius aus Padua (49 v. Chr. bis 17 n. Chr.), Verfasser einer römischen Geschichte in 142 Büchern von den Anfängen Roms bis 9 n. Chr. — [4] Zuerst in Thomas Gordons englischer Übersetzung des Tacitus (Lond. 1728 und 1731, hierauf in deutscher Übersetzung: „Die Ehre der Freiheit der Römer und Briten, nebst Gordons Betrachtungen über den Tacitus", Nürnb. 1764. — [5] Wieder Ausführungen Abbts.

tus abborge. Einige Zeiten können eine starke braune Farbe über die meisten Gemälde verbreiten, wenn andre Zeiten ein höheres und brennenderes Kolorit geben. Gordon erklärt daraus den Unterschied zwischen dem Stil des Livius und Tacitus. Vielleicht würde sich auch in den gegenwärtigen Zeiten der Stil mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unsre Sprache, die ohnehin viel weitschweifiger ist als die lateinische, fodert dies mit desto stärkerm Rechte. Man hat den historischen Stil mit einem sanften Bach verglichen, der ohne Geräusch seinen gleichen Lauf fortmurmelt; aber man muß nur dabei bedenken, daß dieser Bach immer seine gehörige Tiefe behalten muß, weil sich sonst das Auge nicht mehr an der Durchforschung vergnügt und also keine Schönheiten mehr findet.“[1] Überhaupt kleidet auch eine nachdrucksvolle Schreibart die Deutschen am besten. Die Points, die epigrammatische Einfälle, die Wendungen und der blendende Witz des Seneca[2] und Plinius[3] sind mehr für die Franzosen; und ein Beaumelle[4], der in „Mes pensées“ so glücklich ist, kann auch „Pensées de Sénèque“ schreiben.

11.

„Gesellen Sie nun zu diesen Alten noch einige neuere Ausländer, deren Genie bewährt und deren Sprache mit der unsrigen verwandt ist, was würden wir nicht unsern Übersetzern zu verdanken haben?“ Diese neuere Ausländer sind ohne Zweifel Franzosen und Engländer, zwischen welchen der Deutsche in der Mitte steht.

So wie die Franzosen vormals von der Litteratur unsrer

[1] Wieder Worte Abbts. — [2] Lucius Annäus Seneca (2—65 n. Chr.), geistvoller stoischer Philosoph. — [3] Gajus Plinius Cäcilius Secundus, Neffe des 79 n. Chr. beim Vesuvausbruch verschütteten Naturforschers Plinius, des Verfassers der Naturgeschichte, hat geistvolle Briefe hinterlassen. — [4] Angliviel de la Beaumelle, eine Zeitlang Professor in Kopenhagen, schrieb unter dem Titel „Mes Pensées“ eigene Gedanken in epigrammatischer Zuspitzung nieder, die ein Lieblingsbuch Herders waren, und gab 1765 eine, von Herder dann in den Königsbergschen Gelehrten Anzeigen besprochene (SWS., Bd. 1, S. 102) Sammlung von Gedanken Senecas heraus: „Pensées de Sénèque recueillies par Mons. A. de B. et traduites en François, pour servir à l'éducation de la jeunesse.“

Nation urteilten, so urteilten sie auch von unsrer Sprache; ich darf die unwissende Urteile des Mauvillon[1] und so vieler andern nicht wiederholen; sie lassen uns jetzt mehr Gerechtigkeit widerfahren, seitdem das „Journal étranger“[2] unserm Stil, Prémontval[3] und andere sogar unserer Sprache haben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Demohngeachtet aber macht die wirklich zu große Verschiedenheit der Nationen, ihrer Denk- und Schreibart, ihrer Sitten und Sprache bei ihnen noch immer Irrungen, die wir ihren mindern Kenntnissen zuzuschreiben haben.

Deutsches Ohr, deutsche Härte, deutsche Rauhigkeit! heißt es noch immer! „Unsere Sprache soll etwas Barbarisches an sich haben; sowohl wegen der vielen Konsonanten, mit denen sie überhäuft ist, als wegen der sonderbaren (bisarren) Konstruktion ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keinesweges mehr Freiheit oder mehr Hülfsmittel gibt, sondern nur ohne Not die metaphysische[4] Ordnung der Worte störet.“ Wir wollen diese Stelle[5] etwas beherzigen.

Unsere Sprache hat wegen der Konsonanten etwas Barbarisches an sich,* und die französische wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden,

* „Litteraturbriefe“, Teil 16, S. 20.

[1] Eléazar Mauvillon (1712—79), ein zeitweilig auch bei Friedrich August III. von Polen bediensteter, als Professor in Braunschweig gestorbener Refugié, gab „Lettres françoises et grammatiques ou Réflexions militaires, littéraires et critiques sur les François et les Allemands“ (Lond. 1740) und „Remarques sur les Germanismes“ (1753) heraus. — [2] Von Friedrich Melchior Grimm 1754 gegründet, sollte dies den Franzosen die Kenntnis der ausländischen Litteratur vermitteln; in der Nachschrift (SWS., Bd. 1, S. 530) bekennt Herder, es nur aus den Litteraturbriefen zu kennen, wo Nicolai, Teil 16, 3 ff., Nr. 255 f., die Jahrgänge 1760 und 1761 besprochen hatte. Vgl. unten: „Journal meiner Reise“, Abschnitt 9, gegen Ende. — [3] André Pierre le Guay de Prémontval, ein 1764 zu Berlin als Mitglied der Akademie verstorbener Refugié, veröffentlichte unter dem Titel „Préservatif contre la corruption de la langue française“ 1759—64 eine kritische Zeitschrift zur Beurteilung des Stiles der Refugiés, darin unter anderem auch seine Abhandlung „Contre la Gallicomanie ou le faux gout Français“. Herders Übersetzung davon steht im 110. Humanitätsbriefe. — [4] Philosophische, von der Theorie geregelte. — [5] Sie enthält vom Chevalier von Castelus im „Journal étranger“ 1760 erhobene Bemängelungen des Deutschen, wie sie Herder aus Nicolais Berichten (vgl. oben, Anmerkung 2) kannte.

wegen der laufenden Aussprache keinen gewissen Tritt. Aber das erhebt ja nicht unsre Sprache, wenn die andre an einer andern Seite leidet? Nein! aber die unsere leidet darin nicht so, wie ein Franzose glaubt. Damit unsre Laute sich nicht unter den Konsonanten verlieren mögen, haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vokale als sie, so daß unsre Sprache eine gewisse dorische Fülle bekommt, die in starken Monologen des Trauerspiels, in dem vollen Chor einer Kantate, im männlichen Schwunge einer Ode, noch mehr aber im ernsthaften Lehrgedicht und in nachdrücklichen Betrachtungen sich unserm Charakter sehr anschmieget. Möchte überhaupt nur diese dorische Rauhigkeit so viel Einfluß in das Innere unserer Sprache haben, als die dorische Härte[1] desto vollere Schönheiten in die Oden des Pindars[2] und in die äolische Schriftsteller hat einweben können, so wollten wir zu den Franzosen laut sagen, was wir seit kurzem haben anfangen können zu sagen: „Ihr sagt, meine Sprache schände mich! sehet zu, daß ihr nicht die eurige schändet, wie einst der königliche Scythe Anacharsis[3] gegen die Griechen sein Vaterland verteidigte."

Zweitens: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache als sie; und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers, als der schmeichelnde West zum Ergötzen des Frühlings; denn mit

---

[1] Schon Klopstock hat, wie Lambel nachweist, in seiner Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes" (in der Ausgabe des „Messias", 1.—10. Gesang, von 1760) geschrieben: „Kennern des griechischen Wohlklanges glaube ich meine Vorstellung von dem Klange unserer Sprache noch deutlicher zu machen, wenn ich sage, daß sie mit der dorischen des Pindar Ähnlichkeit habe, zugleich aber den Unterschied voraussetze, der zwischen dem Dorischen des Pindar und der griechischen Schäferdichter ist." Die dorische Mundart hatte z. B., und zwar gemeinsam mit der äolischen, in welcher z. B. Sappho und Alcäus (S. 50, Z. 16) dichteten, oft das lange α, wo die attische η hat. — [2] Pindar (522—442) dichtete besonders Preislieder auf Siege in den griechischen Nationalspielen. — [3] Der Scythe Anacharsis, der Studien halber nach Griechenland gekommen war (zu Solons Zeit), bewahrte hier trotz seiner Begeisterung für griechische Wissenschaft doch bewußt seine heimatliche Schlichtheit (Herod. VI, 76 f. Cic. Tusc. V, 90). Von einem Athener wegen seines Vaterlandes abschätzig beurteilt, sagte er: „Mir gereicht mein Vaterland zum Vorwurf, daß nur du nicht deinem Vaterlande dazu wirst!"

diesen hat sie einige Ähnlichkeit. Gehet die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen; daher das H bei einigen Völkern das Schibolet[1] ist, woran man kennen kann, daß sie geborne Gergesener[2] sind; da die Letten z. E. Immel und eute (statt Himmel und heute) aussprechen. — Das H ist überhaupt die Grenze zwischen Laut und Mitlauter; es giebt, nach Gellius'[3] Bemerkung, dem Worte Haltung und dem Schalle Munterkeit; es nimmt dem Vokal etwas vom Laute und gibt dem Mitlauter etwas dazu; es verhindert die gar zu große Öffnung des Mundes bei den Vokalen und die Zerrung bei den Konsonanten; daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen, im physischen Verstande[4] den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.[5]

Und doch reicht die griechische Sprache hierin nicht an die morgenländischen, deren Aspirationen (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע[6]) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian[7] führt an, die Alten hätten aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen; man hätte aus dem Griechischen aber das H dazu genommen; ja, wenn man

---

[1] Losung, Kennzeichen (Buch der Richter 12, 6). — [2] Gergesa hieß eine Stadt in Peräa, wo Jesus die wilden Geister zwei Besessener in Säue fahren ließ (Matthäus 8, 28). — [3] In Aulus Gellius' (125—175 n. Chr.) „Attischen Nächten", einem Sammelwerke grammatischen, antiquarischen und philosophischen Inhaltes, II, 3, 1—2. — [4] Im eigentlichen Sinne. — [5] „Den Griechen verlieh die Muse, wohltönenden Mundes zu reden" (Dichtkunst 323). — [6] א (Aleph) = stummes h, ה (He) = h, ח (Cheth) = ch, ע (Ajin) = gh. — [7] Marcus Fabius Quintilianus (35—95 n. Chr.) in seiner „Institutio Oratoria" („Bildung zum Redner") I, 5, 20.

das Catullische[1] Epigramm kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet, so weiß man, daß die Kleinmeister[2] von lieblichem Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vokalen, die ihn nicht nötig hatten, machen wollten. Cicero[3] ärgert sich, daß er dem Volk zu gefallen pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müßte, und Quintilian ärgert sich, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben. Die nordlichen Völker verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die lateinischen Länder überschwemmten, so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der italienischen und meistens auch aus der französischen Sprache. Unsrer deutschen Sprache, als einer Originalmundart, blieb es und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Konsonanten.

„Das Deutsche hat aber so bisarre Konstruktionen, daß die metaphysische Ordnung der Worte ohne Not gestört wird, und der Schriftsteller doch keine Freiheit mehr hat.* Zum Exempel: die metaphysische Ordnung der Worte wird gestört; denn wie lächerlich klingt's: ‚Hier au soir vint le Comte ici par'; und doch sagen die Deutschen: ‚Gestern abend kam der Graf hier an!'" — Wer von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so getroffen als von einem Blitze, daß er sogleich den Eigensinn der französischen Sprache und ihrer Ungelenkigkeit für die wahre, einzige metaphysische Ordnung der Wörter hält und künftig immer den Franzosen zu Gefallen und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Konstruktionsordnung einführet: „Weil ihr nicht uns davon habt nicht heute wollen thun den Gefallen, wir euch ihn werden thun." Denn dies ist die echte französische Konstruktionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu

* „Litteraturbriefe", Teil 16, S. 20, 21.

[1] Quintus Valerius Catullus (87—54 v. Chr.), Carmen Nr. 84. — [2] Damals ziemlich junge Eindeutschung von Petit-maître: ihre Stärke im Kleinen suchende Meister. — [3] Im „Orator" 48, 160.

faire la grace; nous vous la ferons); und der Eigensinn der französischen Konstruktion ist doch die metaphysische Ordnung selbst. Wenn man sich doch scheuen wollte, Sachen in die Welt zu schreiben, von denen man nicht die gehörige Kenntnis haben kann.

„Inwiefern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen als solchen wörtlichen Übersetzungen erörtert werden; und die Ursache, warum dergleichen Partikeln in der deutschen Sprache so und nicht anders gesetzt werden, mag sich doch wohl können philosophisch erklären lassen.“ [1] Ich versuche es, sie philosophisch zu erklären; — aber nicht die Partikeln — denn jede Sprache hat ihren Eigensinn, sondern die Inversionen überhaupt: so wird sich ihre Erlaubnis und Nutzen von selbst zeigen.

12.

Das Hauptgesetz bei der Verbindung der Worte zu einer ganzen Idee ist folgendes:* „Man lasse mehrere Ideen, die zusammen einen Gedanken ausmachen sollen, in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedankens und dem jedesmaligen Zwecke des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen einerlei sein, also wird es eine gewisse allgemeine Konstruktionsordnung geben. Hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und denn ist die Sprache die beste, welche räumig genug aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zwecke wenden zu können.“ [2]

Stellet euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedanken und bloß Gedanken unmittelbar mitteilen, so wird die Ordnung, in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die sein, in der sie das andere erblicket. So wie die Ideen bei dem

* „Litteraturbriefe“, Teil 17, S. 184.

[1] Freie Wiedergabe einer Bemerkung Nicolais zu dem S. 53, Anm. 5 angeführten Aufsatze. — [2] Von Abbt.

einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so, wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet, so teilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft saget, gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urteil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt, daß, nach der arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine philosophische Sprache: wäre sie von einem Philosophen erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf; käme eine allgemeien Sprache zu stande, so wäre bei ihren Zeichen notwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt als in unsrer Dekadik.[1] So lange wir aber noch keine durchaus philosophische Sprache haben, die bloß für die Weltweisheit erfunden wäre, so nehmt die, die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die lateinische, nehmt sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist, wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt; wie ist sie? ohne Inversionen meistenteils.

Nun stellet euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine spricht, der andre höret: dem ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe, und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen Gesichtspunkten sehen; dem andern zeiget er diesen Gegenstand, und es kann auf ebenso verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede als ein Zeichen dieser Gegenstände, so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet, je mehr will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellesten Lichte zeigen — und dies ist der Ursprung der Inversionen. Ein Beispiel: „Fleuch die Schlange!“ ruft mir jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — „Die Schlange fleuch!“

[1] Das dekadische Zahlen-, das Zehnersystem.

ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, sobald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen, und kein anderer; er hat mir das Geld gestohlen, ich weiß es gewiß; das Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); mir hat er das Geld gestohlen, und keinem andern; gestohlen hat er mit das Geld (nicht abgeborgt); wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens.

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit, so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen sein: wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselbe; eine grammatikalische Konstruktion ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alte Sprachen, die ursprünglich sind und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen. Geberden und Accent kommt zu Hülfe, um dies Chaos von Worten verständlich zu machen. — Noch immer spricht man von den ältesten Sprachen, als wären sie von Gott oder einem Philosophen erfunden, und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung gesprungen wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters. Alles, was wir Schönes in den ältesten Sprachen finden, ist erst später in sie gekommen, nur wir kennen die ersten unförmlichen Zeiten nicht; daher scheinen sie uns gleich im Anfange im Glanz. Nehmet das sinnreichste Spiel, wo ein Euler[1] durch die Berechnung der Fälle der Wahrscheinlichkeit die weiseste Anordnung entdeckt; ist es im Anfange so gewesen? — nichts als eine Zusammenhäufung ungefährer Würfe, eine Folge von Versuchen, bis Versuche endlich Kunst in dasselbe brachten.

Sobald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt werden, wie dies durch die ersten Lieder geschahe, so fieng sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die

[1] Leonhard Euler (1707—83), berühmter Mathematiker.

Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das Silbenmaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudikat; und man weiß, daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Konstruktionsordnung dazu, doch daß ihre Übertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die Büchersprache aufkam; jetzt fiel die Aktion weg, die vorher die Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen seine Geberden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen, dahingegen alles dies im Buche wegfällt.“*[1] Man mußte also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ursprünglichen ältesten griechischen und römischen Dichter bezeugen, denen keine neuere Sprache ihre Veränderungen nachmachen kann.

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rate zog. Und er ward also in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fodert, daß es mit Wohllust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt bloß der Ordnung der Ideen und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

* „Litteraturbriefe“, Teil 17, S. 186.

[1] Von Abbt.

13.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist, desto freier wird sie sein. Je mehr sie lebt, desto mehr Inversionen; je mehr sie zur toten Büchersprache zurückgesetzt ist, desto mindere. Alles beweiset die französische Sprache: Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch würklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht sein, daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet, daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen, der für die hohe Deklamation diese galante Sprache nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange erraten lassen"*[1], so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der französischen Sprache.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sei so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die französische Sprache hat so gut wie jede andere unphilosophischen Eigensinn — und nun schließe ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen,

* „Litteraturbriefe", Teil 17, S. 185.

[1] Ebenfalls von Abbt.

die größte poetische Schönheit auch nicht; sie bleibt also in der Mitte und sucht Behaglichkeit* — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist; die beiden ersten nutzen von den Inversionen; wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht nachteilig ist, so können und müssen sie bleiben.

Ja! aber Beweise, daß sie ihm nutzen! Der Franzose leugnet schlechterdings, daß sie ihm Freiheit und Hülfsmittel verschaffen; und denn beweise auch, daß sie dem Weltweisen nicht schaden, sonst muß man einen kleinern Nutzen dem größern aufopfern. Ich will es versuchen.

Ich fange vom Leichtesten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der gnug abwechselt und nicht zu oft wiederkommet. Kann dies eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! ein Periode schließt sich, wie der andre, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Kadenzen gequält: es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind ebenso nötig als das Unebenmaß in der Malerei und in der Musik der Mißlaut. Die französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Konstruktionen unsers Kanzleistils gleicht.

Dies gienge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildundskraft Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie notwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von

* Man erlaube mir dies Wort, das ein klassischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertiget hat: der Verfasser der philosophischen Schriften.[1]

[1] Moses Mendelssohn. Berlin 1761, 2 Bde.

seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele; diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervorzubrechen; jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft und in seinem Lichte erscheint. Hiedurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer; und die muntern Franzosen[1] haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die Inversionen, die sich unsre gute Poeten haben erlauben können, gehören mit zur deutschen Freiheit.*

Aber wie? leidet nicht die philosophische Sprache der Deutschen darunter? Was das anbetrifft, so fühlen wir weit eher Fesseln in der dichterischen, als philosophischen Sprache; auch wir fühlen es, „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen können, die wir nur müssen aus dem Zusammenhange erraten lassen". Unvollkommenheit unsrer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der Vernunft?

„Zur Weltweisheit** scheint die deutsche Sprache mehr als irgend eine von den lebendigen Sprachen ausgebildet zu sein. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen[2] und dieses Hallern zu danken. Zwei solche Schriftsteller sind genug, einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch sozusagen das Münzrecht zugestanden; denn die mit ihrem

* „Litteraturbriefe", Teil 16, S. 21. — ** „Litteraturbriefe", Teil 7, S. 163.

[1] In diesem Sinne hatte schon Nicolai am unten angeführten Orte die Mannigfaltigkeit in der Fügung manches deutschen Wortes gegen Castelus verteidigt (S. 53, Anm. 5). — [2] Christian Wolff; vgl. S. 36, Z. 10.

Stempel bezeichnete Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gäng und gäbe worden.[1]

„Der philosophische Geist hat sich bei uns auf alle Teile der Gelehrsamkeit verbreitet und giebt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teinture[2] von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigentümlich ist und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursach' der Dunkelheit beschuldigt werden, solange sie noch mit unserer Litteratur nicht bekannt genug sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines Pascal, Fontenelle, Montesquieu[3] und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekannt wären, so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unsrer Litteratur widerfahren, da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften sozusagen den Weg über die Metaphysik genommen haben."[4]

In diesen Gesichtspunkten hat unsre Sprache vor der französischen voraus, und sollte es also Gelehrten nötig geschienen haben, diese Freiheiten aufzuopfern, „seitdem sie Philosophie

[1] Bis hierher Worte Mendelssohns; der nächste Abschnitt frei wiedergegebene Ausführung Nicolais gegen Castelus. — [2] Färbung, Ton. — [3] Blaise Pascal (1623—62) verfaßte die freimütigen „Lettres provinciales" und „Pensées sur la religion". Bernard le Bovier de Fontenelle (1657—1757) schuf die akademische Lobrede. Die wichtigsten Werke von Charles de Secondat Montesquieu (1689—1755) sind: „Lettres persanes", „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" und „L'esprit des lois". — [4] Diese Regeln und vorher ein Überblick über die Geschichte des deutschen Hexameters, die Herder in der Nachschrift selbst zu wenig eingepaßt nennt, füllen im vollständigen Texte die ersten zwei Drittel des Briefes. Die Hauptregeln lauteten: „Die Länge und Kürze muß nach dem Accent, der Aussprache gemäß, genau beobachtet werden; die Daktylen insbesondere müssen, soviel möglich, rein sein; keine Endung muß einer andern oder der Mitte des Verses allzusehr ähnlich sein; kein Hexameter muß auf zweierlei Arten können skandiert werden. Der Abschnitt muß, soviel möglich, im dritten Fuß und männlich sein." Dann folgten Fingerzeige über die Schwierigkeit, deutsche Spondeen zu beschaffen, über den Notbehelf mit Trochäen und über die Behandlung der Einsilber, von denen Haupt- und Eigenschaftswörter nie und alle Zeitwörter außer ist und hat immer lang, die Vorwörter und Partikeln dagegen, außer bei besonderem Nachdruck, kurz gebraucht werden sollen.

und französische Sprache studiert hätten":* Philosophie und französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammenfindet.[1]

14.

Dies sind die grammatikalische Regeln, die die Litteraturbriefe zum Bau des Hexameters gegeben; ich setze eine philologische Bemerkung dazu, ohne mich in die Grammatik einzulassen, die bloß aus dem Genie der Sprache die Sache betrachtet.

Frägt man denn: können wir Hexameter machen? Nein! wir haben ja schon gnug! Frägt man: können wir welche nach der Prosodie der Alten machen? Nein! denn das Können hat Uz gezeigt! Sondern ist's unsrer Sprache natürlich, Hexameter zu machen? Und wie weit müssen wir Zwang großen Zwecken aufopfern? Natürlich? und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

Nach Lowths[2] Bemerkung ist selbst die hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen polymetrischen Numerus[3], als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegenteil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als daß sie sich dem polymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene und unsere halten beide Extreme; nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig; da die Sprache der Griechen hochtönend war und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige

* Teil 16, p. 8.

[1] Der Nachsatz steckt in den Worten von „Philosophie . ." an: . ., so ist zu bemerken, daß Philosophie und französische Sprache überhaupt nicht zusammen gleichmäßig maßgebend sein können. — [2] In dem Werke „De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae", Pars I, Prael. III (Götting. 1758; vgl. oben, S. 34, Anm.). — [3] Langverse in mehr als zweisilbigen Füßen: Daktylen (— ⏑ ⏑), Anapäsen (⏑ ⏑ —), Choriamben (— ⏑ ⏑ —) u. dergl.

Accente hatte, einen Unterschied, den wir entbehren. Aber für Hexameter nicht entbehren können; denn bei unserm niedrigen, vollen Accent erhöhet man sich ja wenig zum Daktylus, ohne einsilbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nötig zu haben. Wie kann die Sprache aber polymetrisch sein, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat, die sich selten in Spondäen erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Silben zu kompensieren weiß?

Zu zerstückt in ihren Formen; dies zeigen die vielen einsilbigen Wörter und unsere ganze Flexion. Unser ganzer Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was Steifes oder Prosaisches. Woher aber sind sie lang? Weil unsre volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch mehrere ersetzen muß, und also fallen die griechischen *atona*[1] im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Silbe schoben; teils fallen die lateinischen ancipites[2] weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam sein, ihre Bestandteile kann sie doch schon nicht ändern, und selbst unsre Väter im poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skaldrer[3], sie haben nie auf griechische Art polymetrisch gesungen, höchstens sapphisch[4], und das ist noch immer die leichtste griechische Versart für uns.

Hiezu setze man nun noch Versuche! Nicht in Hexametern, sondern in einem freien Silbenmaß, um zu sehen, was für Füße am meisten in unsrer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindarische Oden und tragische Chöre erblicken werde oder einförmigere Cadencen? Und ich glaube: alsdenn tanzt unser Deutsches nicht einmal nach griechi-

---

[1] Tonlose Wörter. — [2] Doppelzeitige, wie z. B. tenebrae, das in Prosa auf der ersten Silbe betont wird, im Verse dagegen auf der zweiten betont werden kann. Die Worte „der nach einem hohen folgte", sind unverständlich. — [3] Aus Daniel Georg Morhofs (1639—1691) „Unterricht von der deutschen Sprache und Poeterey" (Kiel 1682) übernommene Bildung statt Skalden. — [4] Der bei der Sappho (S. 50, Anm. 2) häufigste Vers ist: — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑.

schen Silbenmaßen ungebunden; wie viel minder, wenn es in metrischen Fesseln so tanzen muß.

Ramler[1] that dies in einer andern Absicht: er löste die Prose Geßners und Eberts in ihre natürliche Silbenmaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern deklamiert werden müssen, um alsdenn gewiß mehr als prosaische Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dies thut, so wird man immer weniger Polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen, es hat es ein andrer[2] gethan; Klopstock hat „seine poetische Empfindungen so frei ausgedrückt, daß sie sich selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben scheinen, die voller Wohlklang sind, aber kein bestimmtes Silbenmaß haben". Er hebt am Fest der Souveränität in Dännemark[3] an:

Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!
Veracht' ihn, Leier, wer sie nicht ehrt,
Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme
Veracht' ihn!
Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen
Und einen König gegeben.

[1] Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, von C. W. Ramler, 3. Teil (Leipz. 1758; 1. Artikel des Abschnittes 8, IV). Ramler zeigt hier die rhythmische Gliederung der Sprache in des Idyllendichters Salomon Geßner (1730—88) „Zerbrochenem Krug" und in Stellen aus den Ebertschen „Nachtgedanken" Youngs (vgl. oben, S. 39, Anm. 1). — [2] Leßing im „51. Litteraturbrief", woraus die nächsten Worte freie Anführung sind. — [3] Ode auf das Jubelfest der Souveränität in Dänemark vom Jahre 1760, in den „Oden" (Ausgabe von Muncker, Bd. 3, S. 88, Stuttg. ohne Jahr) als „Das neue Jahrhundert".

Man setze dies fort; Spondäen, Trochäen und Jamben wird jedes Naturgenie antreffen; Daktylen — wird es nur in Partizipien und wenig andern Wörtern finden, und zu den übrigen vielsilbigen Tritten sind unsre einsilbige Wörter würklich zu unbestimmt und prosaisch.

15.

Doch gnug von diesen grammatischen Schwürigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich sein müssen: um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche, angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Silbenmaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick[1] sogleich schien es mir sehr ähnlich zu sein mit dem Numerus der Hebräer, so viel wir von ihm wissen, und mit dem Silbenmaß der Barden. Ich sahe, daß es Klopstock, einem Meister in der deutschen Sprache, oft sehr wohl und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie genannt werden könnte, „in alle kleinen Teile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten könnte", statt daß ihn die Litteraturbriefe*[2] eine künstliche Prose nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dies Silbenmaß uns vielleicht von vielem Übel erlösen und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an:

Erstens: Hätten wir einen dithyrambischen Dichter, der, würklich von dem Blitzstrahle des Bacchus getroffen, trunken und begeistert tönen würde — natürlich wäre kein gefesseltes Silbenmaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirnsfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken, die, mit Pindar zu reden, bloß für die Mitverstän-

* Teil 3, p. 103.

[1] Genauer: Nach den — im ganzen Abschnitt befolgten — Andeutungen Hamanns (vgl. dessen „Aesthetica in nuce", in den „Schriften", Bd. 2, S. 303 ff., Berl., 1821). — [2] Und zwar Lessing.

dige klingen[1], dem großen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger[2] kann dieser Bemerkung durch seinen ikarischen[3] Fall ein Gewicht beilegen.

Zweitens: Die hohen Oden des Affekts werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder seufzen und weinen. Dies Silbenmaß kann, nach jener scythischen Zeichensprache[4] zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Silbenmaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß das gewöhnliche Strophenmaß der Grenzstein eines Paragraphen sein sollte. Das geht denn nun so hin; aber sollen diese Oden Affekt singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.[5]

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Silbenmaß nicht ertragen, ohne daß sie oder das Silbenmaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichnis über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm gnug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin[6], die jetzt nichts weniger als den Perioden der Ode trifft, würde in diesem Silbenmaße ihre ganze Phantasie aus-

[1] Zweites Olympisches Siegeslied, Vers 83 ff., in Bergks Übersetzung: „Viele spitze Pfeile trag' unter dem Arm ich im Köcher, klingend nur den Einsichtsvollen." — [2] Schon in den „Königsbergischen Gelehrten Anzeigen" aus dem Jahre 1764 (SWS, Bd. 1, S. 68) bewies Herder, daß die zehn Dithyramben, die Joh. Gottlieb Willamow, der Sohn des von ihm verehrten Mohrunger Pfarrers, 1761 ungenannt unter dem Motto „Quo me Bacche rapis tui plenum" drucken ließ, wohl viel Schönes, aber gar nichts Dithyrambisches enthielten. Ähnlich auch über die 2. vermehrte Ausgabe 1767 in der „Allgemeinen Bibliothek" (SWS, Bd. 4, S. 251—260). — [3] D. h. tiefen. Dädalus' Sohn Ikarus stürzte, als er mit seinen nur mit Wachs befestigten Flügeln der Sonne zu nahe kam, ins Meer. — [4] Von Darius Hystaspis zur Ergebung aufgefordert, schickten ihm die Scythen Vogel und Pfeile, Maus und Frosch, um anzudeuten, daß er verloren sei, wenn er sich nicht so schnell wie jene von dannen höbe oder so sicher wie diese verbärge (Herodot IV, 131 f.). — [5] Betreffs der Fügung vgl. S. 65,1. — [6] Anna Luise Karsch (1722—91), die seit ihrem Auftreten in Berlin 1760 durch gewandte Stegreifdichtung Aufsehen erregte, verlor die Frische der Naturdichterin, als sie nach Ramlers Anweisung in ihren Gedichten 1764 als Kunstdichterin mit antiken Göttern und andern klassizistischen Ausstattungsstücken zu hantieren begann.

schütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks poetische Stücke von dieser Art auch nicht Oden nennen; am Namen liegt nichts: so lasset es lyrische Gemälde sein, zu denen die Griechen den Namen εἶδος[1] hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musikus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat, wo der prosodische Wohlklang[2] entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Kollision leidet und Wohlklang zu sein aufhöret". In den Arien, wo ein Silbenmaß sein muß, könnten die rimes assonantes[3] der Spanier den Reim ersetzen und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner musikalischen Idylle „Der Mai"[4], in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so prosaisch als möglich machen; und dies ist in den ersten Auftritten nötig, wo das Silbenmaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affekt erheben und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil[5] auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will[6], und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche[7] füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten

[1] D. h. Bild. Vgl. Idylle (*εἰδύλλιον*), d. i. Bild aus dem Landleben. — [2] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [3] Trochäische, durch Assonanz verbundene und sehr frei und biegsam behandelte Verse von vier Takten. — [4] In den „Oden" von 1767, S. 97 ff. „Poetische Werke", Bd. 2, S. 11 (Berl. 1800). — [5] Äneis, 2. Gesang, V. 417 [„sie kämpfen miteinander] wie im Wirbel der Winde der West und der Süd und der auf den Rossen des Aufgangs sich tummelnde Südost". — [6] In den „Oeuvres de Théâtre"; in Lessings Übersetzung („Das Theater des Herrn Diderot", Bd. 1, S. 178, Berl. 1760): „Eine Stellung der Personen auf der Bühne, die so natürlich und nahe ist, daß sie mir in der getreuen Nachahmung des Malers auf der Leinwand gefallen würde, ist ein Gemälde." Vorher: „Ich wollte lieber Gemälde auf der Bühne, wo ... sie doch eine so angenehme und sichere Wirkung haben würden als diese Theaterstreiche." — [7] Die sogen. Stichomythien, Wechselreden in Vers um Vers oder Halbvers um Halbvers.

(auch vielleicht des Silbenmaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermutet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich gnug zu erraten gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich, oder Du, oder Nein u. s. w., das alsdenn so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Silbenmaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt, so muß es auch ein Muster der Deklamation sein. Lies eine hinkende deutsche alcäische Ode[1], deklamiere sie gut, verbirg ihre Fehler, laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es ist nicht mehr alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen oder zerschmelzen; du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Deklamation hören; höre einen Garrick[2] in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen; sein Affekt wird die Sprache auflösen; er wird einen Takt halten, der dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben. —

Wie wäre es nun, wenn dies Silbenmaß[3] in den Oden die griechischen Verse und in der Affektsprache die poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte, den wir jetzt, ohngeachtet der Übersetzung[4], noch so wenig kennen; wenn Ebert den poetischen Perioden des Youngs mit allem seinem Kolorit in dies Silbenmaß übertrüge. — Der Kunstrichter schreibt vor: „Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen!"

---

[1] Z. B. Klopstocks „Kaiser Heinrich" vom Jahre 1764. — [2] Über diesen berühmten englischen Schauspieler David Garrick (1716—79) vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe zum Schlusse des „Shakespeare". — [3] „Freie Klopstockische Silbenmaße" nennt sie Herder in der 2. Sammlung der „Fragmente", IV, 1 gegen Ende. — [4] Wielands Prosa-Übersetzung erschien in Zürich 1762—66.

16.

In dem Barbarischen unsrer Sprache, in den Inversionen, in den Silbenmaßen haben wir nichts von den Franzosen zu lernen; wir sind vor ihnen voraus, worin denn? In ihrer muntern Prose und in ihren kritischen Bemerkungen über die Sprache.

Unsere witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu sein. Weil unser Publikum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es bloß einen Flecken sahe, wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten, so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste, was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu dörfen, was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl aber zu rezensieren Zeit hatten; von diesen ward das Publikum angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mäcen, der aber bloß Arbeiten liebte und lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — Nun denke man sich diese Reihe von Lesern; man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche[1] in Verstand, sondern in wässerichtes, phlegmatisches Gehirn; dies hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten sein, entmanne deinen Stil, wie jener Origenes[2] sich selbst, um des Himmelreichs

[1] Aristoteles. Nach Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (Dresd. u. Leipz. 1754; Neudruck in Seufferts „Deutschen Litteraturdenkmalen", Nr. 20, S. 43, Heilbr. 1885): „Der Pinsel, den der Künstler führt, soll in Verstand getunkt sein, wie jemand von dem Schreibgriffel des Aristoteles gesagt hat." — [2] Origines Adamantinus (185—254), größter Theolog des 3. Jahrhunderts, dem man außer seiner Ver-

wollen; alsdenn wirst du allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O wenn man die Stöße von deutschen Monats- und Wochen-, von Lehr- und Trost- und Erbauungs- und lustreichen Schriften siehet, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden, muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus
Phyllidas, Hypsipilas, vatum et plorabile si quid
Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri. . . ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poemata narrent.[1]

Daher trägt ein Christ am Sonntage[2] und so viel Bände Andachten und Erholungen und Zerstreuungen und Briefe und — den Preis wegen der Deutlichkeit davon; sie schreiben für die Langeweile des Publikum; ihre Bücher sind also des Zedernöls[1] und Marmorbandes wert, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Persius, Rosen und Violen wachsen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Ärzte und Aufseher und Greise[3] ꝛc. auch nennen, und für diesen Ständen habe ich alle gehörige und mögliche Ehrfurcht.

Könnte unser Publikum in solchen Schriften denn nicht

---

bindung der Begeisterung für den Christenglauben mit griechischer Wissenschaft auch Selbstverstümmelung zum Vorwurfe machte. — [1] „O dies Treiben der Welt! Wie leer ist das ganze Gebaren! | Hier schnarrt einer, die Schultern umschmiegt vom purpurnen Mantel, | Irgend was Ranziges her in näselndem, lallendem Tone; | ‚Phyllis!', ‚Hypsipile!' girrt er, und was bei den Dichtern es sonst noch | Wimmerndes gibt, und verschluckt im weichlichen Gaumen die Worte. | Beifall rufen die Männer ... Ja, ja! beim Becher erörtern | Romulus' Enkel nach Tisch, was göttliche Lieder berichten"; aus des Römers Aulus Persius Flaccus (34—62 n. Chr.) „Satiren", I, 1, 1. 32—36. 30 f. Ebenda, V. 42, heißen dann schlechte Bücher „des Zedernöles würdig", d. h. glänzender Ausstattung. — [2] Sein Mißfallen an dieser sogenannten Wochenschrift verriet Herder schon in der Besprechung ihres dritten Teiles in den „Königsbergischen Zeitungen" 1765 (SWS, Bd. 1, S. 94). — [3] Solche moralische Wochenschriften sind z. B. der von Klopstock oft benutzte „Nordische Aufseher" Cramers (vgl. S. 35, Anm. 1) und der „Greis" von Patzke (vgl. S. 51, Anm. 1)

wenigstens französisch ausgebildet werden? Uns fehlen freilich witzige Äbte, Damen, die den Ton angeben[1], Modeschönheiten, denen man zu Gefallen, wie Cartesius seine Wirbel[2], Einfälle erfinden kann! Aber das alles könnte man entbehren oder sich anschaffen, wenn man nur wollte; aber —

Wo bliebe alsdenn die deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen als Erregerin des Volks erschien

— γλαυκωπις Αθηνη
Η σειυσα λαον —[3]

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sveviens[4] und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen, vornehmlich wenn sie im Reiche der Toten sind, in Spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesetzgebung darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen, die ihn verstehen sollten (nicht wollten; hier liegt's nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am prädestinierten Sollen). So erscheint die Pythisse[5] in einer hei-

[1] Die Marquise de Rambouillet vereinigte in ihrem Hause zu Paris, dem Hôtel Rambouillet, etwa seit 1620—1645 die feine Gesellschaft zu einem Kreise, der sich die Verfeinerung der Geselligkeit, eine idealisierende Lebensführung und die Hebung der Dichtkunst angelegen sein ließ und z. B. den jungen Abbé Bossuet, der später ein so großer Kanzelredner wurde, zu den Seinen zählte. Vgl. auch 3. Sammlung der „Fragmente", I, 2. — [2] René Descartes (Cartesius, 1596—1650), dessen Erklärung der Bewegungen der Gestirne durch Wirbel (tourbillons), die auf Störungen des Äthers beruhten („Principia philosophiae", Pars 3, § 31 ff., Amsterdam 1644 u. o.), Herder durch Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" kennen lernte (SWS, Bd. 3, S. 488), ergötzte mit solchen und ähnlichen Einfällen namentlich die Gesellschaft der Königin Christine von Schweden. — [3] „Die helläugige Athene, die das Volk antreibende", Versteile, die Herder mit Verwechselung von *σείω* und *σεύω* in Erinnerung an das Homerische Beiwort *λαόσσοος* frei gebildet hat. — [4] Der Schweiz und Schwabens. Das Nächste geht auf Jakob Wegelins in Lindau erschienene Schriften: „Religiöse Gespräche der Toten" (1763) und „Moralische und politische Betrachtungen über die spartanische Gesetzgebung des Lykurgus". Von Hamann wußte Herder, daß Wegelin in der Vorrede zur ersten Schrift gesagt, „es sei ihm genug, sich denen verständlich zu machen, die ihn verstehen sollten". — [5] Bei Herder häufige Form für Pythia, die Priesterin des delphischen Orakels.

ligen Rauchwolke; die Haare sträuben sich, der Mund murmelt Worte, nur denen verständlich, die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter nouies carmen magico demurmurat ore.[1]

Indessen wir arme, uneingeweihete Leser! denken als λογα δεομενοι[2] über diese Dunkelheit folgendes:

Entweder es ist ein eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd[3] die Epilepsie bekam, um ein Elendtier zu werden, und mancher ein Hyp=Hypochondrist ist, um ein Philosoph zu sein. Diesem Herrn rufen wir doch endlich zu:

„Ich wußt' es wohl, daß es ein . . . war."

Oder es sind würkliche Ursachen der Dunkelheit, die an dem Verfasser liegen; und diese sind — die Dunkelheit seiner Begriffe selbst, die kann man meistens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc nec lucidus ordo.[4]

Alles dies entspringt alsdenn aus einer Quelle; man sieht den Geist des Verfassers, in dem wie im Chaos des Ovids[5] noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht; der Kunstrichter versuche die geduldige Kur, seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden, die spät und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. — Einem Alten ist nun freilich der Star schwerer zu stechen.

[1] „Im Umschweife fremder Worte murmelt sie dreimal neunmal ihren dunkeln Sang mit zauberndem Munde herunter" (Ovid, Metamorphosen, Buch 14, V. 58). — [2] D. h. des (erleuchtenden) Wortes, der Erkenntnis entbehrend. — [3] Vielmehr: ein Hirsch. Lessings „Fabeln", Buch 3, Nr. 28. — [4] „Wer, den Stoff beherrschend, gesammelt, dem wird Beredsamkeit nicht, noch klare Ordnung mangeln" (Horaz, Dichtkunst, V. 40 f.). — [5] Ovid, Metamorphosen, Buch 1, V. 8 f.

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich, man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu sein, bemerken; so lernte Sokrates von seiner Aspasie[1] Weisheit und Vortrag; so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will; so trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Katheders prache zu entwöhnen; er erinnere uns nicht so oft, daß er vor seinem Schreibepult sitzet; er geselle die deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur französischen Freiheit. Denn wird er mehr sein als ein französischer Abbé, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber; kurz, mehr als eine waschhafte Sibylle, die wohlriechende oder heilige oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse deutsche Bescheidenheit, die kurz sein, die nicht beleidigen, die durch Mienen, nicht Worte sprechen will, schuld an mancher Dunkelheit sein soll; und hier ist's also nötig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen und unsere Staatsverfassung in der Litteratur so unabhängig und republikanisch zu machen als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers* Briefen[2], ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig; bei uns hat sie Tempel und Altäre gnug, jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer allegorischen Person. Gute Göttin! die du die Schutzgöttin Deutschlands sein solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono![3]

* „Litteraturbriefe", Teil 4, p. 362.

[1] Aspasia, die geistvolle Freundin des Philosophen Anaxagoras und des atheni-schen Staatsmannes Perikles. In Platos Gespräch „Menexenos" bezeichnet sie Sokrates (Kap. 3, S. 235 E.) als seine Lehrerin in der Redekunst und trägt eine von ihr gehörte Grabrede vor. — [2] Herder kennt den Ausspruch des niederländischen Philologen Gisbert Cuper (1644—1716) aus der Besprechung, die Lessing a. u. a. O. von J. L. Uhls „Syllogo nova Epistolarum varii argumenti" (Vol. I, Norimbergae 1760) gegeben hatte. — [3] „Wenn du eine Göttin bist, weil' ich mich zum Dienst in deinem Heiligtum" (von dem römischen Elegiker Sextus Propertius, 49—15 v. Chr.), Buch 3 [4], Ged. 24, V. 19).

Wir wollen die französische Munterkeit und Freiheit in unsere Abhandlungen einführen und mit dem deutschen Nachdruck begleiten. Der Vorredner[1] des „Journal étranger" schrieb unter andern der französischen Sprache einen größern Vorrat von Ausdrücken für das Lächerliche zu*; er glaubte, die deutsche Sprache hätte daran Mangel; der Kunstrichter leugnet es, auch ich, und jenem gebe ich doch den Vorzug der französischen Sprache zu, weil ich es selbst erfahren. Ich habe seit einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten gewandt und habe im Französischen würklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht als die Deutschen, mehr Bemerkung aus der Kultur des Umganges zieht als wir, und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Man gehe auch nur das Verzeichnis durch, was Girard und Mauvillon[2] von Wörtern dieser Art gesammlet, so wird man dem Arnaud recht geben. — Und überhaupt hat unsere Sprache durch Übersetzungen von der französischen Prose des Umganges seit einigen Jahren schon merklich viel gewonnen.

17.

Aber englische Übersetzungen haben ihnen das Gleichgewicht gehalten, und auch dies zum Vorteil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die britische Seite neigt, und wir durch die englische Stärke die französische Leichtigkeit nahrhaft machen. Da die ersten Übersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, poetische Prose enthalten mußten, so ward dadurch wider Willen der Übersetzer jener holprichte prosaisch-poetische Stil eingeführt, der unsrer Sprache gar nicht

* „Litteraturbriefe", Teil 16, p. 8.

[1] Arnaud, der Herausgeber des am unten genannten Orte von Nicolai, dem „Kunstrichter" der drittnächsten Zeile, besprochenen Jahrganges 1760; vgl. S. 53, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 37, Anm. 1, und S. 53, Anm. 1.

angemessen ist. Ganz Deutschland teilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reuter mit schweren Küraſſen und schwerem Gange; die prosaischen Poeten, Dragoner, zu Pferde und Fuß streitbar:

Great on the Bench, great in the Saddle
That cou'd as well bind o'er, as swaddle:
So some Rats, of amphibious Nature
Are either for the Land or Water.[1]

Und denn die französierenden leichten Völker, die in kritischen Briefen und Arzneien und Possen[2] mit französischen Modeausdrücken um sich warfen und als Schmetterlinge umherschwärmten.

Wenn wird unser Publikum aufhören, dieses dreiköpfichte apokalyptische Tier[3], schlecht griechisch, französisch und britisch auf einmal zu sein? Wenn wird man den Platz einnehmen, den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes und philosophische Poesie zu schreiben? Oder vorher frage man, wenn wird man aufhören, die besten englischen Schriftsteller durch Übersetzungen zu verunstalten und Prior[4], Milton, Young in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersetzen, ein Silbenmaß, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen[5] in wässerichter Prose und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersetzen? Wie viel könnten wir von den Briten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein deutscher Johnson[6] fehlt uns noch,

[1] „Groß als Gerichtsherr, groß im Sattel, der sowohl vorladen konnte als durchbläuen; so sind ja auch manche Ratten von zweilebigem Wesen, fürs Land und Wasser geschaffen" (I, 1, 23 ff.); aus Butlers „Hudibras"; vgl. S. 27, Anm. 2. — [2] Die Arzneien sind nach Herder (SWS, Bd. 1, S. 60) von Lieberkühn (vgl. „Volkslieder", Bd. 2, Vorrede, Abschnitt 27), die Possen nach Nedlich vom Freiherrn v. Schönaich. — [3] Offenbarung Johannis 13, 1 ff. — [4] Matthew Prior (1664—1721) verfaßte „Poems on several occasions", einen „Salomon" u. a.; der aus den Litteraturbriefen übernommene Tadel bezieht sich auf sämtliche hexametrische Übersetzungen des Salomon durch Grynäus, Miltons durch Zacharia und der Youngschen „Nachtgedanken" durch einen Ungenannten. — [5] Von Alexander Pope (1688—1744) waren berühmt die „Pastorales" (Idyllen), „Essay on man" (ein Lehrgedicht von der Bestimmung des Menschen) und besonders „Rape of the lock" (Der Lockenraub). Joh. Jak. Dusch veröffentlichte eine Prosa-Übersetzung, Altona 1758 ff. — [6] Vgl. S. 23, Anm. 2.

der das für die deutsche Sprache wage, was jener für die seinige! Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Teil, und wir stehen den Briten auch in unserm Eigentume nach? Wird es bald sein, daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen, ihr Weltweisen! durch Sammlung und Kritik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht, die nach dem Plinius[1] „alten Sachen Neuheit, neuen das Ansehen des Altertums, verrosteten Glanz, dunkeln Licht, widerlichen Reiz, zweifelhaften Glaubwürdigkeit, allen aber Natur" verschaffen kann? Werden die Deutschen bald aufhören, durch ihre langweilige Prose gegen die Franzosen solche gute Alte vorzustellen, als Terenzens[2] Chremes gegen seinen Davus? Werden auch bei ihren britischen Schriftstellern bald die Fehler wegfallen, da die Fülle der Gedanken und der Vorrat von Bildern aus Mangel der Ökonomie in dem Perioden in Verwirrung gerät; so wie Verschwendung nicht den würklichen, sondern scheinbaren Reichtum begleitet? Werden die besten deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Grazien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne und die bezaubernde Aglaja. Lasset uns einige neuere Originalschriftsteller anführen, die diesen Grazien geopfert haben und die Ehre unsrer deutschen Litteratur sind.

Zwote Sammlung von Fragmenten.

Vorläufiger Diskurs.

Von dem Ursprunge und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheinet; Prüfung der Litteraturbriefe hiernach.

Der erste Kunstrichter war nichts mehr als ein Leser von Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönhei-

---

[1] Gajus Plinius Secundus der Ältere (23—79 n. Chr.) in seiner Naturgeschichte, Vorrede, § 15. — [2] In des Römers Terentius Afer (184—159 v. Chr.) Lustspiel „Andria" berät der witzige Sklave Davus den grämlichen Greis Chremes

ten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch wie die Raupen und Heuschrecken kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkenntnisbaum genascht hatte. Es hat in der Litteratur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft und Schriftstellerei, die Wahrheiten noch nicht Systeme, die Erfahrungen noch nicht Versuche waren; statt zu lernen, was andre gedacht, erhob man sich selbst zum Denken — vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein andrer dachte dem Gefallen und dem Eindruck nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte, und fing an, die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls, zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu sein, daß er also wie die türkische Verschnittene ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jetzt bloß für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Mann von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er mußte also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen; und jetzt fing er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden; er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht beinahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert aus einer gärenden Fettigkeit, es sei diese der Nilschlamm[1] oder Chaldäens

[1] Ovid erzählt, „Metamorphosen", Buch 1, V. 423, daß die Pflüger nach dem Zurücktreten des Nils in seinem Schlamme halbfertige und werdende Tiere fänden.

rote Erde, das Chaos des Epikurs[1] oder Needhams faulender Tropfen[2].

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken, „wie aus dem, der bisher bloß empfand, ein Denker und aus dem Genie ein Weiser wurde? wie weit jedes von diesen dem andern entgegengesetzt sei, und wie weit diese sich einander schwächenden Kräfte zusammenkommen müssen, um die Temperatur des Virtuosen auszumachen? wie aus der Natur Kunst, aus der Kunst Künstelei und aus dieser wieder Barbarei hat entstehen können?" Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritischen Troglodyten nach Art des Montesquieu[3] hervorbringen, und dies Märchen könnte man denn in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Sprachen bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? Gegen Leser, gegen Schriftsteller und gegen das ganze Reich der Litteratur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, denn Vertrauter, denn Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, denn Freund, denn Richter, und der ganzen Litteratur entweder als Schmelzer oder als Handlanger oder als Baumeister selbst.

Dem Leser setzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmut vor und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack

---

[1] Nach der Lehre des griechischen Weltweisen Epikur (341—270 v. Chr.) füllten im Anfange die Urteilchen alles Seienden noch ungeschieden den unendlichen Raum, und erst indem sie in diesem fielen, aber kraft der Schwere verschieden schnell und in geringen Abweichungen von der Senkrechten, stießen sie aneinander, zogen dabei je die ähnlichen an sich und schlossen sich zu Körpern zusammen. — [2] Aus John Needhams (1713—81) „Mikroskopischen Beobachtungen" (englisch London 1745; französisch Paris 1750) ist nach Suphans Nachweise in den „Rigaischen Gelehrten Beiträgen" 1764, Nr. 23, folgendes mitgeteilt: „In einem brandigen Korne versichert Herr N. viele kleine Schlangen durchs Vergrößerungsglas gesehen zu haben. Ist das Korn noch frisch und weich, so entwickeln sie sich durch Hinzuthuung eines Tropfens Wasser." — [3] In Montesquieus (vgl. S. 64, Anm. 3) „Lettres Persanes" (Nr. XI). Nach diesem durch Platonische Gedanken angeregten Märchen stürzt das unglückliche, weil ungesellig lebende Völkchen der Troglodyten (Höhlenbewohner) durch Schuld auf Schuld ins Verderben; in nur zwei Familien überlebend, erhebt es sich dann zwar durch eigene Sittlichkeit wieder, aber des Zustandes, daß es zugleich sein Glück nur sich selbst verdanke, zu früh müde, sucht es sich in der Autorität eines Herren ein Joch, das weniger drückt als die Tugend.

zu erregen; dies sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen, er gibt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbnen Geschmack, daher braucht er jetzt ordentliche Kur. Dies sind die kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte, Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer notwendig zum wahren kritischen Geist. Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein, Kunstrichter! du schreibst für Leser. Diese nie aus den Augen zu lassen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen und die Tauben verstehen zu lehren, die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen oder ihr zuvorzukommen; kurz, Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter sein? Sein Diener, sein Freund, sein unparteiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen und als deinen Herrn auszustudieren, nicht aber dein eigner Herr sein zu wollen.* „Unser Geist nimmt oft eine gewisse Unbiegsamkeit an, die uns hindert, in die Gedanken andrer uns gleichsam hineindenken zu wollen und folglich sehr oft die unsere dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie liefet, über die man selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dies letztere geschehen, so fängt die Steifigkeit an, sich zu zeigen, die vermutlich aus eben dieser Ursache, auch außer andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird als bei jungen. Es gehört entweder eine besondre Gabe des Himmels oder eine anhaltende Kreuzigung des Fleisches dazu, um weich und beugsam gnug zu bleiben, und wenn vollends der, welcher Bücher liefet, um sie zu beurteilen, unverdorben bleibt, so hat er gewiß ebensoviel Lob verdient als der heilige Aldhelmus, der sich nackt und bloß zu jungen

* „Litteraturbriefe", Teil 17, p. 107.

Mädchen ins Bette legte und doch der Empörung der Sinne siegreich widerstand.“[1] Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius[2], um uns in diesen Kreis einzuschließen! — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen, so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken, so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe, und wird also sein Ratgeber und Beurteiler. Wenn endlich, wie in den meisten deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demütige Komplimente enthalten, so wird der Kritikus Richter und Gesetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen, will er nicht; er geht also zuvor und kommandieret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen und zeichnet bei den Rezensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um die Aussicht zu verbessern; oft springt er wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen; oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten; und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems krönen, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Kolom[3], der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans feste Land trat[4], gab der Neuen Welt seinen Namen.

---

[1] Worte Th. Abbts. — [2] Gajus Popilius Laenas, als Gesandter des römischen Senates an Antiochos von Syrien geschickt, nötigte diesen zu schneller Entscheidung, indem er mit seinem Stabe einen Kreis um ihn beschrieb und ihm verbot, vor Erteilung der Antwort aus diesem herauszutreten (Livius, Buch 42, Kap. 12). — [3] Statt Colon: Kolumbus. — [4] Amerigo Vespucci, der 1499 das Festland von Amerika betrat und es beschrieb.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe, was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müßte entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte; bald Leser von verdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm oder ihm nach oder ihm vordenket und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es selbst schriebe. — Ich glaube, es ist Shaftesbury[1] in einer seiner leider! noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß ihm beständig ein Freund oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben und ihn als Muster begeistern müsse. — Diese Dulcinea[2] hat ein Kunstrichter mehr als irgend jemand nötig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodiert; er gibt uns, anstatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und tote Gerippe von Auszügen. Statt ein Pygmalion[3] seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab und setzt das seinige darauf; als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Gerät und ehrwürdigen Auskehricht der Litteratur. Er eifert in den petites maisons[4] der Gelehrsamkeit gegen elende Übersetzer; die Brille eines Kompendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe nur beständig zu erblicken, und eben dies ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack. Er wird seinen Lesern so un-

[1] Shaftesbury (vgl. S. 48, Anm. 1) schrieb „Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times“ (Lond. 1711), wovon die zwei ersten Abhandlungen („Vom Enthusiasmus“ und „Sensus communis“) 1768, alle aber in deutscher Übersetzung erst 1776 zu Leipzig erschienen. Wie die erste Abhandlung an Lord Sommers gerichtet ist, so gab Shaftesbury auch verschiedene Briefe heraus, „geschrieben von einem Lord an einen jungen Mann auf der Universität“. — [2] Die Geliebte des Don Quijote, die dieser liebt, obgleich er sie kaum kennt, und als Inbegriff der Vollkommenheit verehrt, obwohl sie ein gewöhnliches Dorfweib ist. — [3] Ein cyprischer König, der sich in eine von ihm gefertigte elfenbeinerne Jungfrauengestalt verliebte. — [4] D. h. Zellen; Name eines Pariser Irrenhauses.

entbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen sind; er wird gelesen, gelobt und vergessen; seine Ephemeriden, gleich den Insekten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser! mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider! bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind. Ich lasse dich los, um die viele deutsche Journäle, die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten und, wie du es für gut findest, in der Stille zu ordnen. In der Stille; denn alle unsre Kritici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal, hierin ist die deutsche Litteratur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urteilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. — — Ich rede von den Litteraturbriefen und thue mir darauf zu gut, daß ich von ihnen als von Mustern meistens reden kann![1]

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat, „unser Deutschland dörfe keinem Volk, es sei alt oder neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der Einbildungskraft etwas nachgeben“[2]; seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte[3] auch etwas kalt geworden, man müsse, was nur orientalisch, griechisch und britisch hieße, durch rauhe Kopien auf halbdeutschen Boden verpflanzen; seit-

[1] Über den hier weggelassenen Schluß des „Diskurses“ s. S. 5. — [2] Ein Gedanke, den Opitz angeregt, Schottel mit anderen weitergebildet und zuletzt besonders Gottsched ausgeführt hat. — [3] Die Schweizer, von denen z. B. Bodmer Alexander Popes komisches Epos „Dunciade“ übersetzte (1747) und nach dessen Vorbild auch „Kritische Briefe“ (1746, 1749) schrieb. Er verfaßte auch Patriarchaden, wie „Dina und Sichem“, „Joseph und Zulika“ und „Colombona“ (1753), und ähnlich seit 1760 griechisch-römische Stücke, wie „Ulysses, Telemachs Sohn“, ein Trauerspiel, „Patroklus“, ein Trauerspiel, „Julius Cäsar“, ein politisches Drama. Ihm nach dichtete z. B. Wieland einen „Geprüften Abraham“, Naumann einen „Nimrod“, und Steinbrüchel übersetzte Sophokles und Euripides (1763).

dem Kunstrichter[1], durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und schweizerischer Nachahmungen die deutsche Litteratur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger* als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Litteraturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der deutschen Litteratur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Zirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war, da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden und gleichsam durch ihre gegenseitige Kräfte, die ineinander würkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen mußten, so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Parteien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten; und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmütig, beständige Klagen endlich verdrossen und ewige Vorschriften matt und gezwungen; kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt und die Vorschriften zu einschränkend sind, so sieht man den Schulmeister[2], der nach der bekannten Fabel dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sei nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sei gesund!

Um also mehr zu thun, als zu klagen, kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie und Originalgeist und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unsrer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer

* „Litteraturbriefe", Teil 1—24.

[1] Die Herausgeber und Mitarbeiter der „Litteraturbriefe"; vgl. Einleitung, S. 3. — [2] In der äsopischen Fabel (Nr. 352 der Halmschen Ausgabe) ist es einfach ein Wanderer.

Begriff unserer Weltweisheit, sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Örtern graben zu sehen. Sulzers* Abhandlung in den Schriften der Berlinschen Akademie, die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei. Bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi[1] so unangetastet als der rector Archaeus[2] bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar; allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet, die zum Genie gehören, je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrifft, je mehr kann ich zweiflen, ob mir nicht eine davon entging; und niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte und jemand höher als sich schätzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genies herleitest, desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts Höheres vorsetzt, als fehlerlos zu sein.

Jener Baumeister im Plutarch[3] sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: „Alles, was er gesagt hat, will ich

* „Litteraturbriefe", Teil 6 [211—229] und 22 [21—54].[4]

[1] „Die Lebens-, die lebendige Kraft der Seele" (aus Lucretius Carus', 98—55 v. Chr., Lehrgedicht „De rerum natura", Buch 1, Vers 73). — [2] Bei dem großen Arzte und Alchymisten Theophrastus Paracelsus von Hohenheim (1493—1541) ein besonderer, das Leben tragender Geist, der, vom Willen unbeeinflußt, die Verdauung regelt, und von dessen Wirksamkeit Gesundheit und Krankheit abhängt. — [3] Plutarch aus Chäronea (um 50—120 n. Chr.) in seinem Werke „*Πολιτικὰ παρεγγέλματα*", Kap. 5, S. 802 A. Siehe die Stelle im zehntletzten Absatze der Rede „Von der Grazie in der Schule" (gegen Ende dieses Bandes). — [4] Im sechsten Teile, Brief 92, bespricht Mendelssohn Sulzers „Histoire de l'Académie royale Année" von 1757 und im 93. Brief eine Abhandlung des ersten Ungenannten, des Predigers und Schulmannes

thun!" — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der andern vorarbeitet; die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan[1], werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei der Youngischen Schrift über die Originale[2] ein gewisses Feuer an, das wir bei bloß gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Youngische Geist drin herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz, aus dem Genie in das Genie spricht, der wie der elektrische Funke sich mitteilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung und zu dem ersten mehr Spekulation erfodert wird; bei dieser schränket man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der andre nicht sucht. Man wird auch eher auf Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am besten die Originalsucht ausreden können, wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurückscheucht. Durch seine Spekulationen ist nie der Geist einer Nation geändert, aber durch große Beispiele allemal; und neben dieser Hoheit ein Muster werden zu können, braucht man bloß ein gutes Auge, andre zu sehen, und einen guten Willen, sich mitteilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist, als ein zweiter Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen, weil es schwerer ist, Künstler, als ein Sophist über die Kunst zu sein; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es

---

Resewitz, in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften", Bd. 2, Stück 1 (1754); im 22. Teile bespricht Resewitz eines Ungenannten Abhandlung im 1. Stück der 1762 zu Breslau erschienenen „Vermischten Beiträge zur Philosophie und den schönen Wissenschaften". — [1] „Denen der Titane (Prometheus als Schöpfer der Menschen) das Herz aus schlechterem Thone gebildet" (Decimus Junius Juvenalis, um 47—130 n. Chr., 14. Satire, Vers 34 f.). — [2] Edward Youngs (1681—1765; vgl. S. 39, Anm. 1) Schrift „On the original composition", die Herder schon in seinem ältesten Arbeitshefte ausgezogen hatte, liegt auch hier in einer deutschen Übersetzung, 2. Aufl., Leipz. 1760, seinen Ausführungen zu Grunde.

sich selbst der Beurteilung unterziehen soll, so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße; man betrachtet die Werke der andern, um durch sie aufzumuntern. Und dies ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge, zu sehen und zu vergleichen, Ähnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört, raten zu können.

Ich will also die deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Wert gegeneinander abwägen und fragen, warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann, was er dort durchs Orakel den Ägiäern sagte: *υμεις Αιγιεες, ατε τριτοι, ατε τεταρτοι.*[1] Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! laßt uns einen Wahrsager oder Priester oder Traumdeuter fragen, warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahrlich, auch der Traum kommt vom Jupiter!" — Kalchas sagte die Wahrheit und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen.*

Von den deutsch-orientalischen Dichtern.

1.

Ein Teil unsrer besten Gedichte ist halb morgenländisch, ihr Muster ist die schöne Natur des Orients; sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue, so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man aus Dummheit oder Bosheit das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern

* „Iliade", B. 1, V. 62 ꝛc.

[1] „Ihr Männer von Aigion, die ihr weder an dritter noch auch nur vierter Stelle schon kommt." So soll Pythia den Bewohnern der achäischen Stadt Aigion geantwortet haben, als sie nach ihrem Siege über die Ätoler das Orakel befragten welches die tüchtigsten Griechen wären („Paroemiographi Graeci", herausgegeben von Leutsch-Schneidewin, Bd. 1, S. 19 und 188; Bd. 2, S. 5.

Gesichtspunkten gern annehmen will; das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indes wage ich's und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland[1], der morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack gnug besitzt, um hievon zu urteilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat.

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich und leite bloß den Leser auf Wege, die er selbst fortsetzen oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordans nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singet, so wird so ein charakteristisches Ganze draus, als Michaelis im 42. Psalm zeiget.[2] Wenn die biblischen Dichter von den Schneegüssen des Libanon, vom Tau des Hermon, von den Eichen Basans, vom prächtigen Libanon und angenehmen Karmel reden, so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat; wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortreffliche Buch Hiob, woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus ägyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen! Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Ägypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth[3] singen darf? Wie manches Lob Gottes in deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesetzt sind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt; o überließen

[1] Johann David Michaelis (vgl. S. 12, Anm. 3, u. S. 34, Anm. 1). In einer Nachschrift spricht Herder den Wunsch aus, daß dessen versprochene Arbeiten, die „Hebräischen Altertümer" und die „Einleitung ins Alte Testament", bald erscheinen möchten, und erklärt, vor der Hand seine vorhandenen Schriften desto aufmerksamer nutzen zu wollen. — [2] In dem S. 34, Anm. 1, angegebenen Werke, Bd. 2, S. 466; in einem Anhange gab er „Drey Psalmen Davids (2, 8, 42) in deutschen Versen nachgeahmt". — [3] Biblische, z. B. im Buch Hiob, Kap. 40 f., erwähnte Ungeheuer. Vgl. im 3. Band dieser Ausgabe: „Vom Geiste der hebräischen Poesie", 3. u. 4. Kapitel.

doch unsre Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen!

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen, erklären und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen: nie haben diese historische Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns als die sinnliche Gegenwart dieser Örter, nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen; als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse würklich ergriffe und weckte, als wenn wir μεσολῃπτοι[1] oder μεσοπαταχτοι[2] würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstiget; ich muß reden, daß ich Odem hole; ich muß meine Lippen aufthun und antworten!“[3] So muß es jeder großer Dichter sein:

— — — Poscere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus![4]

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft, als die Erfahrung, und die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der „Jüdischen Schäfergedichte“[5], dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowohl als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Altertums haben lange nicht die Gewalt, uns in diese Gegenden zu versetzen; seine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach Orient zu verpflanzen, alles, was er gesehen und gelesen, aufzubieten, alle vier Welttcile zu vereinigen, um — etwas Unbestimmtes und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — alles sichert ihn vor dem Verdachte,

---

[1] Von den Musen ergriffen. — [2] Von den Musen begeistert. — [3] Hiob, Kap. 32, Vers 18 und 20. — [4] „Sogleich schlägt die Stunde, über das Schicksal Auskunft zu fordern; denn die Gottheit, siehe! die Gottheit ist da.“ Worte der Sibylle an den in die Unterwelt steigenden Äneas bei Vergil, „Äneide“, Buch 6, V. 45. — [5] Georg August von Breitenbauch (1731—1817) veröffentlichte unter andern Werken „Jüdische Schäfergedichte“, Leipz. 1765, und „Schilderungen“, ebenda 1763.

beschnitten zu sein; er verläßt sein Land, um in der Fremde zu betteln. Die „Poetischen Gemälde aus der heiligen Geschichte“* [1] verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben; indessen ziehen sie sich unter poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem occidentalische Gegenstände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt, so wird ein solch Gemisch daraus, als jeder in Horazens Bilde [2] auslachet. — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon und Cherubs und dergleichen neben dem Rhein und dem Harz stehen, wenn sich die orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. — „Wir können Vergleichungen mit diesen Gegenständen allerdings nutzen!“ Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen, nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden, nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen, nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß niemand schriebe, was er nicht verstünde; befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen und würklich erklären zu können, so würden wir es gewiß verlernen, mit orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unsrer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armut, sondern Unschicklichkeit [3] oder Bequemlichkeit hindern uns

* Teil 6, p. 247.

[1] Jakob Friedrich Schmidts (1730—96) „Poetische Gemälde und Empfindungen aus der Heiligen Schrift“ (Altona 1759) wurden gepriesen in der „Jenaer philosophischen Bibliothek“ (von Münter) unter dem Widerspruche Mendelssohns in den „Litteraturbriefen“ und in Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“, Bd. 5, S. 317 ff. (1759). — [2] Vgl. Horaz, „De arte poetica“, V. 1 ff.: „Wollte ein Maler ans menschliche Haupt den Nacken des Rosses | Reihn und verschiednem Getier entliehene Glieder mit bunten | Federn besetzen, so daß, was ein Weib von herrlicher Schöne | Oben ist, endete unten als Fisch mit schwärzlichem Schweife, | Und er bät' euch, es anzuschauen: o Freunde, | Könntet des Lachens ihr dann vor solchem Bild euch enthalten?“ — [3] D. i. Ungeschick.

daran, unsere Schätze zu brauchen und lieber, wie Cäsar sagt, pauperes nostro in aere[1] zu sein.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht unsere. So sehr sich immer Voltaire[2] und die seines Teils sind, beklagen, daß wir ein ekles, dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möchte, so fehlt uns doch noch immer zu viel, unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publikum, das die Juden bloß aus einem Hübner[3] oder Iken[4] kennet, wird einen ewigen Kommentar nötig haben und Schönheiten, die für das Auge dastehen, mit dem Fernglase ansehen müssen. Und der Dichter selbst wird Mühe gnug haben, in den orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die ägyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können, nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen nach der weisen Horazischen Regel:

---

[1] „Bedürfnislos bei all meinem Vermögen", von Horaz („Episteln", Buch 2, Nr. 2, V. 12) in einem Gleichnis einem Sklavenverkäufer in den Mund gelegte Worte. Herders Irrtum beruht darauf, daß in seiner Quelle, Youngs „Gedanken über die Originalwerke" an derselben Stelle das Wort Cäsars steht, „lieber in einem Alpendorfe der erste als in Rom der zweite sein zu wollen". — [2] Nach Lambel in den „Remarques pour servir de suppléments à l'essay sur l'Histoire général" (Par. 1763, Bd. I = „Oeuvres complètes", Bd. XXIV, S. 546, Paris, Garniers frères, 1879). — [3] Johannes Hübner (1668—1731) schrieb „Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie" und „Zweimal zweiundfünfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testament" (1714 und sehr oft). — [4] Konrad Iken der ältere (1714—53), zuletzt in Bremen Gymnasialprofessor der Theologie, schrieb außer anderen theologischen Schriften, besonders Einzelschriften über jüdische Gebräuche des Alten Testaments, 1732 „Antiquitates Hebraicae".

Si quae desperas tractata nitescere posse,
— — — — — — relinque.[1]

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdenn übersetzt und ahmt nach! Was ist z. E. der 68. Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt[2], und was ist er bei Cramer[3]?

Gesetzt, wir könnten alles dies wissen; singen wir denn für Juden, die sich für das einzige Volk Gottes hielten? die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gärende Blut länger erhalten als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr patriotischer Geist belebte; entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — wer kann ihnen nachsingen? Unser Gott ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein Gott der Christen, nicht einer christlichen Religion! — „Aber werden einem Juden diese Gegenstände nicht ebenso alt geworden sein als uns?" Ich gebe es zu und habe doch nicht meine Parallele verloren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und stärker, weil alle diese Geschichte[4] für uns fremder und entfernter sind. Man sei unparteiisch; wer kann wohl bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrifft, als Israel in seinem Heiligtum? Wer singt die Kantate des Zacharia[5] mit eben der Teilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am Roten

---

[1] „Wenn du daran zweifelst, daß etwas in dichterischer Behandlung sich ausnimmt, so laß es lieber aus", frei nach Horaz „De arte poetica", V. 149. — [2] Michaelis (in dem S. 34, Anm. 1 genannten Werke, Bd. 2, S. 556 ff.) im Epimetron zur 27. Vorlesung. — [3] Vgl. S. 35, Anm. 1. — [4] Mehrzahl des damals noch vielfach starken Wortes. — [5] Justus Friedrich Wilhelm Zachariäs (1726—1777), des Verfassers des „Renommisten" und vieler musikalischer Dramen und Gedichte, Kantate „Das befreite Jerusalem" nach Anleitung des Mosaischen Lobgesanges, 2. Mos., Kap. 15 („Poetische Schriften", Braunschw. 1763—65, 3. Abteilung), komponiert von Telemann.

Meere? Es kann immer sein, daß „ein Genie im Talmud seine völlige Nahrung finden könne als in einer Wissenschaft“*[1]; aber ein poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Säkulargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurteile sehr genau verbunden: Meinungen des Volks über gewisse ihnen unerklärliche Dinge, Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen, die sich also aus den ältesten Zeiten von den Stammvätern herunter erben, die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau und den Künsten abgibt, sehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter also vielen Stoff darreichen zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen schläft, er greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an und erinnert sie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft gleichsam zusammengeformt hat, an die Traditionen ihrer Väter, die also auch ihre Lieblingsvorurteile geworden sind, weil sie sich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Klima und ihrer Sprache richten. Daraus entstehet alsdenn für die Dichter eine heilige Mythologie, die national ist und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu schöpfen und Bilder zu erheben, in die sie, die zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Märchen einen sehr reichen Überfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Überlieferungen

* „Litteraturbriefe“, Teil 2, p. 256.

[1] Worte aus Mendelssohns 35. „Litteraturbriefe“.

gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besitzungen[1] ist dem Dichter so vorteilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte Gott diesen in Judäa auszurotten! Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen, diese Meinung hatten sie mit den morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeigen. Aus Ägypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt, von denen Michaelis[2] einige, wie aus einem Herkulanum, gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halbverloren, oder fremde oder tot, da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilget oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde[3], die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder und insonderheit den vortrefflichen 29. Psalm geweihet. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „Gott fährt in den Wolken, um Donnerkeule zu schleudern"; der Weltweise aber und sein Bruder, der philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes mit seinem flammenden Schwert, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe! Wo sind die

[1] Heimsuchungen (Besessener) durch böse Geister. — [2] Michaelis in dem S. 34, Anm. 1 genannten Werke im Epimetron zur 9. Vorlesung, in der Schrift „De Jobo Aegyptio" und in der in den „Commentariis societatis Goettingensis", Bd. 1 (1751), stehenden „Commentatio de vero Deo sub Neithae imagine culto". — [3] So nach Michaelis am zuletzt angegebenen Orte. Anders Herder, „Vom Geiste der Hebräischen Poesie", 5. Teil, Abschnitt 6, Mitte (im 3. Bande dieser Ausgabe).

Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personifiziert! Was ist die Feste des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten[1], die noch jetzt, ein flammender Weg, zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurteile könnte ich eine große Menge anführen; und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern Zeit schon verloren oder verfeinert, oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unsrer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder*, die Odin aus den Morgenländern brachte, wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen skandinavischen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost und ihre Riesen, ihr großer Wolf und der Bändiger desselben[2], ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Lokalfarben aus Norden gemalet, als in verschiedenen andern Gegenden hier Drachen und dort Elefanten, das Paradies und die Hölle der Araber[3], die

* Mallet, Geschichte von Dännemark, Teil 1.[4]

[1] „Edda", übersetzt und erläutert von Hugo Gering, S. 306 ff. (Leipz. o. J. [1892]). — [2] Asgard, die Welt der Götter (Asen), lag an der sonnenbeschienenen südlichen Wurzel der Weltesche, die Hölle, Niflheim, d. h. Nebelwelt, an der nördlich von den Menschen gelegenen. Nach einer jüngeren gelehrten Kosmogonie (vgl. Gerings „Edda", Anhang I, Nr. 5 ff.) war Ymir, der am Anfang allein da war, aus Eistropfen der Ströme Elivagar hervorgegangen; desgleichen entstand dann aus tauendem Eise die Kuh Audumla, die aus einem salzigen Felsen wieder Odins Ahnen Buri hervorleckte. Den Fenriswolf, dem Odin unterliegt, tötet, seinen Vater zu rächen, am Ende der Götterdämmerung Odins unantastbarer Sohn Widar. — [3] Im Paradies der Araber erwarten auch den Geringsten, der darin aufgenommen wird, 725 ewig junge Huris, einen Apostel und Kalifen gar je 700 solcher Jungfrauen in zehn Pavillons. — [4] Die von Herder in den „Königsbergischen . . Zeitungen" 1765, St. 64 (SWS, Bd. 1, S. 73 ff.) besprochene deutsche Übersetzung von Mallets „Introduction à l'histoire de Dannemarc" (Kopenh. 1755) und deren das Jahr darauf erschienene Fortsetzung „Monuments de la mythologie et poésie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves" (1. l'Edda des Islandois ou Mythologie celtique, 2. Odes et autres poésies anciennes). Odin, hier als halbmythischer König am Anfange der Geschichte stehend, ist danach aus dem Osten (Troja) gekommen.

Brücke Poul-Serra der Perser[1] und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner[2] gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch, diese Nationalvorurteile vieler Völker zu sammlen, zu vergleichen und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvorteile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke[3] über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi[4], besser klingen als in dem seinigen; Klopstocks Öffnungen am Nordpol, seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde[5] dörften vielleicht zu sehr die Wirbelwelt[6] der Leser verrücken, sie mögen ehrlich ptolomäisch[7] oder kopernikanisch denken; diese Erdichtungen scheinen selbst einer sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre morgenländische Gedichte[8] eingewebet (vom Blute des unschuldigen Abels bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn[9]), so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren, die der Kardinal von Este an seinen Ariost[10] that: „Mein lieber Ludwig, wo habt Ihr alle das närrische Zeug herbekommen?“

---

[1] In der zweiten Ausgabe gestrichen. In Herders erst nach seinem Tode herausgegebenen „Persepolitanischen Briefen“ (SWS, Bd. 24, S. 510g) wird die Brücke Tschinevad erwähnt, über deren Enge die Guten glücklich in das Totengefilde Dädgäh (Stätte der Gerechtigkeit) gelangten, während Verbrecher davon herabstürzten. — [2] Bei den nordamerikanischen Indianern geht die Sage, daß das Erdbeben von der Bewegung der großen „world-bearing“ (die Welt tragenden) Schildkröte komme (Tylor, „Primitive Culture“, Bd. 1, S. 329). — [3] „Verloreneś Paradies“, Ges. 10, V. 281 ff. — [4] Moslicheddin Sadi aus Schiras (1175—1203) dichtete in Versen und Prosa einen „Fürstenspiegel“, „Gulistan“, von dem Georg Gentz 1651 in Amsterdam eine „Rosarium“ (Rosengarten) betitelte lateinische Übersetzung veröffentlichte, die sich in Herders Besitz befand. — [5] „Messias“, Ges. 1, V. 586—610; V. 201 ff.; V. 622—640. — [6] Vgl. S. 74, Anm. 2. — [7] Dem „Almagest“, dem Hauptwerke des alexandrinischen Geographen Claudius Ptolemäus (um 150 n. Chr.), verdankt das Mittelalter sein geographisch-astronomisches Wissen; danach steht die Erde im Mittelpunkt des Weltalls. — [8] Vgl. S. 85, Anm. 3. — [9] Matth., Kap. 23, V. 35. — [10] Ludovico Ariosto (1474—1533), der berühmte Verfasser des „Rasenden Roland“, stand erst in des Kardinals Ippolito d'Este Diensten, dann in denen des Herzogs Alfonso d'Este.

Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe; daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studieren müsse, und, um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der romanische Geschmack der Spanier und Italiener ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der maurischen und hier aus der sarazenischen Überschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermischte er sich mit dem gotischen Ritter- und Riesengeschmack; nachher mischte sich der katholische Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abenteuren dazu — und nun sehet, wie sehr Lopez di Vega, Pulci[1], Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewußt, aber freilich zu nichts mehr und minder als Nationalstücken! Wer es also beklagen möchte, daß keine solche morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Samen poetischer Fabeln gestreut, dem rate ich, diese dichterische Schweißtropfen der Kultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise als ein Prophet in Ziegenfellen die Mythologie der alten Skalder und Barden sowohl als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slawen, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach seinen Kräften, sorgsam sein, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, so würde man nicht bloß tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beide lettische Dainos, die die Litteraturbriefe*

* „Litteraturbriefe", Teil 2[2] [241—244].

[1] Luigi Pulci (1432–1547), der Verfasser des „Morgante maggiore", begründete mit seinem Bruder Luca zusammen die italienische Ritterdichtung der Renaissancezeit mit ihrer Mischung des Christlichen und Heidnischen, besonders auch mit vielen Liebes- und Kriegsabenteuern auf orientalischem Boden. — [2] Der 33. Brief, von Lessing; jetzt „Volkslieder", Teil 1, Buch 1, Nr. 3—5; Daina ist ein lettisches weltliches Lied.

anführten, den oft so vortrefflichen Ballads[1] der Briten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier oder gar den feierlichen Sagoliuds[2] der alten Skalder beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge lettische Dainos oder kosakische Dummi oder peruanische oder amerikanische Lieder sein. Will aber jemand dies nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für unsern reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühete, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte. Sie begriff mehr unter sich, sie hatte einen andern Zweck, sie ging einen andern Weg als unsere.

Sie begriff mehr unter sich. Es ist bekannt gnug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Zeremonien einließ, daß sie ebensowohl auf den Märkten als in dem Heiligtum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig, sie mochten prophetische Gesänge oder Lasten von Flüchen oder Trostlieder oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab; sie ist nichts minder als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck: ein wildes, ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück schallten von jenen Bergen

[1] Vgl. im 2. Bande dieser Ausgabe „Volkslieder" Teil 2, Vorrede, 23. Abschnitt. — [2] Nordische Bezeichnung der Lieder der „Edda" und der späteren skandinavischen Heldensage.

Grisim und Ebal[1]; der größte Teil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens bloß durch erbauliche Akkommodationen[2] und Katachresen[3] etwas Geistliches bedeuten. — Unsere Religion hingegen ist geistig und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch als die unsere. Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fodert; es mußte also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Priester und Tempel, alles beschäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel, es war ein unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich; ihr Gott selbst mußte ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichnis tugendhaft und wohlanständig wäre, wenn es nur schilderte. — Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und moralischen Güte.

Und nun! sind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es sein, „als wenn David z. E. christliche Psalmen schreiben würde." Freilich ist dies der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede[4] steht, den aber im ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel orientalischer Schaum, und christliche Gegen-

[1] Zwischen den Bergen Grisim (auch Garizim) und Ebal lag Sichem; nach 5. Moses, Kap. 27, V. 11 kam von jenem Segen, von diesem Fluch. — [2] Anpassungen. — [3] Falsche Anwendungen. — [4] In der Vorrede zu seinen „Geistlichen Liedern", 1. Teil (Kopenh. u. Leipz. 1758) stellt Klopstock als die höchste, durchaus Original bleibende Dichtung die Nachahmung der Psalmen hin, bei der sich der Dichter viel öfter die Frage vorzulegen hätte: Würde David, wenn er ein Christ des Neuen Testaments gewesen wäre, so geschrieben haben? als die andere: Hat David so geschrieben?

ſtände orientaliſch behandelt! — Und worin denn? Ich ſchätze dieſe Lieder ſehr, denn ſie würken mehr auf das Herz als einige andere. Und darnach beurteile ich den Wert eines Liedes. Aber zu viel morgenländiſche, bibliſche Sprache, als daß ſie immer nach unſern Ideen beſtimmt gnug ſein ſollte; gewiſſe morgenländiſche Wiederholungen, die ſtatt zu ſeufzen jähnen machen, und denn nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die ſie erwecken ſollen. Klopſtock, der ſelbſt eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat ſich gewiſſe Gegenſtände der Religion, inſonderheit bei den Martern des Erlöſers einige Nuancen ſo eingedrückt, daß, wenn er auf ſie gerät, er ſich verweilt und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leſer nicht gnug vorbereitet hat, und bei denen alſo mancher[1] nichts empfindet. Wenn unſre ganze Einbildungskraft in Arbeit iſt, ſo kann ſich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendſte) am tiefſten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt und alſo auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies letzte geſchieht bei einem fremden Leſer nicht durch den einzelnen Zug, ſondern durch das treue Ganze, das man ihm alſo vormalen muß. Und dies mit einem Beiſpiel zu beweiſen, ſo habe ich einen frommen, redlichen Greis[2] gekannt, der in ſeinen letzten ſchwachen Jahren bei ſeinem Unterricht und Gebeten nie ſo ſehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jeſu ſtieß: er hing (nach ſeinen Provinzialismen) mutterfadennackt am Kreuz. Bei dieſem an ſich unwichtigen Umſtande, der ſich aber ſeiner Phantaſie in den erſten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, ſtand er ſtille, ergötzte und beruhigte er ſich, da ſein Zuhörer indeſſen jähnte. — Übrigens weiß Klopſtock die menſchliche Seele genau zu treffen; manche Geſänge ſind Muſter einer ſtillen, andächtigen Empfindung, inſonderheit, wenn ſie zu den ſanften gehört, und nichts glückt ihm mehr als ſeine Todesbetrachtungen.

[1] Z. B. Leſſing nach Bemerkungen im 51. und 111. Litteraturbriefe. — [2] Gemeint iſt der alte Mohrunger Pfarrer Willamow: vgl. S. 9* u. S. 69, Anm. 2.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urteilen darf[1]; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit und seiner Religion widerspricht. Gerade[2] wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreißen, um darauf einen einzigen Palast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack einen Menschen darstellen können:

Compos'd of many ingredient Valours
Iust like the Manhood of nine Taylors[3],

wie Hudibras singt.

5.

Überhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gärungen des Staats und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbau und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen und ihrem Vaterlande; nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüte erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiset der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede[4], der überhaupt durch seine Noten und Epimetre[5] mehr als Lowth selbst geworden und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen, angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias ohnmöglich unsre große Redner bilden.

---

[1] Zu urteilen brauche. — [2] Von hier an freie Übersetzung aus Butlers „Hudibras" (vgl. S. 27, Anm. 2), Teil 1, Ges. 2, V. 15–22. — [3] „Aus vielerlei Zuthat bereitet, gerade wie die Mannheit von neun Schneidern." — [4] Michaelis urteilte in der Vorrede zum ersten Bande des S. 34, Anm. 1, genannten Werkes, im besondern S. XXI, daß Jesaias als Redner nur einem Nichtkenner gefallen könne. — [5] Zugaben.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge geboren haben, der von zu starker Deklamation war, als ein Silbenmaß zu halten, der durch Musik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus prosaischen und philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind, wo man schreibt, gelesen zu werden, wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird, in dieser Sprache eine orientalische Poesie durch poetische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut! Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis; carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros non semper pios natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accommodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero.[1] Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lärmenden Chören eingerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen und sein eignes Chor zu sein.

6.

In der Poesie wird vieles von der Sprache bestimmt; und ich glaube, aus diesem unperiodischen Melodischen der hebräischen Gedichte zum Teil den kurzen paralolischen Ton[2] erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszupuzen und periodisch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen und wenig ausgeführte Gleichnisse, aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen ebräischen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der

[1] „Unter den Chören tanzender Frauen erwuchs die orientalische Dichtung; die Lieder wurden selten niedergeschrieben, öfter vorgetragen und gesungen. — — Unter nicht immer frommen Reigentänzen ist die hebräische Dichtung, wie ich behaupten möchte, geboren, indem die Tanzenden die Bewegung des Körpers den Liedern und diese jener anpaßten; und auf diesen Ursprung der Dichtung führe ich die Durchführung des Parallelismus der Verse zurück"; außer dem Satz bis zu den Gedankenstrichen Michaelis' Note 3 zu Lowths Praelectio II, nur daß statt fero dort refero steht. — [2] Vergleichenden Ton, Ton der Gleichnisrede.

eine griechische und noch mehr eine römische charakterisiert; in keiner die ausgemalten pindarischen Bilder, die hier immer stückweise erscheinen, abbrechen und wiederkommen; in keiner Elegie die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall und anhaltendes Wimmern allmählich rührt — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so wie sie singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache, wir müssen also jene zerstückte Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterische[1] Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Licht eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierin ist der Klopstockische Psalm auf den König von Dännemark.[2] Würklich die hebräische Zerstückung der Sprache, und doch die griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle, doch aber bleibt's immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern und macht es vollkommner — vielleicht Klopstocks schätzbarstes lyrisches Stück! Ebenso weiß er in seinen Kirchenliedern oft den orientalischen Parenthyrsus[3] zu Kirchenkadenzen herunterzustimmen, und im „Messias" ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora[4] schön, orientalisch in Sprache und Bildern und deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente[5], daß der Reichtum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere, daß uns unser Wohlstand viele Frei-

[1] Selbst unsre dichterischen. — [2] In den Gesamtausgaben überschrieben „Für den König" (Muncker, Bd. 3, S. 51). — [3] Eigentlich: bachische, hier: wilde, unechte, erkünstelte Begeisterung. — [4] „Messias", Ges. 10, V. 437 f. und 480 ff. — [5] Zu Lowths Praelectio VI, Note 18; vgl. S. 34, Anm. 1, u. S. 104, Anm. 1.

heiten entzogen, die jene genossen, daß unser Stadtleben es notwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch sein kann, wie Michaelis die morgenländische nennet[1], daß unsere politische Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w. Man erinnere sich dessen und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener würkte schnell und heftig, nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des poetisch Schönen (ich will nicht wie Montesquieu[2] bis auf ihr Faserngewebe und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen und bald verlassen. Unser poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend als brausend. Selbst das sanfte griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unsre Saite der poetischen Empfindung giebt nach; wir bleiben kälter als die Griechen mit zarten oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen; wir bleiben selbst im poetischen Fluge wie die Strauße dem Boden des Wahren treuer und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Überlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt, so wird vielleicht ein unparteiischer Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf bloß als ein Erbstück der Religion zu kennen[3], der Geschmack gnug hat, um unsre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländischen Werke des Genies zeichnen sich aus durch den hohen Ausdruck einer Einbildung, die Erdichtungen

[1] Zu Lowths Praelectio VI, Note 18; vgl. S. 105, Anm. 5. — [2] In den „Betrachtungen über die Gründe des Gefallens an Werken des Geistes und der schönen Wissenschaften" (Oeuvres complètes, Paris 1839, Bd. 2, S. 429): „Ein Organ mehr oder weniger in unserer Maschine würde uns eine andere Beredsamkeit, eine andere Dichtung gegeben haben; ein anderes Gewebe dieser Organe würde uns noch eine andere Dichtung gegeben haben." Vgl. auch „Vom Geist der Gesetze" mit dem Thema des Einflusses des Klimas auf Gesetze, Sitten u. s. w., besonders Buch 14, Kap. 2, und Montesquieus „Verteidigung des Geistes der Gesetze", Bd. 1, S. 752 f. — [3] Nach einem Vergleich mit SWS, Bd. 1, S. 37 f. v. w. wirklich, nicht bloß aus dem (jüdischen Religions-) Unterricht im Alten Testament.

liebt, Sittensprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllet, die sich nicht bloß auf Flügeln der Morgenröte bis an die Grenzen der Natur aufschwinget, sondern sich oft über diese Grenzen wagt und im Reich des unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. Die kältern vernünftigen Deutschen haben dieser brennenden Phantasie sich nachschwingen wollen, mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus singet[1]; sie zeichnen fremde, oft unverstandne und wenigstens zu entfernte Bilder; ihre geborgte Erdichtungen sind Geschöpfe ohne Erde; ihre nachgeahmte Empfindungen keine Empfindungen; der Ausdruck erreicht sein Original oft nur, wo es sich dem Übertriebenen nähert." Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem jeden, der morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann[2] ist in seinem „Lucifer" und in seinem „Tode Abels" der Bemerkung und der Ärgernis[3] unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländischen Gedichte als Gedichte zu studieren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie übersetzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen, und die morgenländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der beste Übersetzer muß der beste Erklärer sein; wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr, und wären beide verbunden, so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Übersetzung der morgenländischen Gedichte, da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt und in das

[1] Horaz, „Carmina", Buch 1, Ged. 3, V. 35. — [2] Ludwig Friedrich Hudemanns (1703—1770) hier neben seinem Epos „Lucifer" (1765) erwähntes Trauerspiel vom Jahre 1761 hieß „Der Brudermord des Kain". — [3] Nämlich Lessings im 111. Litteraturbriefe, 4. Absatz.

Genie unsrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden." In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese Übersetzung hat notwendig das schwerste und mühsamste Werk sein müssen, zu dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von Geschmack und in der Übersetzung die Cramerschen Psalmen nichts als kleine Beiträge haben sein können, oft um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zeigen und behutsam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unsere Litteratur haben kann als zehn Originalwerke. Sie unterscheidet die Grenzen fremder Völker von den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen; sie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation bekannter, die wir sehr schief ansahen und doch von Gesicht kennen sollten; sie ist ein Muster einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte sie also auch nicht das Glück haben, neue und würklich neue Genies zu erwecken, so wird sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie ihren Steig nicht finden. Sie wird sie ergreifen, zurückreißen und sagen: ‚Siehe hier deine Natur und Geschichte, deine Götzen und Welt, deine Denkart und Sprache; nach diesem bilde dich, um der Nachahmer dein selbst zu werden. Und willst du von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze nützen, siehe hieher! Ich suche dich mit der Kunst bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht das Erfundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!'"

Wo ist ein Übersetzer, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist; er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Litteratur sein! Aber leider! Arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden; ich werde vielleicht ein pium desiderium[1] hingeschrieben haben. Es sei! Vorteil gnug, wenn dies mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den

[1] Frommer Wunsch.

Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im orientalischen Geschmack liefern will! Vorteil gnug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vorteils gnug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urteilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste orientalisch-deutsche Werk, den „Messias", kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat, als es dieses große Stück verdient. Einige[1] haben nicht über ein Fragment* urteilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Teile, über jede Erdichtung in demselben als über ein Ganzes urteilen, ohne ein Prophet sein zu dörfen oder dem Verfasser unrecht zu thun?

Über Fragmente, denke ich, soll man am ersten urteilen, um dem Verfasser zu helfen oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch und dadurch allein arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publikum; er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt und steht hinter demselben, um nach den Urteilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange statt eines posaunenden Lobredners[2] einen kritischen Freund gefunden, hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall und noch blindere Nachahmung gesehen, vielleicht würde manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher sein.

Aber so geht's! Über kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul)[3] passen mag! Aber es tritt

* Teil 19, p. 155 ꝛc.

[1] Nach dem unten angegebenen Resewitzischen „Litteraturbriefe" die Verfasser der „Poetischen Bibliothek zur Ehre der Deutschen" (Heilbronn 1762 f.). — [2] Bodmer in den „Neuen kritischen Briefen" (Zürich 1749), S. 3—17 und S. 388 ff., sowie in „Crito, eine Monatsschrift" (Zürich 1751), S. 17 ff., S. 45 ff. und S. 65 ff. — [3] Beelzebub, d. i. der Philistergott Baal-Sebub, 2. Könige, Kap. 1, V. 2, bedeutet „Fliegengott", die griechische Lesart Beelzebul (z. B. Matth., Kap. 12, V. 24 ff.; Mark., Kap. 3, V. 22) aber „Kotgott"

ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! Sogleich[1] erbebt von ihrem mächtigen Geschrei der Himmel und die Mutter Erde: „Apoll, der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar zu bauen und durch ein heiliges Opfer den Vater Zeus und seine gewaffnete Tochter zu ergötzen!“

Freilich urteilten auch viele wie jener Schuster[2] am Bilde Apelles'; allein die rechne ich nicht, sie hätten schweigen sollen; auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und wird er deine Anmerkungen rechnen?“ Das weiß ich nicht; aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder[3] urteilt, was seine Augen sehen.* Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegenrufen, was Nicomachus[4] dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zeuxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen, und sie wird dir eine Göttin scheinen!“ — ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das sich bei Klopstocks „Messias“ so findet, als Alexander am Bilde Achills[5], was dies Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

Wer könnte die jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurteilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Kenntnis seiner Gebräuche und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ,

* Teil 1, 10, 13, 16, 17.

[1] Von hier bis zum Schluß des Absatzes freie Wiedergabe von Pindars 7. „Olympischem Siegeslied“, V. 38—43. — [2] Er tadelte ein ausgestelltes Bild, weil an den Sandalen eine Öse fehlte; als er tags darauf auch am Beine selbst etwas aussetzen wollte, rief ihm Apelles (356—308 v. Chr.) zu: „Schuster, bleib' bei deinen Leisten!“ (Plinius, „Historia naturalis“, Buch 35, § 85). — [3] Bezieht sich auf die Beurteiler des „Messias“ in den „Litteraturbriefen“, Teil 1, S. 117ff. (Lessing), Teil 10, S. 374 (Nicolai), Teil 13, S. 15 (Mendelssohn), Teil 16, S. 84 (v. Moser), Teil 17, S. 20 ff. (Resewitz). — [4] Die in Stobäus' „Blumenlese“, Abschnitt 63, § 34 stehende Anekdote hat Herder aus Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung u. s. w.“ (2. Aufl., Dresd. u. Leipz. 1756); der Maler Nicomachus war nach Plutarch („De muliernm virtute, praefatio) selber gerade als Darsteller von Frauenschönheit berühmt. — [5] D. h. voll Bewunderung. Nach Strabo hat Alexander den Achill an seinem σῆμα (Grab[denkmal]), nach Cicero an seinem tumulus (Grabhügel) am Sigeischen Vorgebirge in Kleinasien glücklich gepriesen, in Homer einen Herold seiner Tüchtigkeit gefunden zu haben.

der für seine Religion Patriotismus[1], Kenntnis ihres Umfanges und christliche warme Empfindungen besäße! Beide können sich widersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urteil einigermaßen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks „Messias".

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht recht, daß er auf deutscher Erde ein orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings; und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fodert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte Gedicht, Epopee, und eine christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet; die heilige Geschichte liefert ja dazu Stoff gnug; ich wünschte also, daß er diesen Stoff mehr gebraucht hätte; auch einige rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen; wer sie aber so glücklich wie er nimmt und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtpunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein Ich wünschte! gehört, das zweite Mal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

---

[1] Früher oft allgemein s. v. w. Begeisterung (für ein Ideal).

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet; bei einem „Messias" muß man sich nicht bloß vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung Von der heiligen Poesie vorausgeschickt.[1]

Rabbi. Nicht völlig dazu! Wenn wir sie zum Maßstabe des „Messias" annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maßstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier, als in allen seinen prosaischen Diskursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

Christ. Gut! so wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal, um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker, so wollen wir's auch nicht verschweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Messias wie der seinige wohl als ein rechtbehandeltes Sujet zur tragischen Epopee vor? Mir nicht! Die Wut seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn Klopstock erblicket. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen, wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wut gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten? Was Jesus ihnen Ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt; so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben; der Epopee entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des Alten und den Erzählungen des Neuen Testaments viel menschlicher, als ihn Klopstock malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht;

[1] Zuerst im 1. Band der Kopenhagener Ausgabe von 1755.

nun entgeht aber dem Gedichte des Klopstock viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den größten Menschenfreund, so würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen".[1]

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Messias gesungen hätte? — Warum hat Klopstock nicht mehr den erhabnen prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen Alten Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesetzt, sein Messias wäre der Vorausverkündigte, so zeige ihn auch Klopstock in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete und sein Plato[2] ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen, so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder rufen müßte: „Das ist er! Johannes hat ihn gesehen!" Nun hat ihn freilich Klopstock nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen. „Der Dichter studiert den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, und auch noch länger vergesse, daß es ein Gedicht ist."[3]

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem christlichen Gedichte nicht recht jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben; ein Christ, wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studieren, und sie müssen doch studiert werden, weil sie von dem Geist der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock,

[1] Freie Anführung aus Klopstock a. a. O. — [2] Der uns des Sokrates Bild und Lehre in seinen Dialogen überlieferte. — [3] Freie Anführung aus Klopstock a. a. O.

der wider dies jüdische Kostume nie offenbar handelt, und der es oft in seinen Zügen bemerkt[1], diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeigt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer talmudischer Stolz in Zerimonien zu fremde, um darüber urteilen zu können; aber was sollte sein „Messias" eher und würdiger sein als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion? Jeder Christ fodert es und kann es fodern, daß sein Messias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtyrerblut besiegelt und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu sein. Bei seinen letzten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen, „was seine Herde, seine Brüder, seine Familie um ihn und für ihn leiden würden!" Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, „was ein andrer thut, der aus den nicht historischen Wahrheiten der Religion Folgen herleitet"; wenn „unsre Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe gemacht haben*, so sollte jener der Offenbarung folgen, um sie in einem gesunden, männlichen Körper darzustellen". Alsdenn muß Klopstocks „Messias" die Pflanzung der Kirche mit ihren Schicksalen und Wanderungen mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte[2]; dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Oktavia Interesse.

Rabbi. Und denn hätte Klopstock seine Apostel nicht sowohl

* S. Klopst. Abhandl. von der heil. Poesie.

[1] D. h. merken läßt, darstellt. — [2] In Stellen wie „Äneis", Ges. 1, V. 258—291, wo Jupiter einen Ausblick auf Cäsar und den Friedensbringer Augustus eröffnet, oder Ges. 6, V. 756—892. Oktavia ist die Schwester des Augustus und Mutter des vom Bruder adoptierten vortrefflichen Marcus Claudius Marcellus, dessen frühen Tod Vergil die Sibylle weissagend beklagen läßt („Äneis", Ges. 6, V. 874).

nach seinem weichen Herzen als liebe, gute Jünglinge malen sollen, sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt ist in seiner Epopee zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude, zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen! Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert oder mit dem vollen, weichen Herzen, das da spricht und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum voraus aus den Evangelisten kennet, wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus[1] in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe![2] Nur freilich dörfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder sein dörfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel größtenteils das im Gedichte, was sie in den Kupfern[3] sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu sein, Maschinen[4], die ihr poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem Alten Testament auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

---

[1] Vgl. S. 105, Anm. 3. — [2] Stille Größe und edle Einfalt in Stellung wie Ausdruck sind nach Winckelmann die Kennzeichen der griechischen Kunst. — [3] Der Halleschen Ausgabe des 1. Bandes von 1751 und wieder 1760, des 2. Bandes von 1756. — [4] Im Heldengedicht die Bezeichnung für Mittel zu übernatürlichen Eingriffen in die Handlung; sie ist von dem deus ex machina, dem „Gott auf der Flugmaschine", entlehnt, der auf der attischen Bühne oft zur gewaltsamen Schlichtung des Konfliktes erschien.

Christ. Freilich macht Klopstock zwar einen Unterscheid „zwischen einem Gedicht, das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, und einem, so das Innre der Religion näher angeht, und zwar einen Unterscheid in Absicht auf die Weltlichkeit[1], wie er's nennet"; allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Äußere vergessen, und da er ein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt:*[2] „Ein Engel soll mehr als ein Jupiter sein, der eben gedonnert hat."

Rabbi. Überhaupt hat Klopstock das System des Alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und würklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich dem orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint[3], „man müsse der Religion, nicht aber der Schreibart der Offenbarung nachahmen, es sei denn die Propheten, sofern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind". Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke[4]; als Meisterstücken alter orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer, bloß reine Geister zu gedenken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsätzen so unvernünftig und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele, und das mit mehrerer sinnlichen Rührung, hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

* Nord. Aufseh., Teil 3, St. 150 (S. 260: Sogar Raphaels Michael ist ein Jüngling, und er sollte doch wenigstens ein Jupiter u. s. w.).

[1] Klopstock a. a. O. Er findet „Weltlichkeit noch in einer Art" für die erste Gattung „erlaubt". — [2] In der Beurteilung von Winckelmanns „Gedanken". Mehr daraus s. SWS, Bd. 2, S. 249—251. — [3] In der Abhandlung „Von der heiligen Poesie" (vgl. S. 112, Anm. 1). — [4] Vgl. S. 103, Anm. 4.

Rabbi. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre, zu würken, und die legt ihnen unser Gesetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das Alte Testament und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor Klopstock sein sollen, sc wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet, nicht im Anfange so prächtig eröffnet, um immer Episode zu bleiben, nicht so viel Himmel und Gesandtschaften. Klopstock zeigt gegen den Briten, was ein Philosoph[1] mit Grunde behauptet: „Wenn ein Engländer und Deutscher das Erhabne schildert, wird jener es furchtbar und schreckhaft zeichnen, dieser aber auf die Pracht verfallen."

Rabbi. Überhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetischen Sinn des Alten Testaments und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen? Sagen Sie mir es, Christ! mit einem Worte: „Wozu leidet Klopstocks Messias?" mit einem Worte! Sie sind würklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott* ist mir nicht sinnlich begreiflich gnug; und dies ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber mein heterodoxer[2] Rabbi, erinnern Sie sich an jenes Ne ultra![3] — Es mag immer wahr sein, daß Klopstock oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des episch Rührenden treibt; aber das ist

* S. „Messiade", 5. Gesang (53—56; 289 ff.).

[1] Kant in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (Werke, herausgegeben von Hartenstein, Bd. 2, S. 267 f.) legt ein Gefühl des Erhabenen von schreckhafter Art jedoch dem Spanier, dem Engländer dagegen ein Gefühl für das Edle, dem Deutschen für das Prächtige bei. — [2] Andersgläubiger. — [3] Apelles' Abweisung des Schusters (vgl. S. 110, Anm. 2) wurde lateinisch übersetzt: Ne (sutor) supra oder ultra crepidam.

schon teils die Schwäche, teils die Mode unsrer Zeit oder beides zusammen. Wer kann davor, daß Klopstock es für den letzten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnliche Kräfte zu bewegen", sondern „die moralische Schönheit"? Sie sei das wahre Kennzeichen des Werts von jener.

Rabbi. Ja, des sittlichen praktischen, nicht aber des dichterischen Werts; ein Kennzeichen der Güte freilich, nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Überhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstockische Abhandlung von der heiligen Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber.

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß[1], den ich bei dem dritten Lesen des „Messias" entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ist's, was jene Abwege und Fehler vermeiden und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon[1] vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten Klopstocks vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist Klopstock größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Ängsten erregt; wie Philo[2], der verzweifelnde Ischariot[3], Petrus[4] und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abadonna[5], zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man Klopstock immer sein Herz schildern: Bononi[6], Lazarus und Cidli[7], Maria und

---

[1] Nach Haym, „Herder", Bd. 1, S. 151, Anm. 2, findet sich dieser „Embryo" von Plan zu einer Messiade auf zwei Oktavseiten eines alten Herderschen Arbeitsheftes. — [2] Ges. 4, V. 112 ff. und 266 ff., Ges. 6, V. 257 ff., Ges. 7, V. 695 ff. — [3] Ges. 7, V. 142 ff. — [4] Ges. 6, V. 539 ff. — [5] Ges. 2, V. 627 ff., Ges. 5, V. 486 ff., Ges. 9, V. 430 ff. — [6] Ges. 2, V. 100 ff. — [7] Ges. 7, V. 740 nach der Ausgabe von 1751; seit der Ausgabe von 1755 ist Semida der Geliebte Cidlis (Ges. 4, V. 680 ff.).

Porcia[1], Mirjam und Debora[2], alles vortreffliche und liebenswürdige Szenen. Überhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten auseinandersetzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles, alles ist bei Klopstock in Teilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir ging es ebenso! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider Klopstock. Hätten Sie mich damals um mein Urteil gefragt, so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergötzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar[3] vom Liede der Lieder[4] sagt: „An dem Tag, da es vollendet ist, ist die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!"

Von der griechischen Litteratur in Deutschland.

1.

Wie weit kennen wir die Griechen?

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowohl in der Kunst als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Museum und Prytaneum[5] der Griechen nannte, so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur

[1] Ges. 7, V. 315 ff. — [2] Vgl. S. 105, Anm. 4. — [3] Sohar (hebräisch = Glanz) ist die eine der zwei Hauptschriften der Kabbala, der Zusammenfassung der Propheten, Hagiographen und der neben der Schrift herlaufenden Überlieferung und Geheimlehre, und zwar enthält der von Simon ben Jochai verfaßte Sohar eine Erläuterung zu den Büchern Mosis, während Jezirah, das „Buch der Schöpfung", eine Kosmogonie ist. — [4] Das Hohelied Salomonis. — [5] D. h. Rathaus. Thucydides (um 470—402 v. Chr.), der Geschichtschreiber des Peloponnesischen Krieges, nennt (Buch 2, Kap. 41) Athen vielmehr die Bildungsstätte (παίδευσιν) Griechenlands. Herder verwechselt damit zwei bei Athenäus (Buch 5, Kap. 12, S. 187 d) zusammen mit einem andern Worte des Thucydides überlieferte Lobsprüche zweier Unbekannten.

geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbarn geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell[1], aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blassen Schauder einjagt; hier rauschten die Thyrsusstäbe dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des Dionysius[2]; hier tanzen Nymphen und Grazien um ihren Anakreon; olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem dorischen Saitenspiel Pindars; hier wetteifern Theokrits[3] Schäfer, und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit; hier tanzen die Chöre des Sophokles; hier das Odeum[4], die Gefilde der Musen —

Odi profanum vulgus et arceo.
Fauete linguis! Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat![5]

Ja, sie sind der Nachahmung wert, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne; sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt, deren dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia[6] gezeichnet und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie, ausgemalet worden; deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröte hüllen, deren Mund Melodie spricht, und deren stolzes Ohr Bilder siehet — sie sind der Nachahmung wert.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der griechischen Philologie? —

---

[1] Die makedonische Landschaft Pierien am Berge Olympos galt als Sitz der Musen. — [2] Irrtümlich statt Dionysos. — [3] Theokrit aus Syrakus (um 275 v. Chr.), der Idyllendichter. — [4] Odeion, eine unter Perikles (gest. 429 v. Chr.) erbaute Sängerhalle in Athen. — [5] „Das Volk der Spötter haff' ich, hinweg mit ihm! | In Andacht schweige! Nie früher vernommenen | Gesang im heil'gen Dienst der Musen | Stimm' ich den Jünglingen an und Jungfraun" (Horaz, „Carmina", Buch 3, Ged. 1, V. 1—4, übersetzt von Geibel). — [6] „Gesetzmäßigkeit", eine der Horen, der die Ordnung in Jahr und Natur verkörpernden Göttinnen.

Der unsterbliche Gesner, Ernesti und Klotz[1]; ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen, aber meistens für das Große in Deutschland bloß durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen; der zweite hat sich nach den Fußstapfen des ersten den Weg kritischer Genauigkeit gewählt und arbeitet in andern Bezirken; der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben und durch seine Urteile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen!

Wo ist ein Schutzengel der griechischen Litteratur in Deutschland, der an der Spitze von allen zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studieren sind? Studieren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört; man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken, mit dem Auge der Ästhetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Übermaß erscheinen, und denn suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot[2] erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn, und jeder ist ein Narr des andern, ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazusetzen, in der kritischen Welt; jeder hat einen Sinn und urteilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes und glaubt sich alsdenn schon als den besten Kunstrichter; den Wust lateinischer Wortkritiken sieht er

[1] Johann Matthias Gesner (1691—1761), von 1734 bis zu seinem Tode Professor in Göttingen. Vgl. 3. Sammlung, 2. Fragment. — Johann August Ernesti (1707—81), Gymnasialrektor und dann Universitätsprofessor in Leipzig. — Christian Adolf Klotz (1738—71), Professor der Beredsamkeit in Halle, der spätere Gegner Herders; vgl. S. 16*. — [2] Diderot (vgl. S. 48, Anm. 2) in seiner „Lettre sur les Sourds et Muets“ (Paris 1751), einer Schrift voll scharfer Bemerkungen über Metaphysik, Dichtkunst, Beredsamkeit, Musik u. a.

für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der holländische und deutsche Wortgelehrte sieht jenes seine französierenden Anmerkungen für noch etwas Ärgers als Schlamm an; der Franzose sagt: „Ja, davon wuchsen Blumen und Früchte!“ und der Deutsche: „Das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend!“ Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetische Bon-Mots nun denn oft gnug wiederholt und durchgearbeitet — wenn die Briten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben, wird alsdenn nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nutzen und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte bleiben etwas nach, und vielleicht dörften folgende drei Bemühungen uns näherbringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimnis der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten[1] es aus den Lateinern zu eröffnen anfing und Home[2] es aus seinen Engländern gethan? Nicht bloß die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Ästhetik gewaltig nützen, sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgartensche Ästhetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen; es würde die Lehrbücher verbannen, die die französische oder deutsche Skribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen; es würde eine Liebe

[1] Vgl. S. 30, Anm. 1. — [2] Henry Home (1696—1782) schrieb 1760 „Elements of criticism“, die, als „Grundsätze der Kritik“ von J. N. Meinhardt verdeutscht, 1763—66 in Leipzig erschienen. In den Vorarbeiten zum „Denkmal für Baumgarten“ (LV, Bd. 1, Abteilung 3, Erste Hälfte, S. 293—346) wird gegen das Ende eine Reinigung der Baumgartenschen Ästhetik nach den Griechen und die Verbannung der französischen Ästhetik verlangt und erst von einer Verbindung der deutschen Psychologie mit den „Grundsätzen der Kritik“ und der „Würdigung der Griechen“ eine „Philosophie der menschlichen Seele“, eine „wirkliche Ästhetik“ erhofft. Vgl. über Home auch SWS, Bd. 4, S. 150.

zur Philologie einflößen, auf den griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet; es würde zu einem philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und notwendig ist.

Eine zweite, höhere Stufe: wenn sich Übersetzer fänden, die nicht bloß ihren Autor studierten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen, „sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden, die sich in den Charakter seiner Schreibart setzten und uns die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, seinen herrschenden Chater, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart richtig ausdrückten".* — Dies ist freilich sehr viel, aber für mein Ideal eines Übersetzers noch nicht gnug. Die meisten Übersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten oder im Leben ihres Autors, und die meisten reden in der Vorrede Komplimente oder von den Ausgaben ihres Autors; in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten, gesunden Hausverstand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt, und so ist ein Buch fertig: für den Übersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek, für die Litteratur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Litteratur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Altertums und unsre Sprache, ja so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der griechischen und römischen Litteratur wurde, auch das größte Original für die unsere — alles dies

* „Litteraturbriefe", Teil 18 (146).[1]

[1] Von Resewitz.

kann eine Homerische Übersetzung werden, wenn sie sich über Versuche[1] erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns sein kann.[2] Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet! Thomas Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider ist dies schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersetzt)[3], eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgibt: „Welch ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?" die diesen Satz aus den Geheimnissen der griechischen Litteratur und Geschichte mit wahrem kritischen Geist erklärt und zum Homer ein Schlüssel ist — diese Abhandlung sollte statt Einleitung sein, eine Einleitung, die fast nie so notwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer, und was er bei ihnen alles geworden ist? Was er bei uns sein kann und soll? Wie wir ihn ohne Mißbrauch nutzen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies ist der Eingang; und die Übersetzung? Beileibe muß sie nicht verschönert sein, wie noch jetzt die neue Bitaubésche[4] als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern; sich seinen ehrwürdigen Bart und alte einfältige Tracht abnehmen lassen; französische Sitten soll

[1] So nannte Gottfried Ephraim Müller seine einschlägige Arbeit selbst „Versuch einer Übersetzung der Ilias des Homers" (Dresd. 1745) und ebenso Michael Blohm die seinige „Versuch einer gebundenen Übersetzung der Ilias des Homers" (Altona 1756). — [2] Vgl. S. 45, Z. 2. — [3] Von dem schon S. 12, Anm. 1 genannten Werk veröffentlichte eine vollständige Übersetzung erst Johann Heinrich Voß, Leipzig 1776: „Untersuchung über Homers Leben und Schriften"; s. darin S. 6. — Paul Jérémie Bitaubé, 1732 in Königsberg als Sohn einer französischen Emigrantenfamilie geboren, schloß die in Deutschland begonnene Übersetzung (Berlin 1762) 1764 in Paris ab, wohin er zum Zwecke ihrer Vollendung von Friedrich d. Gr. geschickt worden war.

er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Übersetzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem kritischen Geist dazukommen. Wir wollen gern mit dem Übersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme und die Schätze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Teil dran verekelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimnis der griechischen Litteratur bemühen. Man weiß, was französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerstreuung, Erholung und Ergötzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmischen Noten zum Anakreon und die Ebertschen zu Young[1]; man kann also aus einer Morgenröte auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden nach griechischem Geschmack. Ich würde nicht gern Poesie und Hexameter bei dieser Übersetzung vermissen, aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmack; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. — Es ist viel, was ich aufgebe; aber durch alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaßen ersetzt, die im Homer unübersetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urteil des Geschmacks über Steinbrüchels Übersetzung des Sophokles und Euripides[2] dazu, ein Urteil des Geschmacks; ein Urteil nach der

[1] In der S. 39, Anm. 1 angeführten Übersetzung von 1768 ff. — [2] Vgl. S. 85, Anm. 3.

Grammatik* haben schon die Litteraturbriefe gefällt![1] Ich kann sie nämlich, um vollständig davon zu urteilen, jungen tragischen Genies, Liebhabern der Griechen und deutschen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden diese darüber urteilen?

Den Genies, die bloß ätherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigentümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung, können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen[2] und mythologischen Geschichten entwickelt? Und wo ist dies mehr nötig als in den Chören, die ganz in die griechische Laune verwebt sind? Bei allem schweizerischen Schwulst hört ein Genie wohl die wahre Sprache des griechischen Kothurns in ihrer ganzen Schreibart und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Kolorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musikalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstockische freie Silbenmaß[3] hätte retten lassen? Ein deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden; werden sie wohl im griechischen Geist sein? Indessen gebe ich's zu, daß Steinbrüchel durch seine Übersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größesten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien[4] nach griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am wenigsten oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der griechischen Litteratur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der

* „Litteraturbriefe", Teil 20, S. 157, und Teil 21, S. 3, 13, 81.

[1] Grillo. — [2] Das sind Geschichten von dem in einer ganzen Folge von Geschlechtern waltenden Schicksal. — [3] Vgl. 1. Sammlung, Fragment 14 f. — [4] Vgl. S. 85, Anm. 3.

Griechen, ihres Theaters und den Charakter seines Autors kostet[1] und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht bloß die Schweizerwörter werden unausstehlich, sondern das Kolorit der griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden; da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel[2] nannte. — Aber die Kühnheit des Übersetzers verdient Aufmunterung, „die griechische Wortfügungen unsrer Sprache anpaßt“[3]; nur muß sie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen, und gerechte Richter müssen sein, die das klassische Ansehen solcher Versuche beurteilen.

Steinbrüchel fahre also in seinen Bemühungen fort und lasse sich die Kritiken bloß zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschlossnes Buch, der den griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt und für unsre dorische Sprache[4] und Genies bildend gnug sein könnte — auch Pindar*[5] muntre ihn auf, ein großer Übersetzer, aber auch zugleich im griechischen Verstande ein Dolmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse sat est.[6] Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus.[7]

Statt daß ich jetzt ein Verzeichnis hinsetzen sollte, „welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersetzen wären“, will ich lieber die Übersetzung des Tyrtäus**[8] und noch

* „Litteraturbriefe“, Teil 2 (212). — ** „Litteraturbriefe“, Teil 17, S. 11.

[1] D. h. kosten läßt. — [2] Genauer Dionysos, der nach Pausanias, „Beschreibung von Griechenland“, Buch 1, Kap. 21, § 1, den Befehlshaber der in Attika eingefallenen Spartaner mahnte, „dieser neuen Sirene“ alle bei Toten üblichen Ehren zu erweisen. — [3] Worte einer im 8. Fragment der 1. Sammlung ausführlicher ausgeschriebenen Besprechung Abbts. — [4] Vgl. S. 54, Anm. 1. — [5] A. u. a. O. hatte Lessing schon Proben einer Steinbrüchelchen Pindarübersetzung gegeben. — [6] „In so Großem ist gewollt, sich gemüht, Schweiß vergossen zu haben, schon genug“ (frei nach Propertius, „Elegien“, Buch 3, Geb. 1, V. 6). — [7] „Die von dem Trank aus dem Pindarischen Quell nicht erbleichte“ (Horaz, „Epistulae“, Buch 1, Brief 3, V. 10). — [8] Von Christian Felix Weiße (1726—1804), hinter der 2. Auflage seiner „Amazonenlieder“ von 1762.

mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus[1] mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es leid, „daß die ungenannten Übersetzer nicht darauf gefallen sind, den griechischen Text beidrucken zu lassen. Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die englische Nation lieber in dem Studio der griechischen Sprache als in gewissen andern Dingen nachahmen wollten".*[2]

Wo ist aber noch ein deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimnis der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Absicht auf die Kunst konnte bloß in Rom aufblühen[3]; aber ein Winckelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachstum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Altertums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes[4] liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst

* „Litteraturbriefe", S. 16.

[1] Von diesem Hirtenroman des Longus (um 300 n. Chr.) hatte Grillo 1766 eine Übersetzung veröffentlicht. — [2] Eine Anregung Nicolais a. u. a. O. — [3] Johann Joachim Winckelmann (1717—68), der seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" 1754 noch in Dresden geschrieben hatte, lebte schon seit Herbst 1755 in Rom, zuletzt als Aufseher aller Kunstwerke, als er 1764 zu Dresden sein Hauptwerk: „Die Geschichte der Kunst des Altertums", erscheinen ließ. — [4] Das Doppelte, das Herder in einer solchen Geschichte sucht, Erzählung (Geschichte) und philosophische Betrachtung (Lehrgebäude), nennt er SWS, Bd. 4, S. 202, Begebenheit und Urteil.

der Griechen, ihren Unterschied von den übrigen Völkern und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland; hier würde sich ein Ozean von Betrachtungen darbieten, wiefern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Kunst, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung und ihre individuelle, National- und Lokalschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Äußere ihrer Werke werde erklärt und mit unserm Stil verglichen. Alsdenn von den verschiednen Zeiten der griechischen Poesie, wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit, wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. — Ein Ozean von Betrachtungen, in den sich bloß ein Kenner der Alten, ein Wegweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter und, ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann; ein Ozean, aus dem die meiste unsrer Weisen nur Tropfen kosten, an dem die meisten Dichter nur so trinken, als die zum Siege bestimmte Streiter Gileads[1]; und die Kunstrichter? — bringen dem Götzen ihres Äons[2] mit demütigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem persischen Monarchen.[2]

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns be-

[1] D. h. nur mit der Hand geschöpftes Wasser leckend, wie dreihundert, nicht ins Wasser knieend und mit dem Munde schlürfend, wie die anderen der zehntausend Streiter Gideons am Berge Gilead (Richter, Kap. 7, V. 3—6). — [2] Nach Älians „Vermischter Geschichte", Buch 1, Kap. 32, brachte ein dem Könige Darius Mnemon unterwegs begegnender persischer Landmann, der nichts bei sich hatte, womit er den König nach Perserart beschenken konnte, zwei Hände voll Wasser aus dem nahen Kyrosbach mit den Worten dar: „O König, mögest du lange (wörtlich: einen Aon, eine Ewigkeit, hindurch) herrschen. Jetzt ehre ich dich nur, wie ich kann... Wenn du aber zu meinem Gehöfte kommst, werde ich... keinem von allen, die dich beschenkt haben, nachstehen". Der König aber ließ das Wasser in einer goldenen Schale auffangen und beschenkte den Geber fürstlich. — Herder führt die Geschichte

kannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öffnen und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien; den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen sie? und warum so weit? — wie weit sind wir ihnen nach? wie viel weiter können und sollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge der Bemerkungen der Litteraturbriefe über das Ideal* und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart[1] eingerückt und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen; bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie; allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf seiten der Griechen zu wenig gnug that und auf seiten unsrer notwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Ton meiner Fragmente fort und frage:[2]

Dritte Sammlung von Fragmenten.

Von der neuern römischen Litteratur.

Alle allgemeine Urteile über die Litteratur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen, hoch über ihr oder in ihrer Sphäre? Über ihr: wer kann sich dahin heben? außer der Denkart eines Volks von ihr richtig urteilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab[3], sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises:

* „Litteraturbriefe", Teil 7, p. 124, 125; Teil 9, p. 49; Teil 14, p. 251.

in Erinnerung an Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung" an, auf deren Widmungsblatte der Vorgang von Adam Friedrich Oeser dargestellt war. — [1] Nach SWS, Bd. 1, S. XXVIII, ist davon auch nichts in den Handschriften vorhanden. — [2] Über die Beantwortung dieser zweiten Frage: „Wie weit haben wir sie nachgebildet?" vgl. S. 6. — [3] Vgl. S. 107, Anm. 1.

wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Zirkel übersehen? er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig; warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urteilen wollte; man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet; man hätte, wie Archimedes[1], einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit; er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an; er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken[2]; sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser als Freunde auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahr wird, befragt sie um das Urteil ihrer Augen; sehen sie nicht einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern und das untersuchen, woher der Irrtum komme; aber schlechthin verlachen oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckucks[3] lieben. — Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem — --
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae

[1] Der 212 v. Chr. bei der Einnahme von Syrakus getötete griechische Mathematiker und Mechaniker Archimedes, der den Satz aufstellte, mit einer gegebenen Kraft lasse sich eine gegebene Last bewegen, erklärte bei dessen Erläuterung in jugendlicher Übertreibung, wenn er eine zweite Erde hätte, würde er darauf treten, um unsere zu bewegen (Plutarch, „Marcellus", Kap. 14 f.). — [2] Vgl. 2. Mosis, Kap. 33, V. 22 f. — [3] Der Kuckuck gilt für eitel (vgl. „Der Guckuck" von Hagedorn), sein Ruf gilt als Hohngelächter darüber, daß er anderen Vögeln die Eier ins Nest legt.

Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri.[1]

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen, dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

1.

Die Litteratur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch in Deutschland auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset? an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: der feine griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften und Künsten muß erst unter dem römischen Himmel halb verbleichen und seinen Duft verhauchen; Wahrheit und Schönheit halb verwelkt trauret wie eine sinkende Blume — und nun kommen nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne römische Litteratur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Überwinder, Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart, ein heiliger orientalisch-helleniſtischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gären griechisch-

[1] Vgl. S. 87, Anm. 1. Die Verse lauten übersetzt: „Schön ist's, wenn die unendliche See von Stürmen erregt wird | Und man vom Lande nur schaut das gefährliche Ringen des Nächsten; | Schön ist's auch, die mächtigen Glieder der Schlachten im weiten | Felde geordnet zu sehn und selbst die Gefahr nicht zu teilen. | Doch ist's das Schönste, du wohnst in den heitern Burgen der Weisen, | Hoch zum Himmel getürmt und auf reiches Wissen gegründet, | Schaust so da oben herab auf die andern und siehst allenthalben | Irrend die Menschen und strauchelnd die Straße durchs Leben sich suchen, | Streitest mit Waffen des Geists und ringst um die Palme der Tugend, | Strebst bei Tag und bei Nacht in edlem, heiligem Eifer, | Wie du das Höchste gewinnst und lernest die Dinge zu meistern."

römisch-nordisch-orientalisch-hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte; sie brausen gewaltig auf, die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegäret? ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch-philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Teile aufzulösen und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen, eine Geschichte des menschlichen Verstandes[1] zu liefern — über das ganze menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen würklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen Histoire de l'esprit humain und Geschichte des menschlichen Verstandes wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind; aber was würde ein alter Weiser aus Orient oder Athen in einem großen Teile der Wissenschaften erblicken? — Ist das wunderſame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: „Neuere Litteratur der Völker"? Es ist ein großer Koloſſus, sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tötet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft; seine hochgewölbte Brust glänzt von griechischem Silber; sein Bauch und Schenkel festes römisches Erz, seine Füße aber sind von nordischem Eisen, mit gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter, ein prächtiger, unabsehbarer Anblick; sein Haupt raget über die Wolken; mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust und fällt matt zum Boden zurück; ich falle nieder und bete an! — — —

[1] Vgl. S. 15* und S. 7, außerdem in Bd. 2 die Einleitung zu den „Volksliedern".

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Litteratur in Deutschland; ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barbarische, fürchterliche und hochmütige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt geboren zu sein glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab; durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder und die Väter zu Sklaven; durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen und den Becher der Üppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache und fochten gegen sie unüberwindlich! — arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar[1]!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an. Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget; er ward ein unglücklicher Mann, der als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der bardischen Litteratur[2], der Vater eines unglücklichen Geschlechts, bloß eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

[1] Das Lateinische als Kirchensprache. — [2] Insofern er durch seine gewaltsame Einführung des Christentums in Sachsen auch der dort — vermeintlich von Barden gepflegten — altheidnischen Heldendichtung ein Ende machte. Vgl. in Bd. 2 „Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst", Absatz 2.

Mönche und fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmern der römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Klosterdialekt der römischen Sprache in Deutschland ein; drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphierend einzogen und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die lateinische Litteratur erstickte den Geist und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündflut muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Litteratur einzog, den Geist der Nation vergiftete und in Gelehrsamkeit und Sprache und dem äußern Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weißen Leim[1] der toscanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren; sie härten sich, werden poliert, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie, wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst in so kurzer Zeit so hoch gekommen sein, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gärungsmittel, es zu reinigen; hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu leugnen, als der andre, es völlig zu behaupten. Weißt du denn, ob die römische

[1] Die ältere oberdeutsche Form, die jetzt von der mitteldeutsch-niederdeutschen („Lehm") verdrängt ist.

Barbarei dir in Betracht der bardischen Barbarei raubte oder zubrachte, ob sie mehr niederriß oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urteilen kannst; indessen besiehe die einzelnen Überbleibsel einiger benachbarten Barbarei[1], welche der römischen Wut entronnen sind, so wirst du vielleicht diese bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahest; du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt; überdenke dies, und du wirst den unersetzlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland den Charakter der Nation, den ihnen eignen Ton der Denkart, die wahre Laune ihrer Sprache; wo sind sie? — Lies Tacitus[2], da findest du ihren Charakter: „Die Völker Deutschlands, die sich durch keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine eigne, unverfälschte originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so großen Menge Volks noch bei allen gleich, u. s. w." Nun siehe dich um und sage: „Die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt, haben durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren, sind, da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens am ungleichsten sich selbst." Mit ihren Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet, für Sonnenstrahlen und fremde Gewächse Raum gemacht; der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung, die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den päpstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die

[1] Herder denkt an Lieder der nordischen „Edda", soweit er sie damals kannte und in den „Volksliedern", z. B. Teil 2, Buch 3, Nr. 1, 3, 4 und 6, übersetzt hat. — [2] „Germania", Kap. 4.

politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten barbischen Armut, die sogenannte bäurische römische Sprache[1] mit der altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland bloß von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet, unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser päpstischen Barbarei gelitten und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern; wie aber? wenn Europa eine Sklavin von dem griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom lateinischen Rom? — Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben, es sei notwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nötig, daß hinter ihr eine Juno entstehe[2]. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im allgemeinen gibt, der sich, trotz aller Umwandelungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält und wieder erhebet: so untersuchet bei dieser großen ungeheuren Behauptung auch die kleinere Hypothese, ob es der Denkart des Ganzen vorteilhafter gewesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu stehen.

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmählich der alte Geist der Deutschen verloren und der neue Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der schwäbischen[3] Kaiser verdienen,

---

[1] Die lingua romana rustica. — [2] Wohl mit Beziehung auf das von Zeus der Juno ähnlich gestaltete Wolkengebilde (Nephele), mit dem Ixion die Centauren zeugte. — [3] Vgl. S. 29, Anm. 2.

daß man sie mehr in ihr Licht der deutschen Denkart setzte? Wir sind den Schweizern allen Dank schuldig, daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Litterarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der Zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt bloß in der Dunkelheit hervorschimmert? Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederherstelter der griechischen und morgenländischen Litteratur, der echten römischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu sein, der selbst ein Kenner voll Gelehrsamkeit und Geschmack war, der aber, ohngeachtet aller seiner Mühe, nichts als der Märtrer seiner Zeit wurde: dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit ersticken; jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu sein, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolf von Habsburg auch bloß aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlandes so weit einzuführen suchte, als er konnte — man hätte dies lange vor ihm thun sollen. Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verloren.

Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino atque in medias res
Non secus ac notas, auditorem rapio — —[1]

[1] „Nimmer beginn' ich den Trojschen Krieg vom Ei der Leda (aus dem Kastor und Pollux, die Brüder der Helena, nach anderer Wendung der Sage auch diese selbst entstanden; also = von der Geburt der den Krieg veranlassenden Heldin). Immer dem Ausgang strebe ich zu und versetze den Hörer | Gleich, als wär' sie bekannt ihm, mitten hinein in die Sache" (Horaz, „Dichtkunst", V. 147 ff.).

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam: Denkart und Religion, Gesetze und Sitten; es kam die Zeit, da die Gärungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängete; es kam die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiterschreiben? —

Nein! ich darf nicht. Sobald ich die Märchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß; sobald die herrschende Meinung ein unumstößlicher Grundsatz wird, daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine und vollkommne Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sei, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe, daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, sobald drei glänzende Muster erscheinen — kurz, wenn jene wunderbare Umwandelungen stattfinden, die die Mitternacht zum Mittage machen, ich sage, sobald diese glänzende poetische Märchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbare plötzliche Revolutionen unmöglich findet, der mit mir überdenket, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider sein[1]; wie selbst die Verderbungen und Sündfluten über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einem Mal sinken, sondern sich allmählich neigen und endlich

[1] D. h. seien.

zuletzt mit einer beschleunigten Kraft in den Abgrund stürzen: wer sich Zeit nimmt, die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine, der wird meine folgende Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die griechischen Musen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieser Musen[1], die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Litteratur haben, daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau, so prüfe man folgendes:

Ist's nicht schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich sogleich in eine neurömische Kleidung einhüllten und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden, und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit und in seinem Lande wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale stehen, lernte, was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken, lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrifft; und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, so plötzlich voll Bewunderung

[1] Apollo war der Beschützer der Musen. Aus dem florentinischen Hause der Medici waren solche Förderer des Altertums besonders Cosimo de' Medici (1389 bis 1464), Lorenzo I. oder der Prächtige (il Magnifico; 1449—92) und später unter den Herzögen Cosimo I. (1519—74).

staunen und auf das erste, das beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet und nicht immer den echten griechischen Geist gekostet. Übermannet und betäubt vom Vorurteile des Ansehens, fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten als zum Ziel führten. Urteile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius[1] dem Plato in seiner Übersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus[2] den Homer, wie es scheint, romanisieret? Und wenn Poggius[3] sich mit seinem Quintilian, Gasparion[4], Valla[5], Manutius[6], Bembus[7] u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie bloß mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühl der Armut und Not entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der spanische Vives und Sanctius[8], die Wiederhersteller der Litteratur in Frankreich und England[9], in Deutsch-

[1] Marsiglio Ficino (1433—99), ein Schützling Cosimos, übersetzte noch in dessen Auftrag nach 1464 mehrere Schriften Platos. — [2] Angelo Poliziano (1454—94) übersetzte den 2. bis 5. Gesang der „Ilias" ins Lateinische. — [3] Gianettino Francesco Poggio Bracciolini (1380—1459) entdeckte, als er 1415 als päpstlicher Sekretär mit in Konstanz war, in St. Gallen eine vollständige Handschrift von Quintilians (35—95 n. Chr.) „Institutio oratoria" und schrieb sie in 53 Tagen selber ab. — [4] Gasparino da Barzizza (1370—1431) schrieb Erläuterungen und Abhandlungen über mehrere Schriften Ciceros und ward durch seine Anweisung, nach Ciceros Muster einen leichteren Briefstil zu schreiben, der Begründer des Ciceronianismus. — [5] Lorenzo della Valle (1407—57) schuf für die nach klassischer Latinität Strebenden ein gutes Hilfsmittel in seiner großen Sammlung „Elegantien der lateinischen Sprache". — [6] Von der berühmten Druckerfamilie der Manuzi gab Paolo Manuzio 1540 ff. eine durch viele erklärende Schriften ergänzte Gesamtausgabe Ciceros heraus, desgleichen 1583 sein Sohn, der jüngere Aldus Manuzio, der auch Ciceros Briefe übersetzte und zu anderen lateinischen Schriftstellern Erläuterungen schrieb. — [7] Der Kardinal Pietro Bembo (1470—1547), der Geschichtschreiber Venedigs, war ein feiner Stilist nach dem Muster Ciceros. — [8] Jan Luis Vives, geboren 1492 in Valencia, gestorben 1540 in Brügge, Herausgeber und Übersetzer klassischer Schriftsteller, verfaßte auch rhetorische Lehrbücher; Francisco Juan Sanchez (1523—1601) schrieb „Principios de la Grammatica latina y española". — [9] In Frankreich war dies die

land die Agricolas[1], Regiomontans[2] u. s. w., was waren sie? Philologen, die, in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten; der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesetze der Litteratur, die Schulen und die Bildung im ganzen ward römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkt unendlich Verdienst. Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ist's, der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechselertische[3], verschüttet, er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß[4] es also sein, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus[5], schuld gab, er thäte der lateinischen Litteratur Abbruch — dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte leugnen; denn lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und römische Sprache waren zu sehr verwebt ineinander.

Schule der Nachahmer der Alten, die unter dem Namen des „französischen Siebengestirnes" (Plejade) zusammengefaßt wurden, und deren Haupt Pierre Ronsart (1525—85) war. Jean Antoine Baif wandte als einer der ersten in Frankreich den Hexameter an und übersetzte griechische und lateinische Dramen. Etienne Jodelle dichtete die ersten den Griechen und Römern nachgebildeten klassischen Dramen. — In England waren „Wiederhersteller der Litteratur" z. B. Thomas Sackville, Graf von Dorset (1530—1608), und Thomas Norton, die mit dem Bestreben, das Tragische rein — ohne launige Beigaben von Clownszenen — wirken zu lassen, unter Nachahmung von Terenz und Plautus, zusammen das Trauerspiel „Gorboduc" oder „Die tragische Geschichte von Ferrex und Porrex" dichteten, das erste Drama im reimlosen iambischen Fünffüßler. — [1] Rudolf Agricola (Roulof Huysmann aus Friesland, 1443—85), Professor an der Heidelberger Universität. — [2] Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken, 1436—76), ein berühmter Mathematiker und Astronom, hielt in Wien auch Vorlesungen über Vergils „Hirtengedichte" und wies Fehler in Georgs von Trapezunt Übersetzung des „Almagests" (vgl. S. 98, Anm. 7) nach. — [3] Evang. Matth., Kap. 21, V. 12. — [4] In der ostpreußischen Mundart s. v. w. mag. — [5] Erasmus von Rotterdam (1467—1536), ein Lobredner und Verbreiter der klassischen Studien, der namentlich durch sein „Lob der Thorheit", eine lateinische Satire auf kirchliche und wissenschaftliche Erbärmlichkeiten der Zeit, auch zu den Vorbereitern der Kirchenerneuerung gehörte, wußte die Reformation, als sie wirklich eintrat, überhaupt nicht zu würdigen.

Das seltsame Urteil des seligen Christs[1] ist nur dem ersten Anblick nach selten[2]: die deutsche Sprache habe seit dem 16. Jahrhundert viel von ihrer Vortrefflichkeit verloren. Betrachtet man es näher und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache, und vermag die wichtigen Vorteile der schwäbischen Sänger[3] und die körnichte Sprache deutscher Schriftsteller voriger Zeiten oder auch nur den Vater Opitz[4] in seiner Prose und Poesie zu schmecken, so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: „Das ist ganz ander Deutsch!" Jenes hat ganz andre Fehler und ganz andre Schönheiten: der Geist hat sich verändert. Alsdenn werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde und künstlicher geworden. Aber ein echter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kote der alten Deutschen Ennius' Gold zu suchen[5]; er wird alsdenn denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr neuern schönen Geister, ihr französierenden Witzlinge, ihr prosaisch-poetische Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbau-

---

[1] Johann Friedrich Christ, 1740—56 Professor der Dichtkunst in Leipzig, zu seiner Zeit ein angesehener Altertumsforscher, sandte seinem — natürlich lateinisch geschriebenen — „Wäldchen mannigfacher Gedichte" vom Jahre 1733 eine Vorrede voraus über die Mittel, die Verhältnisse der Dichtung, namentlich der deutschen, besser zu gestalten. — [2] D. h. seltsam. In dem Entwurfe der Vorrede zur 3. Sammlung, SWS, Bd. 2, S. 205, sagt Herder: „das sonderbare Urteil des seligen Christ, der die beste Periode der deutschen Sprache in das 16. Jahrhundert setzt". — [3] Die Minnesänger und Epiker des Mittelalters (Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach u. s. w.). — [4] Martin Opitz von Boberfeld (1597—1639), der Begründer der ersten Schlesischen Dichterschule. — [5] Quintus Ennius (239—169 v. Chr.), ein vielseitiger römischer Dichter, der durch die Einführung des Hexameters in die lateinische Poesie die Grundlage zur lateinischen Silbenmessung gelegt hat, liebte kühne Wortbildungen und alte Wortformen. Mit Beziehung darauf antwortete Vergil auf eine Frage, wozu er Ennius in der Hand habe, er sammle Gold aus dessen Kot (Reifferscheid, „Suetonii Reliquiae", S. 67).

lichen Redner im Kanzelstil[1]; versucht es doch, aus euren reichen Vorratskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, simple, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammenzuhalten. Leset Luther und denn den Wertheimer[2] in seinem Paragraphenstil, mit Wolffischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterschied finden, als zwischen dem griechischen Homer und dem deutschen Homer, wenn er in der „Sammlung alter Reisebeschreibungen" als ein reisender Schulmeister in Paragraphen übersetzt ist.[3] Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein würkliches Muster der Schreibart; was soll man nun sagen, wenn man Dammische Übersetzungen[4] oder akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier bloß von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Litteraturbriefe[5] führten aus Lohenstein* ein Muster des prosaischen Stils an; wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln; sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit,

* „Litteraturbriefe", Teil 21, p. 139.

[1] Vgl. 1. Sammlung, Fragment 16. — [2] Johann Lorenz Schmidt, der Verfasser des sogenannten Wertheimer Bibelwerkes, der 1735 zu Wertheim erschienenen Übersetzung der „Göttlichen Schriften von den Zeiten des Messieh Jesus, 1. Teil (Moses I—V)", die — unter dem Einflusse der Wolffischen Philosophie — „das Ansehen der heiligen Schrift durch eine verständliche, auf zulänglichen Vernunftgründen und geschichtlichen Beweisen fußende Darlegung des wahren Sinnes und Inhaltes neu ... begründen" sollte. — [3] 1754 und 1755 (Frankfurt und Leipzig) waren „Ilias" und „Odyssee", „das berühmteste Überbleibsel aus dem griechischen Altertum", als 7. und 8. Teil der „Neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten" erschienen, und nach Lambel hatte Mendelssohn in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (= „Gesammelte Schriften", Bd. 4, Abt. 2, S. 484), geurteilt: „Sie teilen seine beiden Heldengedichte wie ihre übrigen Reisen in Paragraphen ein und stimmen seinen Ton ziemlich zu gemeinen Reisebeschreibungen herunter." — [4] Christian Tobias Damm (1699—1778), der lange Zeit Rektor am Kölnischen Gymnasium in Berlin war und 1769 ff. Homer in Prosa übersetzte, hatte schon 1755 den „Froschmäusler" und 1764 das „Neue Testament" übersetzt. — [5] Mendelssohn.

aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die lateinische gekrönt; man achtete sie bloß als die Sprache des gemeinen Volks und unterließ ihre Kultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir recht geben, daß bloß die lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, teils der scholastischen Handwerkssprache, teils der schönen lateinischen Sprache nötig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch- oder Akademisch-Latein ist ihre Mundart; die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ist's nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbarn waren, daß es Massoreten der Prisciane[1] gab, die jede deutsche Zeile lächerlich machten, die die Prosodie Anakreons verbesserten und ihre Sprache in Schlacken ließen, deutsche Römer, die der „Genius seculi"[2] in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählet?

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern — aber wie? — Als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — Als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen lateinischen Stils, einen schönen deutschen Bücherstil zu geben? — Das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch römische Monarchen! Wie denn? —

---

[1] Priscian aus Cäsarea (um 500 n. Chr.) ist der Verfasser der „Institutiones grammaticae", des vollständigsten Lehrgebäudes der lateinischen Sprache. Die „Massora" ist eine im 11. Jahrhundert abgeschlossene Sammlung der nach der Feststellung der Punktation des Alten Testaments von den Rabbinern beigebrachten kritischen Bemerkungen über Verse, Vokale, Accente und grammatische Formen darin. Massoret: ein Verfasser solcher Bemerkungen. — [2] Eine von Christian Adolf Klotz (vgl. S. 16*, S. 9 und S. 121, Anm. 1) 1760 ohne Namen herausgegebene Spottschrift, in der z. B. die unten genannten Uhse und Weise mitgenommen werden. In „so ziemlich" liegt der erste leise Tadel Klotzens durch Herder.

Großer Gott! als eine politische[1], als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden. War das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhsens[2], und Weisens[3] und Hübners[4] (von welchem letztern ich hier nicht weiter als in Bildung der Sprache urteile). Und wie bildeten sie ihn denn galant? nach Franzosen, durch eine Sündflut französischer Wörter; nun kamen die Menantes und Talanders[5] und zehn andre Anders: so war die deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus der Sprache gewiß alles Latein und Französisch so glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deutschen kein lateinisches Wort mehr in die Feder kommen muß!" Ja, das hat er gethan! Er hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen)[6] den Stall des Augias mit herkulischer Hand durchwässert und gereinigt und hat mit ebenso tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Palastes geschrieben und schreiben lassen. Dies ist sein Verdienst. — Aber dazu braucht man ja auch bloß gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die deutsche Sprache viel zu lateinisch behandelt, wie es ihm Heinze[7] und andre mit Recht gesagt. Und so ward sie wässericht und wenigstens die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten: man verachtete die alte deutsche Kernsprache.*

* Zum unsterblichen Ruhm des Herrn D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen

[1] Vgl. S. 17, Anm. 1. — [2] Rektor Erdmann Uhse schrieb einen „Wohlinformierten Poeten" (1715) und desgleichen „Redner", eine „Manier in Reden auf Hochzeiten und Kindtaufen" (1729) und „Des neueröffneten Musen-Kabinetts aufgedeckte poetische Werke" (1715). — [3] Christian Weise (vgl. S. 28, Anm. 2) lehrte im „Politischen Redner", wie man nach Form und Inhalt in den verschiedenen Stellungen und Gelegenheiten des Lebens reden solle, und — mehr romanhaft — daß Lebenserfahrung nötig sei zur Vermeidung von Nachteilen im Gange des Lebens. — [4] Johannes Hübner aus Türchau bei Zittau (1668—1731), seit 1694 Rektor in Merseburg, gestorben in gleicher Stellung am Hamburger Johanneum, schrieb außer der S. 93, Anm. 3 angeführten Schrift auch „Geistliche Lieder" und eine Poetik. — [5] Vgl. S. 28, Anm. 2. — [6] D. h. Abtritträumer. – [7] Vgl. S. 13, Anm. 3.

Seine Nachfolger und zum Teil Gegner suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen[1] Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler teils weggebracht, teils war die Arbeit zu mühsam. Was that man also? Man übersetzte und bildete sie insonderheit nach der französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst, wie es hätte sein müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangnen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gotischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war, sondern zu einem neumodischen Gebäude, das, mit fremden Zierraten überladen, bei seiner Größe klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Gesners[2] und Christe[3] und noch neuerlich Heinze*[4] „über das Neumodische und Glänzende in unsrer Sprache klagen, das durch die vielen morgenländischen, griechischen, englischen und französischen Redensarten eingeführet würde". Wenn Heinze mehr als Worte versteht, so hat er nicht unrecht, und sein Rezensent[5] würde zu-

und breiten Kunstrichtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, sondern zu vernünftigen und höflichen Lesern" gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit edelmütig" loben, als mit welchen er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht, wie in seiner Vorrede[6] mit mehrerm zu ersehen. — * „Litteraturbriefe", Teil 13, p. 118, 119.

[1] D. h. nervig, sehnig, von Nerv im älteren Sinne. — [2] Von Gesner (vgl. S. 121, Anm. 1) sind hier die „Kleinen deutschen Schriften" (Göttingen 1756) gemeint. — [3] Vgl. S. 143, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 13, Anm. 3. — [5] Abbt, der an der unten angegebenen Stelle die von Herder frei wiederholten Worte aus der Vorrede zu Heinzes Übersetzung von Ciceros „Redner" angeführt hatte. — [6] Zu seiner Opitzausgabe vom Jahre 1746. Vgl. S. 29, Anm. 1.

geben, daß, wenn durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat allein bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald die Eingebornen, und der Charakter des Staats geht also verloren, wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die lateinische Redarten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr als durch alles vorige; denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen; das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt, das Französische hat sich mit einem Teil unsrer neuern Kultur herübergetragen, diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr als alle vorigen Sprachen vom Genie der unsrigen abgehet und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein deutsch; aber auch naiv körnicht deutsch? — Ich habe sein Soliloquium[1], quo consilio genitus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen (ob es echt römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer beurteilen). Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben und Heinze übersetzt, wäre alsdenn der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spaldings „Bestimmung des Menschen“[1] spricht? Wenn ich seine Übersetzungen aus dem Lateinischen kenne und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe, so glaube ich dies schwerlich.

Der deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die

[1] Spaldings (vgl. S. 32*) 1748 noch in Greifswald veröffentlichte Schrift „Über die Bestimmung des Menschen“ hatte Heinze 1765 übersetzt unter der Aufschrift: „Soliloquium, h. e. Quo consilio genitus sit homo deliberatio ex Germanico Latine versa“.

ihre Denkart nach dem Latein gebildet; „denn hier sind die Genies beider Sprachen sehr verschieden. Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet und die Absätze so gekettet aneinander gehänget sind. Die Römer mußten dies wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen; und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unsrer Sprache Hülfe geben".*[1] So schleppet sich, wenn ich nicht irre, auch in Klotzens schöner Schrift: „Über das Studium des Altertums"[2] der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Gesner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen „Deutschen Schriften"[3] hierüber ein ungeheucheltes Bekenntnis ablegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie nebeneinander sein könnten. Unsre Seele bauet, mit Montaigne zu reden[4], diese Stockwerke übereinander, und welches soll das unterste von allen und die Grundlage sein? — Eine fremde oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt und die Geschichte der deutschen Sprache durchgehet, sollte es so gar fremde sein, daß sie durch die lateinische Sprache gelitten und ihren Charakter verloren? —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die lateinische Sprache, es sei die mittlere oder alte, sogar unsre Bildung fesselt, statt

* „Litteraturbriefe", Teil 13, p. 120.

[1] Abbt. — [2] Halle 1766. Viel schärfer urteilt Herder im 3. „Kritischen Wäldchen" (SWS, Bd. 3, S. 472). — [3] Vgl. S. 147, Anm. 1. — [4] Michel de Montaigne (1533—92) sagt in seinen „Essais", Buch 3, Kap. 3: „Ich würde mir eine Seele in verschiedenen Stockwerken loben, die sich sowohl zu erheben als herabzusteigen versteht."

sie zu erheben, ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat, sollte denn der Schade unbedeutend sein?

Sobald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht bloß als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen, so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen und zu viel Anteil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: sobald die Erklärung eines Autors oder der Autor selbst der Jugend nichts als Worte und mechanischen Stil zu lernen gibt, sobald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Übungen auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen, und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich ziehen muß, so opfert man der lateinischen Sprache, sie sei so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf.*

Zu viel von seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtnis unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen, und daß man diese Zeit also, die zu den notwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtnis in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit sehr verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort). Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfah-

* Wer von unsern Philologen ist ein Gesner an Kenntnis und Liebhaberei der Römer; und wie sehr er den lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine „Kleine deutsche Schriften" beweisen; das macht aber, Gesner war nicht bloß ein römischer Philolog, er war ein Schulmann, der wahre Unterweisung kannte.

rung gelernt und nicht gnug überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann, daß sie uns sehr bald wie ein beschriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles Nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret oder verschwendet; alsdenn läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen; aber im ganzen ist der Schade unersetzlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms wert wäre, daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde annehmen könne, daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein sehr gewisser erster Adlersblick nötig sei, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren; verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseins, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigentumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz, verloren das, was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel *lernen*, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es mit allem Nachdrucke könnte *fassen* nennen; man kann allerdings viel andern nachdenken lernen; allein mit ihnen mitdenken oder ihnen gar vordenken wird man niemals mehr; kurz, man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete; ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen und mich zurück-

finden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt und mit dem grammatischen Zepter wie mit einem glühenden Eisen auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt, Falten, die er äußerst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns, wenn sie uns unangenehm oder gar verunzierend ist! Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen Lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es wie eine gar zu lange zurückgehaltne Feder seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung*

* Unter den vielen neuern Schriften über die Schulen nenne ich die kleinste und vielleicht beste: „Millers Hoffnung besserer Schulen".[1] Es würde hier zu weitläuftig sein, alle brauchbare Gedanken dieses deutschen Rollins[2] anzuführen; es hat mich unendlich vergnügt, daß mein Embryon vom Plan[3] mit den Gedanken eines so erfahrnen Mannes übereinstimmet; aber wie mich dünkt, verwechselt er hier und da die lateinische Sprache mit der ganzen Philologie, urteilet über die Mythologie aus einem fremden theologischen Gesichtspunkte und schreibt vielleicht aus christlichem Eifer: „Die enthusiastische Dacier[4] hat ihrem göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre Seele und die Gesellschaft aufgeopfert — wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebt, wird sich nie verleiten lassen, die verführerischen Reize in Uz'[5] „Lyrischen und andern Gedichten" zu erklären" u. s. w. Übrigens schätze ich diesen verdienstvollen Mann und wünsche, daß einige seiner Hoffnungen bald Erfüllungen würden.

[1] Diese „Einladungsschrift, womit zur feierlichen Begehung des zweiten Jubelfestes des evangelisch-lutherischen Gymnasii zu Halle . . . einladet M. Joh. Peter Miller" (Halle 1765) hat Herder schon in den „Königsbergischen . . Zeitungen" 1766, St. 9 (SWS, Bd. 1, S. 118) besprochen. — [2] Charles Rollin (1661—1741), Rektor der Pariser Universität, verfaßte einen „Traité des études ou la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres" (Paris 1726, deutsch 1737 von Johann Schwabe). — [3] Der in diesen Andeutungen steckende Keim zu dem im „Reisejournal", Abschnitt 8, ausgeführten Ideal einer Schule. — [4] Die ebenso liebenswürdige als gelehrte Tochter des Philologen Lefèbre und Frau des Aristoteles-Übersetzers André Dacier, Anne Dacier (1651—1720), veröffentlichte auch eine Übersetzung Homers („Ilias", 1699, „Odyssee", 1708) und schrieb 1716 „Homère défendu". — [5] Johann Peter Uz' (1720—96) in Gleims leichter Weise gehaltene „Lyrische und andere Gedichte" erschienen zuerst Anspach 1755 und schon in 4. Auflage Leipzig 1765.

für die Jugend paßlich sei, wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt; allein wie schwer wird's, sich da hinauszusetzen? Und denn, kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurteile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen, die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können, die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — — Unterdrückte Genies! Märtrer einer bloß lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?" Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfodert, eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern[1] hebet und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket, eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben, eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten ausleuken: zu Genies und Blindgebornen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten weder ein Maximum noch Minimum fodern und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche

[1] Eine in der Bedeutung „schöpferischer Geist" von Klopstock herrührende zu wörtliche Übersetzung von „esprit créateur".

Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden und die lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen, hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind, eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntnis des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens sogar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht bloß mit den Worten, den Gebräuchen und Altertümern, sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Kultur gestanden als wir, daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Litteratur hat nicht bloß eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lucrez, dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerter Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lucrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Kultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken, für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden und ihm nacheifern; das erste: ihn kopieren und ihm nachahmen. Das erste ist leider sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen und so

brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt, weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden, so hat Young in seiner Schrift von Original-werken*[1] recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfodert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung, ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nötig brauchen, wiefern sie heutezutage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

Sobald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind, sobald man von ihnen abborget oder sie bestiehlt, weil man alsdenn eine neue Antike oder ein Moderner nach altem Geschmack wird, so ist die Nachahmung unleidlich; man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern oder Fremden, so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen und sähe denn die Herde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien und das servum pecus[2] von seiner Asche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der deutsch-lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt; daß ein lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe die Lehrbücher der meisten Weltweis-

* Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat; s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalfribenten schuld sei[3].

[1] Vgl. S. 88, Anm. 2. – [2] „Sklavenpack" (Horaz, „Epistulae", Buch 1, Brief 19 V. 19); vgl. SWS, Bd. 1, S. 121. — [3] Dieses Schulprogramm des Quedlinburger Rektors Johann Jakob Rambach vom Jahre 1765 hat Herder selbst in den „Königsbergischen .. Zeitungen", 1766, St. 10, besprochen.

heiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe[1] verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateinische Sprache das einzige vehiculum[2] der Aristotelisch-scholastischen Philosophie; man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen; sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, vielleicht die größten Anrechte wegen ihrer Kürze und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet; sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge; in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Zepter der Litteratur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Litteratur gegeben, die dieser vielleicht nachteilig ist. Ich führe[3] einige Beispiele und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Teil der Weisheit darin, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke lateinisch benennen sollte; und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke nach Hudibras' Ausdruck[4] das Rezept statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre, unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexikon von Namen zu lernen aufgibt und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt[5] voll Volk ging, zu seinem Begleiter: „Freund! wie viel können wir entbehren?"

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spaziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige

[1] Die lateinischen Kunstausdrücke. — [2] Fahrzeug, Gefäß; Trägerin. — [3] D. h. führe an. — [4] Teil 1, Ges. 1, V. 603 f.; vgl. S. 27, Anm. 2. — [5] Die bei Diogenes von Laërte (Buch 2, Kap. 25) erzählte Geschichte ist nach deutschen Verhältnissen umgebildet.

Grundfäden, die zu allen Schriften dienen müssen, und in die man nachher nur die veränderten Figuren hineinwürket." Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken; man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man setzt sich auf dies oder jenes Wort als eine alte Ruhestätte und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Einteilungen, die sich auf Schulen heruntererben und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder nach uns denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört, nämlich ein „lawischer Aktienhandel[1] in Worten, da man keine Idee, als nach dem Werte der Worte, hat".* Der Kunstrichter[1] hält dies fast für notwendig und nennt es** „ästhetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert behandelt wird". Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten, wiefern es nötig und nützlich, und wiefern es unnötig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe - - eine delikate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an: lernen wir die Sprache oder erfinden wir sie uns selbst? Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am

* „Litteraturbriefe", Teil 17, p. 115. — ** p. 114.

[1] Das Bild schon bei dem freilich frei citierten „Kunstrichter" Abbt. Die Aktien der von Jean Law 1718 zu und mit der Unterstützung der Regierung gegründeten Kompanie wurden beim Zusammenbruche des Schwindelgeschäfts, nachdem sie eben noch je 20,000 Livres gekostet hatten, kaum noch mit einem Louisdor bezahlt.

Gedanken kleben müssen, so würde ich einen ganz andern Weg nehmen müssen als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort würde ich erst die ganze Zeichensprache des Menschen erschöpfen müssen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes, die ganze unzählige Menge unartikulierter Töne bei einem tierischen Menschen, seine mimische Sprache — kurz, eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen sein — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald; wir verstehen diese ganze Zeichensprache nicht mehr; denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns; man läßt nicht das Tier sich so lange entwickeln, bis es endlich dem Menschen sich von selbst nähert, sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte, und diese erste Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntnis. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken wie die Haut zum Körper".[1] Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer jüdischen Republik die Gesetze, die zur äußern Bestimmung ihres Staats gehören und andern willkürlich vorkommen müssen, drohender und schwerer als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.[2]

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkenntnis fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu sein, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung familiär geworden ist,

[1] Auch ein Vergleich Abbts. — [2] Gemäß den strengen rituellen Vorschriften des Alten Testaments.

geläufiger und triftiger ausdrücken als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht, er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen), so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wird's ein lächerlicher Auftritt sein, einen worterklärenden Bauer zu sehen; seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt und unabtrennbarer als Julie und Klare für den philosophierenden St. Preux[1], wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens! die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moralisch, sondern psychologisch), dadurch, daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichtume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, wobei abstrakte Untersuchungen wegfallen"[2], wechseln wir mit Worten wie mit Geldstücken: jedes soll seinen bestimmten Wert haben; aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll, das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen, so wird sie stammeln — nochmals stammeln und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie es besser hätte sagen können, so wird sie sich loswinden und ihn von weiten anhören:

als ob der graduierte Mann
mit einem Zauberfluche
sie zu beschwören suche.

---

[1] Der Geliebte Juliens in Rousseaus Roman „Julie, oder Die neue Heloise". Von ihm wird auch Juliens Kousine Klara wie von Julie selbst Kousine genannt, und ihn wiederum nennt auch Klara Freund und Geliebter. — [2] Worte Abbts an dem S. 157, Z. 30 angegebenen Orte.

Warum? sie ist gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logisch-deutlich zu denken, verständlich und schön, aber nicht gelehrt und abgezirkelt zu sprechen.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache. Der Weltweise darf auf sie nicht schimpfen und mit hoher Miene einen Zaun zwischen der gemeinen, ästhetischen und gelehrten* Sprache machen, drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie nebeneinander stellet. Sie laufen ineinander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; jede ihren Zweck, jede ihre ausschließende Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrige, die philosophische Sprache die ihrige, die höchste Dichtersprache die ihrige. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich; und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin bloß eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Ästhetik, Baumgarten[1], vermutete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Einteilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkenntnis, Reichtum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird, wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt, wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag sein, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

* S. Meiers „Gelehrte Sprache"[2], „Litteraturbriefe", Teil 17, p. 109.

[1] Vgl. S. 30, Anm. 1. — [2] Georg Friedrich Meier (1718—77) schrieb unermüdlich aufklärerische Schriften in einem reinen, aber marklosen und breiten Deutsch und zog mehrfach gegen die gelehrte Schulfüchserei zu Felde. In den „Litteraturbriefen" wird an der genannten Schrift Meiers eben die Z. 6 und 7 wiedergegebene Dreiteilung getadelt.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schorsteine[1] neue Namen geben wollte, so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke*[2] eine neue Sprache redet, mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase dreht, wenn er die Geschichte der Tiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das als ein Schattenbild an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen, so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner, wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: „Meine Füße, mit Respekt zu sagen!" oder: „Die Straße ist salva venia[3] unrein!" so lachen wir über die gute Frau. Wir lachen über das gute Mädchen, die Sachen umschreibt, die sie für unhöflich hält, und sich Klystier oder Beinkleid zu sagen schämt. — Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert, wenn er vor jedes zweideutige Wort ut ita dicam[4] ꝛc. setzt, wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Man würde lachen, wenn

* „Litteraturbriefe", Teil 14, p. 328.

[1] Die ältere echte Zusammensetzung statt der jüngeren mit dem 2. Falle (von die Schor = Schaufel; bei Lexer, Bd. 2, S. 773, auch Schürstein). Mehr als die Weimarer „Fruchtbringende Gesellschaft" sündigte in solch übertriebenem Sprachreinigungs- und Wortbildungseifer Philipp Zesen und seine 1643 in Hamburg gestiftete „Teutschgesinnte Genossenschaft". Diese war es, die z. B. empfahl: Tageleuchter statt: Fenster, Löschhorn statt: Nase. — [2] Von Johann Samuel Halles „Werkstätte der heutigen Künste" (1761—79, 6 Teile) besprach Nicolai den ersten Band, auch nach der Sprache, im 237. bis 241. „Litteraturbriefe". Die „Naturgeschichte der Tiere in systematischer Ordnung", 2 Teile, erschien Berlin 1757 und 1760. — [3] Mit Erlaubnis. — [4] Sozusagen.

eine politische Zeitung, in umschreibendes Deutsch gekleidet, auf hochfliegenden Schwingen sich ins Reich der Wolken hübe; aber darüber lacht man nicht, wenn in den lateinischen Titeln unterthäniger Zueignungsschriften ein Quartblatt von Ämtern in seine Bestandteile aufgelöset, in Fluß gebracht und zu echten, reinen Phrasibus umgeschmelzt wird, daß der gnädige Gönner oft selbst zu raten hat, wozu ihn sein Klient macht! Heißt es hier nicht: Man muß ihn in die Schule schicken![1] Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Überall, wo ich zum gemeinen Mann rede[2] (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist), muß ich in seiner Sprache reden und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen; ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich, die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt* soll für ihn geschrieben sein? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen sein, von was Stande sie wollen. „Der Mensch", „Der Mann", „Die Frau", „Der Gesellige", und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies

* Eine der schönsten neuern Wochenschriften, „Der Hypochondrist"[3], hat uns wieder an den Einfall erinnert, wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk sein könnte, das bloß mit den Sitten dieser Provinz unterginge und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

[1] Der Kehrreim in Hagedorns Gedicht „Die Schule" („Oden und Lieder", Hamburg 1747, 5. Buch). — [2] Vgl. S. 15*. — [3] Schleswig 1763, herausgegeben von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

ist ein „Wochenblatt zum Besten der Kinder"? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen und Fabeln und Gedichten eine Qual! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nötig? Gibt es ihnen, worin sie Rat wollen und brauchen, kurz und gut Rat? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch sein, die langweilig wie die Verfasser denken wollen! — Ich urteile zu dreust? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch dreuster schreiben würde; man lese an verschiednen Orten die Litteraturbriefe und höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht gnug lesen kann:*

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alte Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; — die ihm auch nicht nötig ist." — Nun gehe man nach diesem Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles soll für den gemeinen Mann sein, und wenig ist für ihn. Hier empfehle ich jedem, der für den gemeinen Mann schreiben will, den Artikel aus Abbts Buche „Vom Verdienst" zu lesen, der vom Verdienst des Schriftstellers handelt; seine Vorschriften sind gülden, aber wie schwer? — Das kann dieser große Mann zum Teil selbst zeigen, der wohl nicht, ohngeachtet seiner originalen Schreibart, den Ton aller derer getroffen, in deren

* Abbt, „Vom Verdienste", p. 349 [Werke I, 258].

Händen seine Schrift vielen Nutzen stiften könnte. — O eine Schrift, die das ist, was eine Erbauungs-, eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Teil der Menschen, das Volk, sein soll; — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her[1]; ich weiß nichts Bessers in demselben zu verwahren! — Doch nein! ich besinne mich! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen; er hat einen schönern Ort für sein Buch: den armen Kleiderschrank, und für die Lehren, die sein Buch enthält, das Herz des redlichen Bürgers, Frauenzimmers oder Landmannes, der ihn teuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfnis geschrieben, die das saget, was er immer gedacht und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan, worüber er Rat und Unterricht will, und wie er ihn will; die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde; die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt; die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
soll sein ehrwürdig Haupt umziehn![2] —*

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sei, damit es die Würde der Bürgerinnen und Hausmütter und Ehegatten und Erzieherinnen erreiche, damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab und die Pflichten fodern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein

* Ich schätze einige schweizerische Stücke, die sich dieser Gattung nähern, hoch; sie gehören aber eigentlich nicht hieher, weil sie nicht für den Bürger geschrieben sind.

[1] Alexander der Große trug eine von Aristoteles eigens dazu besorgte Ausgabe der „Ilias" in einem Kästchen bei sich (Plutarch, „Alexander", Kap. 8). — [2] Nach Suphan aus Herders ungedrucktem Jugendgedichte „Der Lehrer der Menschheit".

Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt sein; es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit sich ihrem Verstande bequemen; und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken, so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückte Unterweisungen, unsre Katheder-sprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht Unterricht) passe? — können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor ein Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann, gebet ihm die fähigsten Züglinge, lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte und ja keine Daciers[1] sein müssen; nun gebet acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er gibt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt, von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nötig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen? Haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Manns-

[1] Vgl. S. 152, Anm. 4. Der ganze Abschnitt einschließlich dieses Urteils über die Dacier nach der schon S. 74, Anm. 2 angeführten Schrift Kants, der, kein Freund von Späßen und Schrullen, gelegentlich von der ihm unsympathischen Homer-Übersetzerin sagte: „Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben."

person es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten vortrefflich; haben sie aber für den guten gesunden Verstand des Lebens (ich will den bloßen Haus- und Küchenverstand nicht einmal nennen) geschrieben sein sollen? Da nun die Franzosen in der Kultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind — ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich muß mich ja schämen, einen Köster[1] neben Algarotti[2] zu setzen!

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter etwas beiseit, mit denen ich ein Wort zu sprechen habe. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdrucke so sehr klebt, so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt), für ihn muß der Gedanke zum Ausdrucke sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet, sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet, und so ist's für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken — Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, ja an sich unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung eigentlich und überläßt den toten Gedanken das Gebiet der toten Sprache. Nun, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt malen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen; du sollst schreiben, daß man es fühlt,

[1] Heinrich Martin Gottfried Köster (1734—1802), Prediger, Gymnasial- und zuletzt Universitätslehrer, veröffentlichte 1762 „Einleitung in alle Wissenschaften nebst einer Abhandlung, was eigentlich ein Frauenzimmer von den Wissenschaften lernen sollte", und 1764 „Recueil des pièces diverses .. tirées des auteurs les plus célèbres à l'usage de la jeunesse tant de l'un ou l'autre sexe". — [2] Graf Francesco Algarotti (1712—64) schrieb 1737 fünfundzwanzigjährig in Paris den größten Teil seines Werkes „Newtonianismo per le dame" im Stile von Fontenelles luzianisch-graziösen „Entretiens sur la pluralité des mondes".

und sollst dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt; du sollst deine ganze lebendige Seele in tote Buchstaben hinmalen und parlieren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht *sagen*, sondern *sprechen* muß, daß man mir glaubt, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt, daß hier der eigentliche *Ausdruck* unabtrennlich sei. Du mußt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du mußt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken; du mußt ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung[1] des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle und durch sie sich zum Herzen grabe; du mußt Einfalt und Reichtum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewürken, was du durch die Sprache des Tons und der Gebärden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke, nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Teile, im Fortgange derselben und im Ganzen! Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete; in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand; daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln, die aber unsre süße Herren verspotten und närrisch finden; daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete; der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land

[1] Vorstellung.

der Kunst brachte und als eine Tochter der Künstelei ansah; der Fluch, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir bloß Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder ästhetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben; kurz, wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten, nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke, vom Ausdrucke abgesondert, behandelt wird"*; daher rührt jener Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für notwendig habe halten können, in Poesien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren und in Alten unverbunden zu zergliedern, desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper?**[1] Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hindernis. — Verhält er sich wie die Haut zum Körper?*** Auch noch nicht gnug; die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget? Wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen[2]; ein Paar Zwillinge, die, zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespears Freundinnen[3]? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich

* „Litteraturbriefe", Teil 17, p. 114. — ** „Litteraturbriefe", Teil 17, p. 114. — *** p. 114.

[1] Dies ein von Abbt a. u. a. O. verurteilter Vergleich Meiers (vgl. S. 160), dem jener den von Körper und Haut gegenüberstellte. — [2] D. h. hingeben. — [3] Helena und Hermia im „Sommernachtstraum", Akt 3, Sz. 2, deren hier angezogene Worte Herder selbst nach Suphans Nachweis etwa gleichzeitig also übersetzt hat:

dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Märchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sei, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert; ich setze diese schöne Sokratische Bilder zusammen und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten wie Platons Seele zum Körper[1].

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide ineinandergeflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir recht gäbe und damit mich schadlos[2] hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid und den Putz des Kostume, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen oder in das oft überladene Kolorit britischer

---

„So wuchsen wir heran — ein Kirschenpaar, | Das wie geteilt und doch in Zween Eins ist! | Ein süßes Beerenpaar auf Einem Stengel | Anreifend — So zwei Körper, nur Ein Herz! | Im ersten Anblick zwo! — zween Wappenschilde; | Doch beide Eins — mit Einem Helm gekrönt." — [1] In seiner Abhandlung von 1766: „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" (SWS, Bd. 1, S. 43 ff.) gibt Herder selbst eine Stelle aus Platos „Phädrus", Kap. 25, S. 246 B, also wieder: „Unsere Seelen sind aus dem Reiche der Götter heruntergesandt, entweder zum Lohn für ihre schon geübten Tugenden oder zur Strafe für ihre Laster. Hiernach richtet sich ihr Schicksal. Einer schönen Seele ward der Leib einer blühenden Mutter angewiesen, wo sie sich selbst aus dem zartesten Geblüt einen Körper bereitet, der durch seine Schönheit ihre Ehre, ihr angenehmes Wohnhaus, das Werkzeug, mit dem sie voll seliger Ruhe wirket, und der Spiegel sein soll, in dem sich ihre Schönheit offenbaret. Die bösartigen Seelen wurden hingegen in den Schoß lasterhafter Mütter gewiesen; ihr Leib sollte ein dunkler Kerker und ihr Antlitz ein Spiegel sein, in dem sich die schwarze Gemütsart des Geistes abspiegelte." Vgl. noch ebenda Kap. 31, S. 250: „Damals war die Schönheit noch strahlend zu schauen, als in *glückseligem Chor* ein beseligendes Schauen und Sehen genießend wir mit Zeus, andere mit anderen Gottheiten schauten und der Feiern glücklichste mitfeierten. In jener Welt einhergehend, strahlte die Schönheit, und hierher herniedersteigend, haben wir sie mit herabgenommen, indem sie durch die kräftigste *unserer Empfindungen* noch aufs hellste strahlt." — [2] Wir jetzt: *dafür* schadlos hielte, daß.

Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung wie die Seele des Plato heruntergesandt in den Schoß der irdischen, einfältigen Natur. In dem Schoß dieser gesunden und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten; daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie, ohne Gefühl gewaltsamer Störungen, ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug: als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung; sie brachte die Frucht zur Reife; sie vollführte den Palast ihrer Wohnung; ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz, der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter; er ward in ihrem Schoße reif, ohne gewaltsame Gärungen und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebärerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.

Nun steht dieser Körper vor dir; willst du ihn als ein totes Kunststück betrachten, bloß seine Farbe lieben, bloß seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern[1] und umarmen eine kalte Bildsäule; willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden? — Dann bist du ein elender, kurzsichtiger, fühlloser Betrachter! — Nein! siehe diesen Körper an als ein Sinnbild der Seele, die ihm bloß so viel körperliche Reize gab, als erfodert wurden, um ihn deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — (Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte

[1] Mit Beziehung auf Gellerts Gedicht „Der Maler".

und des toten Rhythmus; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo Schönheit dich erfüllen soll, so liefest du wie ein Meßkünstler und Handwerker oder Tagelöhner.)

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildnis abdrucket; siehest du den ganzen Ausdruck als einen Boten des Gedankens und als den Palast, den seine ganze Größe erfüllet, so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winckelmann siehet, wenn er bei dem Apoll im Belvedere, oder dem Herkules im Torso, oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen gerät[1]; du wirst mit dem Auge deine Hand leiten, mit welchem Mengs die Schönheit siehet[2].

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde und es meinen Lesern vor Augen stelle. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paaret, so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich bloß ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte; die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte; die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners; alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde und eine Morgenröte,

---

[1] Winckelmann nennt selbst den Herkules-Torso auch „den vergötterten Herkules" („Werke", herausgegeben von H. Meyer und J. Schulze, Bd. 2, S. 277), und im „Trattato preliminario" (Bd. 7, S. 90) heißt es, „daß sich unsern Augen ein Herkules darstellt, der verjüngt worden, ohne sein Alter und seinen Körperzustand zu ändern". — Über Apollo vgl. „Geschichte der Kunst", Buch 11, Kap. 3, § 11; über Laokoon: ebenda Buch 10, Kap. 1, § 11; über Niobe: Buch 19, Kap. 3, § 26. —

[2] Anton Raphael Mengs (1728—79) sieht in seinen „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei" (herausgegeben von J. C. Fueßli, Zürich 1762), besonders im 1. Teile, in der Schönheit den von der Seele gefühlten Eindruck des Vollkommenen, der vollkommen zum Ausdruck gelangenden Idee.

die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zusammen betrachte, soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke und Adern wie unreine Kanäle sich erheben und sichtbar fortlaufen, wo ein dürftiges, mißgebornes, schmachtendes Werk uns Zittern oder Ekel oder Abscheu erwecket, so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängnis ward der Gedanke gesandt zur Strafe für die in der Oberwelt begangne Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck voneinander zu trennen; und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt; wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so fest aneinanderkleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Kenntnis derselben oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreustigkeit noch nicht Gesetzlosigkeit werde; und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammleten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen und Ausdrücke finden; in ihr den Reichtum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nötig ist; in ihr die Donnerkeulen und Blitzstrahle finden, die er als Bote der Götter wirft; in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organen der Sprache sind mit ihr gebildet — wo werde ich mich also besser ausdrücken als in der Muttersprache? Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrige Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Her-

zens, der Säugling ihrer Brust, der Zügling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist und die Hoffnung und Ehre ihres Alters sein soll.

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache; denn so wie nach Montesquieu[1] Anmerkung alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt, und oft ein Grübchen im Kinn, ein schönes Lispeln, wie Alcibiades[1] sprach, und dergleichen liebenswürdigen Eigensinn schön findet, weil es mit dem Urbilde übereinstimmet, zu dem sie sich formte — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte, so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an; sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen; sie behält er im Auge, daß, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichtum und Überfluß in fremden Sprachen entdecket, er den Reichtum der seinigen liebgewinne und ihre Armut, wo es sein kann, mit fremden Schätzen bereichere; sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt; sie ist die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ozean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret; sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker;

[1] Montesquieu (vgl. S. 64, Anm. 3, und S. 106, Anm. 2) im „Essai sur le Gout", Bd. 2, S. 434: „Wenn wir mit einem Blick die Fassade eines Gebäudes überschauen, so finden wir darin Gleichmaß, welches der Seele durch die Leichtigkeit gefällt, mit der sie dieselbe sogleich den ganzen Gegenstand beherrschen läßt." S. 439: „Ein Gegenstand, der uns gefallen hat, gefällt uns noch, aus dem einzigen Grunde, daß er uns gefallen hat, weil wir die alte Vorstellung mit der neuen verbinden." S. 440 führt er ein unbestimmbares Etwas an dem Gefallen an Personen und Gegenständen auch auf Überraschung zurück. Dagegen erklärt er Alcibiades' allgemeine Beliebtheit an ganz anderer Stelle („Geist der Gesetze", Bd. 1, S. 79) aus seiner auffallenden, freigebigen Lebensweise.

nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisierter Fremder; denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe bloß durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich sehe fremde Sitten, um die meinigen wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimat entziehe[1] und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

— — — — — — — — die in zerstreueten Heeren
Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und denn heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit[1].

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden toten Sprache schreibt; wer von ihnen kann größer werden?

Zuerst: der in einer fremden Sprache schreibt, muß doch eine Muttersprache haben, in der er erzogen ist. Verachtet er diese Mutter, so muß er von ihr übel erzogen sein, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! alle sein späteres Lernen bemalt die Oberfläche der Denkart; er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter; er kann nie ein Originalschriftsteller werden, bei dem Gedanke und Ausdruck sich zusammendrängen, um ein vollständiges Bild seiner Seele zu sein.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein ästhetischer Regelnschmied einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schul-

[1] Ungenau nach dem Gedächtnis angeführt aus Kleists „Frühling", in der Ausgabe „Gedichte von dem Verfasser des Frühlings", 1756, S. 34 f.

gesetzen auszuklauben; und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellet jeden Teilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigentümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße; das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmaßen und gesund an der Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der andre unsichtbar dachte; soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke; habe ich den Gedanken gefasset und will ihn sagen, da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte Worte und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurteilende Schulmeister; er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempelmagazin zu liefern; er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß-[1] und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmütig zu verdammen und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmütig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit und, wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen und, wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges und, wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz aller gegeneinander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen; er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi nata — —[2]

Aber man siehet, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht ganz

---

[1] Soll an die Ordensgroßmeister erinnern, die über pünktliche Erfüllung der (Ordens-) Regeln wachen. Vgl. S. 56, Anm. 2. — [2] „Er leugnet es ab, daß [auch] ihn Gesetze binden", nach Horaz, „Dichtkunst", V. 122.

mißraten will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir sein als das Feld von Gedanken; sonst drücke ich mich entweder nicht aus oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner ungeheuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volk hat er nicht die Freiheit oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solözismus[1]. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele; meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebot; aber in einer toten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an und wird bei reichen Palästen zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz, seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißratene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine tote Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, notwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht, so ist's rasend, reißt alles nieder und schreckt Gelehrte und Ungelehrte:

furit, ac velut ursus
objectos caveae valuit si frangere clathros
indoctum doctumque fugat —[2]

Auf der andern Seite wird man es mir noch eher zugeben,

[1] Sprachfehler. — [2] „Er rast, und dem Bären vergleichbar, | Der des Käfigs sichern Verschluß zu sprengen vermochte, | Scheucht er alle, Gelehrt' und Ungelehrte, von dannen." (Horaz, „Dichtkunst", V. 472 ff.)

daß, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, sie Gewalt anthue. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns und sage, ob man aus ihnen die ganze Sprache lernen werde; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben und wecke sie aus ihnen wieder auf! Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir naturalisierte Römer sehen, die in der lateinischen Sprache sogar — schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben[1], vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich würklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war; es hätte allen innern Reichtum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in seinem Lande, nach seiner Kultur, nach der eigentümlichen Wendung seines Geistes; dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefodert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leier des venusischen[2] Dichters; er würde Horaz sein; aber nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt; das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen; es soll reich an Nebenbegriffen sein, und diese Nebenideen erniedrigen es; es soll groß erscheinen und wird gezerret; es soll mit einem Mal überraschen und schlägt uns ins Antlitz; es wird mit Putz überladen und erscheint klein; Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Mißgeburt, die mit einem Haupt lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken aneinanderstieß, sich fortzerrete und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben,

[1] Nach S. 145, Anm. 2 der zweite Tadel Klotzens, der sich auf dessen „Carmina omnia; editio emendata et nova“ (Altenburg 1766) bezieht, welche Herder dann in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (SWS, Bd. 4, S. 239) als höchstens in die dritte Klasse poetischer Werke gehörige künstliche Nachbildungen so ziemlich verurteilte und noch schärfer im zweiten „Kritischen Wäldchen“ (SWS, Bd. 3, S. 227 und 361). — [2] Horaz stammte aus Venusia in Apulien.

der über den Ausdruck herrschen will. Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten, denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich bloß in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können; ich meine aber unter dem Wort *vollkommen* so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts sagen könne, als was andre vor ihm und vielleicht besser gesagt und jeder andre nach ihm sagen kann; würde sie aber verlassen und den Dämon des unwissenden Sokrates[1] citieren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als *einer* Sprache ein gleich vollkommner Homer, in einer toten Sprache ein Pindar oder Horaz und in einer andern als seiner Muttersprache ein Shakespear sein könne. — Alsdenn würde ich niederfallen wie Brutus[2] und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse sein!

8.

Ich habe die Sache bloß von *einer* Seite betrachtet, daß in fremden toten Sprachen der Gedanke verliere; aber wenn es Schriftsteller gibt, die von dieser Höhe heruntersteigen und bloß durch den Ausdruck gewinnen wollen — bloß durch den Aus-

[1] Sokrates behauptete, in seinem Inneren einen kleinen Dämon (d. i. Gott, *δαιμόνιον*) zu vernehmen, der ihn vor Bösem warne. Er erklärte, nichts zu wissen, um andere weniger kränkend ihrer Unwissenheit überführen und zur rechten Erkenntnis, der allein richtigen Grundlage des Handelns, hinführen zu können. — [2] *Marcus Junius Brutus* (85—42 v. Chr.), den Söhnen des Tarquinius als Begleiter auf einer Reise zur Befragung des Delphischen Orakels beigegeben, deutete dessen Spruch, es werde in Rom einst der herrschen, der die Mutter zuerst küsse, auf die Erde, fiel daher bei der Landung in Italien auf die Knie und ward dann einer der beiden ersten Konsuln Roms.

druck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! doch ich will zuhören.

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? So denken bloß die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern und sich ein buntes Kleid zusammensticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu sein. Aber wenn junge Züglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern und sich von lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammenflicken müssen, so dörfte man weinen. Ohne Zweck ist die lappländische Sprache so gut wie die römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — So denken bloß die, so zweitausend Jahr zu spät geboren sind und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen[1] aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des Jüngsten Gerichts wie andre größere Leute[2]; aber doch möchte ich nicht dabei sein, wenn Horaz unsern Rollers[3] und andern Schulpoeten ihre Exercitien korrigieren müßte zur Ehre der deutschen Nation. — Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist, so wüßte ich nicht, ob die römische Sprache nicht immer germanisiert, wenigstens in eine deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann sein, aber je mehr Schriftsteller ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden und ihren Charakter verlieren. Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischenknüpfe, so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich

[1] „Lappen", die sie — lateinisch oder übersetzt — aus den klassischen Dichtungen der Alten gerissen haben, um damit eigene zu flicken. — [2] Lambel denkt an Grillo, weil dieser in seiner Besprechung der Dichtereien Treschos (vgl. S. 9*) von dem Richtplatze der Enkel spricht, auf den sie, „schreckliche Angst auf den Gesichtern", geführt werden. — [3] Johann Nikolaus Roller (1706—86), Professor der Dichtkunst in Bremen, gab dort 1762 „Varii generis poemata" heraus.

als einen Kenner des Altertums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen, holprichten Stil erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ist's freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen und schnell einen neuern erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich die historias selectas[1] läse; aber ich kann mich vielleicht, geblendet vom Vorurteil des Altertums, trügen und kann überhaupt über eine tote Sprache nicht so dreust urteilen als andre. Wäre ich ein lateinischer Dichter, mir würde jenes Virgilianische Mißtrauen[2] eindrücklich sein: „Auch mich nennen die Hirten einen Dichter; aber so leicht glaube ich ihnen nicht; noch scheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder Cinna[3] würdig; vielleicht klingt mein Gesang wie unter Schwänen das Schnattern der Gänse."

Gewinnt der Ausdruck, daß[4] ich doch lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann als deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten, das heißt, grammatisch Ausdrücke zusammenfädeln, ist alsdenn bloß Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer liest, mit dem er geschrieben hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeitlang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind; sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen; wir atmen in seiner Denkart wie in unsrem Elemente; die Saite der poetischen Empfindung tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr

[1] (Aus verschiedenen Schriftstellern) „Ausgewählte Geschichten". Ein Herder bekanntes Schulbuch unter diesem Titel waren nach Suphan die „Selectae e profanis scriptoribus historiae, rec. . . Joannes Frid. Fischer" (1724—99, zuletzt Rektor und Professor in Leipzig). — [2] Ekloge 9, V. 33—36. — [3] „Varus" zu Herders Zeit noch herrschende irrtümliche Lesart statt „Varius". Varius (Rufus) lebte etwa 74—14 v. Chr.; er dichtete Epen und ein berühmtes Trauerspiel „Thyest"; der etwas ältere Cajus Helvius Cinna schrieb ein gelehrtes Epos „Smyrna". — [4] Dadurch, daß; vgl. S. 71*.

zusammen; die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes; wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem[1] — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns; sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohr; die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge; wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Silbenmaß, in seiner Komposition der Gemälde nach und zeigen uns also als Virtuosen.

Nun setze ich noch dazu: sein Feuer facht unsern Geist an; wir schaffen in seine Bilder neue Züge und prägen seine Ideen um; wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren; ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichnis malen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurückerinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werte eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der so viel von ihrem Geiste kennet, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke?

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wissen, so

schifft euch in des Charons Kahn,
steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen sie an die Alten als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet. Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind, worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei

[1] „Bis zur peinlichen Sorgfalt des Schreibens", aus der Erinnerung an Quintilian, „Institutio oratoria", Buch 10, Kap. 1, § 20.

beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz, die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht: diese ganze Seite ist für uns oft dunkel, und die beste Horazische Satire läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammenzusetzen und also, als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer toten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Zuerst die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im ganzen mit des Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Teilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz, statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Kommentar über Horaz lesen und mit ganzer Seele durchstudieren, wo er nicht als ein klassischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche[1] verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig gnug sind und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Kommentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über

[1] Aristarch von Samothrake (um 150 v. Chr.), berühmter alexandrinischer Philolog, stellte eine kritische Homer-Ausgabe her.

diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie tot sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln und mündlich von ihm lernen; das hieße den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären und alle drei beleben! — Solange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Altertums schwer und bei einigen unmöglich bleibt, solange man die Alten als tote Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters klassische Autoren würden, so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe klassisch nachahmen. Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verloren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und denn? wo haben wir das griechische oder römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkürlich. — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, die wir nach prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben; nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können; nicht das Geheimnis des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir bloß aus toten Buchstaben lernen; nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern

neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden und unsre jüngere Bilderkompositionen in seiner Sprache zu bewundern? Sollte ich zu eigen sein, so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche, sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: „Was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt, um sie zu verstehen, beurteilen und nachahmen zu können?"

9.

So dörfte also der Ausdruck leiden müssen; und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „Man glaubte, in dieser Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern Sprachen nicht anginge"; diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpfet hätten"; diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese erschöpfte Schönheiten auf uns gekommen, daß sie in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer toten Sprache in unsere Gewalt bekommen hätten!" und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefasset, auch ihren Geist, ihren ganzen Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch etwas entgangen sein, so halte uns jener für diesen Verlust schadlos!" — Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben; natürlich war's, daß, da dieser der Hauptvorteil und der Hauptzweck war, daß man alles Unklassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen; also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen „klassisch" streitig machen könnte, und ward ein klassischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: klassisch! Es hat uns den Cicero zum klassischen Schulredner, Horaz und Virgil zu klassischen Schulpoeten, Cäsar zum Pedanten und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort „klassisch" ist's gewesen, das den Ausdruck vom Gedanken und den Gedanken

von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, das uns gewöhnet hat, nach Horaz Exercitien zu machen und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort war's, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängete und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu sein, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte; dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht und auf ihn die Last einer toten Sprache wie einen Mühlstein gewälzet; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da stehen sie nun auf fremdem Boden und trauren mit halbverwelkter Blüte und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten sein sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλας δ' ιφθιμους ψυχας Αιδι προϊαψεν
Ηρωων, αυτους δε ελωρια τευχε κυνεσσιν
Οιωνοισι τε πασι.[1]

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verleumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; sie soll die Sprache der Forscher des Altertums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick sein würde, einen griechischen oder lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Bücherſäle der Gelehrten zu senden; sie soll die akademische Sprache der Gelehrsamkeit bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, da wir uns auf andre verlassen und es bloß einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateinische Sprache zu erhalten; sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden; kurz, sie soll das Werkzeug der

[1] (Achill, der) „vieler Gewaltigen Seelen zum Hades | Niederstieß und sie selber den Vögeln unter dem Himmel | Bot zum Fraß und den Hunden" („Ilias", Ges. 1, V. 3—5, übersetzt von F. W. Ehrenthal).

Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind.

Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben; nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu sein und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern; denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

> patriae quid debeat et quid amicis,
> quod sit conscripti, quod iudicis officium, quae
> partes in bellum missi ducis[1] — — —

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicherweise vor dem Gedanken behandelt, alsdenn leicht jene tote Bildsäule des Stils daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht, für langweilige Leser eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen; allein der Kluge geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was zehn andre vor uns gesagt, auf eine, so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde — eine Alltagskomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickchen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen — daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt, zuerst unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache und, wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdenn wird vielleicht einst ein unparteiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

[1] „Was dem Vaterland und was den Freunden er schulde, | Welches des Ratsherrn Pflicht und welches wieder des Richters, | Was man vom Feldherrn fordert im Krieg." (Horaz, „Dichtkunst", V. 312 ff.)

tu quoque, tu in summis, o dimitiate Menander,
poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adiuncta foret vis
— — — ut aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac despectus parte iaceres:
Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse — —[1]

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich bloß klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt sein zu dörfen, vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist, klebt also der Gedanke sehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein ganz ander Feld, wo sich alles verändert zeigt, die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften? Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet; dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der Philosophie; sie verirrt sich unter qualitates occultas[2], wenn sie mit dem Verstande empfinden[3] will und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich gnug erkläre, damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur, jeder Begriff, den ich

[1] „Ja, auch du wirst unter die Ersten, du halber Menander, | Und das mit Recht auch, gezählt, du Pfleger reinlicher Sprache, | Wenn dein lieblicher Stil nur noch mit Kraft erst sich paarte, | Daß die [komische] Wirkung in gleichem Glanze sich zeigte | Wie bei den Griechen und du auch hierin ihnen nicht nachstünd'st! | Daß dies eine dir fehlt, bedaure ich schmerzlich." Bei Sueton (S. 294 der Teubnerschen Ausgabe) Verse Cäsars auf den römischen Lustspieldichter Terentius Afer, d. h. Terenz aus Afrika. Menander (342—290 v. Chr.) war der bedeutendste Vertreter der sogenannten neuen griechischen Komödie. — [2] „Verborgene Eigenschaften", damals noch vielfach angenommene, nicht mit Maß, Zahl und Gewicht seitens der Naturforscher bestimmbare Geheimkräfte, auf die das eigenartige Wesen eines Dinges zurückgeführt wurde. Vgl. Herder selbst in seinen Auszügen aus Leibniz (ZB, Bd. 2, S. 451): „Carteſius, der überall qualitates occultas gleich kleinen Dämonen hatte, eine stundenzeigende Kraft in der Uhr u. ſ. w." — [3] Diese Verbindung rührt von Mendelssohn im 210. „Litteraturbriefe" her.

glaube anschauend zu erkennen, da er doch bloß eine Würkung der Abstraktion ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie; und wenn ich ihn mit einem Namen gatte, so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln und der andre also sich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Teil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstrakte Begriffe, wie anschauende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie[1] fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt, was ich nicht anders als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Ästhetik, die Schönheit, in ein Ichweißnichtwas des Geschmacks verwandelt und die Grundlage der Moral in ein Gefühl oder Gewissensempfindung oder gar in einen angebornen Gehorsamstrieb setzet, um es zu bestimmen, was gut ist — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird, so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibniz[2] haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen

---

[1] Ihre Vertreter sind Christian August Crusius (1712—75), der sich z. B. ausdrücklich gegen den von Herder hochverehrten Leibniz „prästabilierte Harmonie" und „beste Welt" erklärte, der ihm geistesverwandte Joachim Daries (1714—72), der Schotte Francis Hutchison (1694—1747), dem die Tugend in einem sittlichen Sinne oder Gefühle begründet ist, und der diesen moral sense nur urteilend, anschauend wirken läßt und in engste Parallele zum Schönheitssinn stellt, und endlich der ihm hierin folgende Klotzianer Friedrich Just Riedel (1742—85), mit dessen hier nur angedeuteten ästhetischen Lehren sich das vierte „Kritische Wäldchen" ausführlicher beschäftigen sollte. Vgl. S. 16* und die Einleitung des Herausgebers zu den „Kritischen Wäldern" (S. 207). — [2] Francis Bacon Baron von Verulam (1561—1626) lehrte in seinem „Novum Organum" (1620) die methodische Induktion. John Locke (1632—1704) gab in seinem „Essay concerning human understanding" (1690) eine Untersuchung über Ursprung, Gewißheit und Umfang der menschlichen Erkenntnis u. a. m. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) stellte in seinen „Meditationes de cognitione, veritate et ideis" (1684) als Kennzeichen der Wahrheit Klarheit, Deutlichkeit und Denkrichtigkeit der Erkenntnisse auf.

ist. So sind aber bloß Worterklärungen, wo ich willkürlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen; denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens, denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen; sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten, weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man die Kunstwörter anders gebrauchet als zum Beschauen, so verwandelt sich mit einem Mal das, was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet und höchstens hier und dar etwas putzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, was andre vor uns gedacht und gesagt, sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph; und einen jungen Kopf bloß auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht, ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt, Gedanke klebt am Ausdruck, und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe, das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten und

analytisch bestimmen läßt, sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? So wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne und an dieser klaren Erkenntnis gnug habe? — Nein! denn ihr Geschäfte ist, sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Wort technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung bloß zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Wort bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten derart, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden, weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. Nun wende ich an:

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt; sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch sein soll, so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand leugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kömmt; jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Teilbegriff, und da wir vorher bloß unter-

schieden, sofern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden, so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.[1]

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische; diese muß notwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen und von hier sich zu Höhen der abstrahierenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkürliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höhergeleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen und zergliedert sie also, soweit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertötet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister[2] sahe und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können, so ist's eben der Zweck der Weltweisheit, die bloß verständlichen Worte so lange umzusetzen und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben *verständlich* und *deutlich* für einerlei halten, weil wir vom letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter ver-

[1] In der Schulsprache häufige Kürze statt: von denen wir (vorher, oben) erkannten, daß sie beide Sachen unterscheiden. — [2] Vgl. S. 169, Anm. 1.

steckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse; denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft; sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt. Bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheinet und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophieren schwer sei, ist offenbar; denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen; da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen, ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder spricht: das ist er! und genau sagen kann, warum er's ist.

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophieren Schranken habe; denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermutlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen[1] glaubt, daß sich alles auf Gedanke und selbst der

[1] René Descartes (1596—1650), dessen Grundsatz lautet: cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich); sein Anhänger Arnould Geulinx (1625—69), nach welchem die lebenden Einzelwesen nur Beschränkungen der alles denkenden göttlichen Vernunft sind (sumus modi mentis); ähnlich auch Nicole Malebranche (1638 bis 1715) und der Engländer George Berkeley (1685—1753), nach dessen Lehre das Sein aller nicht denkenden Dinge nur darin besteht, daß sie von Gott und gottähnlichen Wesen gedacht werden.

Begriff des Seins dahin zurückleiten lasse; dies sind ohnstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntnis. Allein unter dem Begriffe des Seins stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft; das ist, neben-, nach- und durcheinander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein anders neben ihm sei? wenn etwas ist, ein anders nach ihm sei? wie etwas ist, das andre durch dasselbe sei? Ich sage begreifen, nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sei, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Ebenso ist's für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduzieren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des einen im Mannigfaltigen, das ist der Begriff der Schönheit, Vergnügen und die Erkenntnis der Vollkommenheit Wollen würke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben". Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen, wohin man will, sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen, von der Form kann ich kürzer sein. Will man jene Metaphysik nennen, so gibt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatz gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit-, daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen bloß nachdenke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden; sie sind nötig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen,

in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, einteile, und also denken, schließen, beweisen, einteilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht sein, daß ich bloß diese Worte verstehen und ausdrücken könne; wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres[1] der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften und berühmt im Vortrage sein, aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton[2] und Johnson[3] Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear kommentieren. Reiflich erwogen ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters, nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als diesen hervorzubringen. „Die nämlichen Ursachen erzeugen beiderlei Arten von Gewürme, elende Dichter und elende Philosophen. Es sind immer Worte ohne Geist, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Gefühl, die sie von ihren Meistern auf guten und blinden Glauben annehmen, aus deren Vermischung nimmermehr ein begeistertes Ganze entspringen kann. Zu Wolfens Zeiten fuhr die Demonstriersucht in die seichten Köpfe, bis sie träumten, sie wären Metaphysiker; jetzt führet sie der Schwindelgeist der Empfindungen so lange im Zirkel herum, bis sie hinfallen und sich begeistert glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren Begeisterten zu sagen pflegten: *ει γαρ δη ναρθηκοφοροι πολλοι, βακχοι δε γε παυροι*[4], welches Plato schon zu seiner Zeit auch auf die Weltweisen angewendet haben wollte."* Und noch eher auf unsre Zeit, da selbst unter den Deutschen ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu sein glauben. Sie lernen Worte und glauben, „mit ihnen haben sie Gedanken".

* „Litteraturbriefe", Teil 13, p. 18.[5]

[1] Erklärer, Dolmetscher. — [2] William Warburton (1698—1779) veröffentlichte Ausgaben mit Erläuterungen von Shakespeare (1747) und von Pope (1751; vgl. S. 78, Anm. 5). — [3] Vgl. S. 23, Anm. 2. — [4] „Zahlreich sind ja die Thyrsus- (d. i. Bacchusstab-) Träger, aber gering an Zahl die wirklichen Bacchen" (Platon, „Phädon", Kap. 13, S. 69 C). — [5] Mendelssohn.

Gnug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken bloß im Vehikulum des Ausdrucks[1] verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen, das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D.[2] krönen, ob wir ohne Worte denken können? —* von der Notwendigkeit der symbolischen Kenntnis —** von Leibnizens allgemeiner philosophischen Schrift und Sprache*** und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art bloß citieren darf; denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus[3] zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: „Plato ist mir statt vieler!" Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citierten Stellen lesen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiednen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen, so daß es nachher bloß die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage, so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht

* „Litteraturbriefe", Teil 9, p. 41. — ** Teil 13, p. 23. — *** Teil 4, p. 234.

[1] Bloß im sprachlichen Ausdrucksmittel, im bloßen Wortschall. — [2] Mendelssohn, dessen Zeichen D. von den drei im folgenden genannten Litteraturbriefen wenigstens die zwei letzten (210 und 62) tragen. — [3] Ein gelehrter griechischer Dichter des 5. Jahrhunderts v. Chr., dem bei der Vorlesung seines Gedichtes auf Lysander alle Zuhörer außer Platon davonliefen. (Cicero, „Brutus", Kap. 51, § 191.)

nur nicht die lateinische Sprache, sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu sein. Seitdem man von ihr abgewichen, so sind jene neumodische Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kapriolen schneiden, wo sie mit festem philosophischen Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein bloß dogmatisches Buch durch eine lateinische Übersetzung viel von seinem Innern verliert, so sei das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet, so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläuftiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Litteratur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht bloß Französisch, Englisch und Italienisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Russisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markt der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Gesner: An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?[1]

Hievon rede ich nicht, sondern frage, ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Einteilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe. Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Katheder wissenschaft statt

[1] „Oder ziemt es, akademische Vorlesungen deutsch zu halten? Eine überholte Frage! Fragen wir lieber, ob nicht das Lateinische wieder in einen Teil seiner Ehren eingesetzt werden kann." (Gesner, vgl. S. 121, Anm. 1, in den „Primae Lineae Isagoges in eruditionem universam", Göttingen 1737.)

Weisheit und Ausdruck statt Gedanken auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden; Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateinischen Sprache verwachsen; wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studieren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen, und nun begeben wir uns zu schreiben — es sei eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag sich, unter eine Last lateinischer Litteratur gekrümmt, sich mühsam fortziehet? Freilich wäre seine „Geschichte der Glaubenslehren“[1] ein andres Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winckelmannschen Geschichte der Kunst übersetzte; aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns[2], daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Stil in paragraphlangen Perioden, man hat recht, ihn zu tadeln; aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten und Gesichts-

---

[1] Siegmund Jakob Baumgarten (1706—57), der Bruder des berühmteren Begründers der Ästhetik (vgl. S. 30, Anm. 1), gab mit Semlers Unterstützung in 16 Bänden eine „Allgemeine Welthistorie“ (Halle 1746—56) heraus und hinterließ „Vorlesungen über die evangelische Glaubenslehre“ (herausgegeben von Semler und Bertram, Halle 1759 f.). — [2] Johann Salomo Semler (1725—91), ein hervorragender Theologe, schrieb unter anderem „Historiae ecclesiasticae selecta capita“ (Halle 1769), in schwerfälliger Schreibart, aber auf Grund sorgfältiger Quellenforschung. — Von Johann David Heilmann (1727—64) wurde besonders geschätzt das „Compendium theologiae dogmaticae“ (Göttingen 1761). Unter Herders Rigaischen Arbeiten findet sich auch das „Fragment des Entwurfs zu einer Denkschrift auf A. G. Baumgarten, J. D. Heilmann und Th. Abbt“ (LB., Bd. 1 Abt. 3, 1. Hälfte, S. 275—292).

punkte aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich von Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Litteratur als Fremdling studieret, so fremde und buntscheckig vorkommen, als in dem altgalanten Stil die lateinischen Wörter. Diese entfernte und veraltete Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrages die Miene des Gelernten, sie öffnen dem gelehrten Psittacismus[1] die Thüre, der sich ihnen bequemt und Worte nachplaudert. Sie sind's eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stützen und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig gnug zu finden. Sie sind's, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast statt Gold führet und von Weisheit strotzet, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses[2] und Kölbele[3]!

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzuteilen weiß. Es führet hierin aber ein berühmter Mann* das Wort statt meiner schwachen Stimme, dessen gründliche Betrachtungen auf den wissenschaftlichen Vortrag im ganzen angewandt werden können, so wie man überhaupt dem Lobe beistimmen** muß: „Wenn es dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen, einem mit willkürlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegenzusetzen, so hat Göttingen Anteil an der Ehre eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

* Michaelis' Vorrede zu seinem „Compendio theologiae dogmaticae". — ** Pütters „Geschichte der Akademie zu Göttingen".[4]

[1] D. h. Papageientum. — [2] Mendelssohn. — [3] Johann Balthasar Kölbele (1722—78) veröffentlichte unter vielen Werken auch mehrere „Schreiben an Moses Mendelssohn" gegen dessen Deismus und andere Lehren. — [4] Michaelis (vgl. S. 34, Anm. 1) hatte nämlich 1751 mit Haller die Grundgesetze für diese Akademie entworfen.

Kritische Wälder,

oder:

Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend,

nach Maßgabe neuerer Schriften.

Leser, wie gefall' ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?
(Logau.)[1]

Erstes Wäldchen.

Herrn Lessings „Laokoon" gewidmet.

1769.

---

[1] Die Widmung von Friedrich von Logaus (1604—55) „Sinngedichten" (Bresl. 1654. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing, Leipz. 1759).

Einleitung des Herausgebers.

Von den vier Ländereien der Litteratur (vgl. S. 1), die Herder nach dem ursprünglichen Plane sämtlich in den „Fragmenten" beleuchten wollte, hatten diese, so wie sie an die Öffentlichkeit traten, nur die Sprache und ihr Verhältnis zu der Litteratur behandelt. So galt denn die zweite große Schrift, die „Kritischen Wälder" vom Jahre 1769, der zweiten jener Ländereien, den Geschmackswissenschaften oder, wie es auf dem Titel hieß, der „Wissenschaft und Kunst des Schönen". Für den Leser „zur Bildung", mit Herder zu reden, kommen freilich von den vier Wäldchen weder das zweite und dritte (SWS, Bd. 3, S. 189 ff.) in Betracht, da sie, einige Schriften Klotzens aburteilend, rein antiquarischen Inhaltes sind, noch das vierte (SWS, Bd. 3, S. 1 ff.), das erst 43 Jahre nach Herders Tode veröffentlicht wurde und demgemäß trotz seiner bedeutsamen Erörterungen ästhetischer Fragen mehr nur für den Forscher Wert hat, der es als einen Beleg des Werdens Herderscher Gedanken und Schriften studieren will. Von allgemeinerer Wirkung schon auf seine Zeit ist dagegen das erste Bändchen gewesen.

Aus Ansätzen zu einer Umarbeitung des dritten Fragmentenbändchens und dann zu einer Gedächtnisschrift auf Thomas Abbt (vgl. S. 16* u. 21*) ist diesem Wäldchen das 3. und 4. Kapitel über die Elegie und das Elegische zugeflossen, und aus eingehender Beschäftigung mit Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) und seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums" (1764) erwuchs ihm die berühmte einleitende Gegenüberstellung dieses ersten Geschichtschreibers der Kunst und unseres ersten Kunstkritikers Gotthold Ephraim Lessing, die beide in ihrer Eigenart als einzig erweisen und, indem sie Lessing reichlich gab, dem Scheine vorbeugen wollte, als ob Herder, wenn er im folgenden polemisch werden müsse, es persönlich meine gleich einem Klotz oder Riedel. Denn Lessings „Laokoon" vom

Jahre 1766 ebenso beurteilend und zurechtrückend mit Erweiterungen und Gegenbemerkungen zu begleiten, wie es in den „Fragmenten" mit den „Litteraturbriefen" geschehen war, das ist allerdings die Hauptaufgabe des Wäldchens. Wenn es indes der zielsichere Lessing sich nicht abgewonnen hat, seinen „Laokoon" einem Werke wie Winckelmanns Kunstgeschichte gegenüber von jeder verstimmenden Kleinlichkeit fernzuhalten, so wird man es dem mit geringerer Lebens- und Selbstbeherrschung ausgestatteten Rigaer Kritiker nicht allzuschwer anrechnen, daß die Berichtigung mancher Sätze Lessings in etwas triumphierendem Tone erfolgt.

So wird im 2. Kapitel auf Grund einer geistvollen, nachempfindenden Analyse von Sophokles' „Philoktet", V. 732 ff., gegenüber Lessings Behauptung, Philoktet schreie im Schmerz („Laokoon", Kap. 1), zur Rechtfertigung der Auffassung Winckelmanns nachgewiesen, daß über den nur einmaligen, schnell vorübergehenden Ausbruch des Schmerzes in einem Schrei bei weitem der Eindruck des edeln Dulders vorwiege. Desgleichen wird Lessings Bemerkung, Homers verwundete Krieger fielen nicht selten mit Geschrei zu Boden, wieder in seiner Würdigung zahlreicher Homerstellen dahin berichtigt, daß die verwundeten Helden bei Homer nur sehr selten schreien, nämlich nur dann, wenn sie dadurch in ihrer Eigenart, als feig oder als Weichlinge oder als besonders wild, gekennzeichnet werden sollen, so daß also das Schreien bei Homer nicht als ein allgemeiner Ausdruck des Schmerzes gelten könne. Ziemlich aufwandreich in ihren Mitteln und scheinbar nicht allzu wichtig in ihrem Ergebnis, ist die Erörterung gleichwohl nicht kleinlich oder gar überflüssig; zielt sie doch in ihrem letzten Grunde auf die herrschende Ansicht von der unbedingt vorbildlichen Darstellung alles echt Menschlichen allein durch die Griechen, die Lessing und Winckelmann gleichmäßig vertraten, während sie Herder bei seiner nationaleren Richtung und besseren Würdigung der Völker- und Zeitunterschiede selbst an seines kongenialen Winckelmann „Geschichte der Kunst" sofort als den schwachen Punkt erkannt hatte. Hier traf er also mit dem Nachweis der Irrtümer in Lessings Auffassung vom Schreien der Homerischen Helden zugleich dessen Folgerung, daß „wir feinen Europäer einer klügeren Nachwelt, die wir den Schmerz zu bergen gelernt, wie unsere barbarischen Ureltern, die ihn gar nicht gefühlt, von den Griechen an natürlich schönem Ausdrucke unserer Empfindungen übertroffen" würden.

Die nächsten zwei Kapitel sind nicht nur ein Versuch, aus den Dichtungen früherer Zeiten deren ganze Lebensauffassung, Denk- und Gefühlsweise zu vergegenwärtigen, der trotz manches geschichtlichen Irrtums, namentlich betreffs Ossians, für seine Zeit einzig dasteht und lange wegweisend geblieben ist; sondern sie enthalten auch zu dem negativen Abweise des vorigen Kapitels den positiven Beweis, daß die „Empfindbarkeit" in sogenannten barbarischen Klageliedern gleich menschlich, laut und innig, wie in griechischen, ausströme (Kap. 3), und daß die Äußerungen körperlicher „Empfindbarkeit" in neuesten Zeiten eher größer seien als in der Antike; nur hätten im Altertum gemäß seiner kleineren Verhältnisse und höheren Wertung des Lebens alle Freuden und Leiden im Dienste des Vaterlandes, Hauses und Geschlechtes, der Freundschaft und Liebe allgemeinere und rührendere Mitempfindung wecken müssen (Kap. 4). Was so über die „Empfindbarkeit der Alten für den Schmerz" festgestellt ist, wird im nächsten Kapitel (5) auf Sophokles' nun auch in seiner ersten Hälfte feinsinnig analysierten „Philoktet" angewandt, um diesen vollständig als eine Darstellung seelischen — nicht wie Lessing in der Hauptsache wollte, körperlichen — Schmerzes zu erweisen.

Mit den folgenden Kapiteln wird der schon im vierten geltend gemachte Satz von der allmählichen, also nach den Zeiten verschiedenen und nach den Nationen individualisierten Gestaltung des Kunstideals wieder aufgenommen. Wie danach der von Lessing und Winckelmann aufgestellte Satz von der Schönheit als dem höchsten Gesetze der griechischen Kunst zu verstehen sei, und wie sowohl dieses allgemeine Gesetz aus den national-griechischen Anschauungen nur einer bestimmten Zeit und besonders aus der griechischen Religion, als auch manche Einzelfälle, die Lessing angeführt, aus besonderen Forderungen des besonderen Falles hergeleitet werden, steht in dem (in diese Auswahl aufgenommenen) 6. Kapitel.

Der geschichtliche Gesichtspunkt kommt auch zur Geltung, wenn Herder im 7. Kapitel die Hörner des Bacchus, die dem Gesetze von der unbedingten Geltung der Schönheit in der griechischen Kunst widersprechen, anders als Lessing („Laokoon", Kap. 9) erklärt, nämlich als einen Rest der älteren, orientalisch beeinflußten und allegorisierenden Kunst. Auch die im 8. Kapitel erhobenen mancherlei Bedenken gegen Lessings nebensächliche Vermutungen (besonders „Laokoon", Kap. 5) über das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Laokoondarstellung bei

Vergil und anderen Dichtern einer- und bei bildenden Künstlern anderseits bringen eine wichtige Erkenntnis: aus einer fein durchgeführten Vergleichung zwischen der das Sperlingsnest zerstörenden Schlange bei Homer („Ilias", Ges. 2, V. 308 ff.) und den zu Laokoons Bestrafung gesandten Schlangen bei Vergil („Äneis", Ges. 2, V. 195) erwächst Herder nämlich eine seiner geschichtlichen Auffassung ganz gemäße erste Andeutung vom Unterschiede der Natur- und Kunstdichtung, des Originals und seiner Nachahmung.

Wie Herder im 9. Kapitel zu Lessings zwei Grundsätzen vom fruchtbaren und nicht transitorischen Moment der bildenden Kunst Stellung nimmt, lohnt in der folgenden Auswahl nachzulesen. Hier ist freilich die Auslegung der Lessingschen Begriffe etwas spitzfindig, die Ersetzung des Ausdruckes „Moment der Ruhe" durch den des „einen ewigen Anblicks" mehr tiefsinnig als klar. Um so mehr dringt Herder damit, daß er den Unterschied zwischen Malerei und Poesie darin findet, daß jene Werke (für ewige Dauer) schafft, diese ununterbrochene Energien darstellt, bis an die Schwelle der Erkenntnis von einem tiefsten Wesensunterschiede zwischen beiden Künsten; d. i. der Unterschied, daß die Malerei sehr wohl Bewegungen noch darstellen kann, während Handlungen fast nur der Vorwurf der Dichtung sind.

Im 10. Kapitel berichtigt Herder Lessings („Laokoon", Kap. 7) Auffassung einer römischen Darstellung des zu Rhea Silvia herabschwebenden Mars und knüpft daran den Versuch, das beiden gemeinsame Grenzgebiet zwischen Malerei und Dichtung zu erweitern und das Recht zur Darstellung schwebender Gestalten jener überhaupt zuzusprechen, ein Versuch, der freilich in solcher Allgemeinheit kaum gutgeheißen werden kann. Unanfechtbar sind dagegen die Verbesserungen Lessings, zu denen ihn in den nächsten Kapiteln sein Sinn für das Individuelle führt, seine Erkenntnis, daß das Schaffen des Künstlers auf der Ausstattung seiner Phantasiegebilde mit individuellem Eigenleben beruhe. Die Charakteristik der Götter als „vollstimmige himmlische Individua" ist im 11. Kapitel wieder vollständig nachzulesen.

Selbst einer Dichtung wie der 35. Ode des 1. Buches bei dem personifizierte Abstrakta liebenden Horaz weiß Herder im 12. Kapitel noch wärmeres Eigenleben einzuhauchen durch den Nachweis, daß sie keine allgemeine Allegorie vom Glücke, sondern die Anrufung der Fortuna in Antium ist, einer römisch gesinnten Glücksgöttin, die sich der Stadt Rom unter ganz bestimmten Zeitverhältnissen annehmen soll. Gleich

scharfsinnig ist im 14. Kapitel die Widerlegung der Lessingschen Annahme von einer alles Maß übersteigenden Größe der Homerischen Götter („Laokoon", Kap. 12). Nur für Einzelfälle, wie Kämpfe der Götter untereinander oder für den im Falle sieben Hufen Landes bedeckenden Ares („Ilias" Ges. 21, V. 407), gibt er sie zu. Im allgemeinen aber findet er sie „dem Anschaulichen" des Dichters zuwider; denn dieser lasse Götter und Menschen ganz naiv miteinander verkehren, habe nimmer über Mittel geklügelt, wie er beide voneinander abheben könne, sondern sein Hauptaugenmerk vielmehr darauf gerichtet, wie seine Helden so auch seine Götter nach Stärke, Schnelligkeit und Größe zu individualisieren. Gleich schlagend widerlegt Herder im 13. Kapitel aus Homer und aus anderen griechischen Dichtungen wie Sagen Lessings Ansicht von der Unsichtbarkeit der Homerischen Götter („Laokoon", Kap. 12) und seine Auffassung, daß bei Homer das Einhüllen in eine Wolke nichts sei als eine poetische Redensart; denn das heißt ihm den naiven, sinnlich anschaulichen Sänger Joniens zu einem nüchternen Modernen machen, der prosaisch denkt, aber mit geborgten Formeln poetisch spricht; das ist für ihn nüchterne ketzerische Neugläubigkeit, während er in griechischer Rechtgläubigkeit an die sinnliche Leibhaftigkeit auch der göttlichen Idealgestalten sein griechisches Auge an deren schönster Sichtbarkeit weiden will.

Reiche Früchte hat dieses einempfindende Lesen Homers für dessen genauere Würdigung und für eine darauf gegründete Berichtigung selbst grundlegender Ausführungen Lessings in den folgenden in die Auswahl aufgenommenen Kapiteln (15.—18) gezeitigt, zwar noch nicht in der auf Aristoteles-Harris zurückgehenden Dreiteilung der Künste in Künste des Raumes (bildende), in eine der Zeit (Musik) und eine der Kraft (Poesie). Auch das ist wohl ein Schritt weiter, aber noch keine Lösung, wenn das Wesen der Dichtung, statt mit Lessing auf das bloße Nacheinander artikulierter Töne, auf „eine Aufeinanderfolge durch Kraft", auf solche Veränderungen gegründet wird, welche die Kraft einer Substanz, d. h. eines bewußt und empfindend wirkenden Wesens, aufeinander folgen läßt (Kap. 16 und 19). Schon eher verdient der Hinweis auf das Musikalische in der Dichtung neben dem Inhaltlichen Beachtung und noch viel mehr die feinsinnige Charakteristik der Homerischen Satzfügung und Gedankenführung und die Erklärung des Fehlens der Schilderungen bei Homer aus eben diesem noch unperiodischen Satzbau (Kap. 15), ebenso die Herleitung der

Homerischen Auflösung von Bildern in Erzählungen und Vorgänge statt aus der Aufeinanderfolge der Sprachlaute aus dem Wesen der epischen, nur auf Erzählung von Handlungen abzielenden Dichtung (Kap. 17). Noch zweierlei ist ein Fortschritt über Lessing: die Aufgabe, die Lessing der Dichtung ganz allgemein gestellt hatte, nur fortschreitende Handlung zu schildern, wird entschieden auf das Epos eingeschränkt, und bestimmter, als es gelegentlich bei Lessing geschieht, wird darauf hingewiesen, daß in anderen Dichtungsarten andere Arten von Energien, von Wirkungen auf unsere Seele vorherrschen, die Empfindung im Liede, der tragische Affekt, die Leidenschaft im Trauerspiel, die bewußt kunstvolle Gedankenverschlingung in der hohen Ode.

Im Verhältnis zu diesem Höhepunkte in Herders Beweisführung fallen die Schlußkapitel ab, am wenigsten noch das zwanzigste. Die Allgemeingültigkeit der Lessingschen Vorschrift, daß der Dichter keine körperliche Schönheit malen dürfe, soll hier positiv aus der Notwendigkeit solcher Schilderungen für manche Dichtungsart, z. B. die erotische, und in wohl zu weit gehender Anbequemung an nationale Eigenart aus dem Verfahren Ariosts, negativ aber daraus erwiesen werden, daß Homer ja das Gegenstück zu einer Schilderung des Schönen, eine Schilderung des Häßlichen in Thersites hingestellt habe. Das 19. Kapitel ist weiter nichts als eine Wiederaufnahme der schon im 16. durchgeführten Unterscheidung von Werken und Energien und eine Beschreibung des für Herder maßgebenden Systems der Künste in des Engländers James Harris (1709—80) „Discourse on Music, Painting and Poetry“ (London 1744, deutsch unter dem Titel: „Drei Abhandlungen, die erste über die Kunst, die andere über die Musik, Mahlerey und Poesie, die dritte über die Glückseligkeit“, Danzig 1756). Kapitel 21 bis 23 erörtern wieder in Anknüpfung an die Gestalt des Thersites, die Herder in ihrem Grundzuge nicht als lächerlich, sondern als eine wenig gemilderte Verkörperung unbedingter seelischer wie körperlicher Häßlichkeit auffaßt, die Verwendung des Häßlichen, Schrecklichen, Ekelhaften in der Kunst, aber infolge Mangels an einschlägigen Beispielen freilich ohne die beherrschende Sicherheit und Klarheit der vorhergehenden Kapitel und zum Teil in leidigem Gezänk mit Klotz. Mit einer kühlen Erklärung der Achtung vor Lessing und mit einer warmen Lobpreisung Winckelmanns und innigen Klagen über dessen frühen, so grausamen Tod beschließt Herder das bis zum 18. Kapitel in großem Zuge und machtvoller Steigerung aufgebaute Wäldchen.

Das vierte Wäldchen (jetzt SWS, Bd. 4, S. 1—198) sollte Herders vorsichtig auf Erfahrung aufgebaute Theorie der schönen Wissenschaften und Künste bringen, wieder freilich nicht im System, sondern in einer fortlaufenden Kritik eines einschlägigen Werkes; auf dem Titel sollte geradezu stehen: „Viertes Wäldchen über Riedels Theorie der schönen Künste". Dem entsprechend stehen die beabsichtigten eigenen Bestimmungen über das Wesen und die Grenzen der einzelnen Künste, im wesentlichen II, 1—9 (a. a. O., S. 45—126) zwischen einer Polemik gegen Riedels Begründung der Ästhetik (I = S. 5—44) sowie gegen dessen Begriffsbestimmungen (II, 10—12 = S. 126—169) und einige einzelne Artikel seines Buches (III = S. 170—198). Herder selbst hält dabei zwischen der vom vernunftlosen Instinkt für das Schöne ausgehenden Lehre jenes in solchen Dingen damals tonangebenden Klotzianers und der später von Kant ausgebauten aprioristischen Idee der interesselosen absoluten Schönheit den noch heute beschrittenen Mittelweg ein. Auch seine Ästhetik ist zwar eine Wissenschaft des Gefühls vom Schönen, aber dies Gefühl ist ihm keine angeborene Grundkraft, noch darf es unbewußt und unausgebildet bleiben. Vielmehr bildet sich der das ästhetische Urteil fällende Geschmack erst auf langem Wege, und bis der Seele dies Urteil so geläufig ist wie die Empfindung, so lange muß sie sich im Urteilen über Vollkommenheit und Unvollkommenheit üben; eher kann von Geschmack nicht geredet werden. Bei solcher Entstehung muß der Geschmack natürlich nach Zeit, Volk und selbst Einzelpersönlichkeit verschieden sein. Daraus folgt gleichzeitig die Schwierigkeit, das Schöne ohne National-, Zeit- und Personalgeschmack zu genießen, und die Forderung an eine nationale und Gegenwartskunst, in der Eigenart ihrer Nation und Zeit zu schaffen. Daraus erwächst nicht minder Herders Abweisung einer metaphysischen und seine Forderung einer analytisch-historischen Ästhetik, die lediglich von vorhandenen Mustern ableiten kann, was bei gegebenen Verhältnissen die Eigentümlichkeit jeder Kunstgattung gewesen ist und bei gleich bleibenden Verhältnissen sein kann, die aber nimmer berechtigt ist, zu bestimmen, daß sie so und so zu aller Zeit sein müsse. Seiner Zeit weit voraus eilt Herder vollends mit dem Verlangen, eine empirisch-genetische Ästhetik auf einer Physiologie der Sinne und sinnlichen Begriffe aufzubauen; ist diese Aufgabe doch erst von Männern wie Friedrich Vischer und Hallier in Angriff genommen worden, aber fertig ausgebaut noch bis heute nicht.

Doch kehren wir von solcher Fernwirkung Herderscher, in ihrer damaligen Fassung nicht einmal veröffentlichter Ideen zu der Wirkung der „Fragmente" und der veröffentlichten Teile der „Kritischen Wälder" zurück. Auch sie war groß genug. „Im ersten Werke eines Menschen", hat Herder selbst über Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke" geurteilt, „ist seine Seele noch in vollem Keime, voll Duft, Blüten und Früchte. Er umfaßt mehr, als er habe, ahndet mehr, als er weiß, schwebt aber in seinem Traume und gibt sich selbst hin". Wenn auf ein Erstlingswerk, so können wir diese Worte mit Rudolf Haym auf Herders „Fragmente" beziehen. Denn mag dieses Werk auch aus fremden Anregungen, denen Hamanns und Kants, und aus einer umfassenden Belesenheit in den Klassikern, Morgenländern und unter den Neueren besonders den englischen Dichtern, Deisten und Moralisten herausgewachsen sein und daher zumal in den ersten Sammlungen ein bunt schillerndes Äußeres haben: die darin vorgetragene Anschauung vom Walten des Welten- und Menschengeistes und seinen nationalen Ausstrahlungen in Sprache und Litteratur war doch die einheitliche Frucht dieses so vielseitig bewässerten Bodens, und in ihr ruhen die Keime zu den meisten späteren Gedanken und Werken des großen Anregers, zu der Schrift vom „Ursprunge der Sprache" so gut wie zu der „Vom Geiste der hebräischen Poesie", zu seinen das Verständnis des Volksliedes und der Weltlitteraturen erschließenden Sammlungen und Eindeutschungen so gut wie zu den „Ideen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit", zu seiner nie überwundenen Vorliebe für die vorgoethische Lyrik so gut wie zu den Paramythien (vgl. Bd. 5 dieser Ausgabe), den eigenartigsten und befriedigendsten unter seinen eigenen Dichtungen. Viele der von Herder hier gelegten Keime sind vollständig auch erst später aufgegangen. Forderungen, die auf Aneignung der Welt- und Volkslitteratur und auf Erweckung unserer mittelhochdeutschen Dichtung gerichtet waren, sind vollständig erst durch die Romantik und deren Tochter, die Germanistik, erfüllt worden, und den Hinweis auf die Zusammenhänge zwischen der Lage und Eigenart eines Landes, der Stamm- und Rassenmischung seiner Bewohner einer- und der Geschichte und Litteratur eines Volkes anderseits hat erst die unendlich vertiefte Erdkunde und Welt- und Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts befolgt. Waren doch schon die „Fragmente" der freilich noch nicht ganz klare, schlackenreine Ausdruck der Ahnung von einer notthuenden

vollständigen Reform der Wissenschaften, ihrer Vertiefung im historisch-nationalen Sinne, für die Herder auch nach dieser ersten Anregung einzutreten nie müde geworden ist.

Doch auch sofortige Wirkungen blieben nicht aus. Solche waren es z. B., daß „Homers Iliade" von Karl August Kütner 1771 (—81) in Prosa und Bürgers Verdeutschung mehrerer „Rhapsodien der Ilias" 1776 und ähnlich 1778 „Die Ilias verdeutscht" von Friedrich Leopold von Stolberg, gemäß dem 14. und 15. Fragmente der ersten Sammlung, nicht in Hexametern, sondern in deutschen Jamben gehalten waren, während später 1781 Voß' Übersetzung der „Odyssee", 1793 auch der „Ilias", gemäß der Billigung des Hexameters in der zweiten Sammlung, in dieses Versmaß gekleidet war. Auch die immer regeren Übersetzungen besonders aus dem Englischen erfüllten ja nur eine Forderung der „Fragmente".

Die Folgen, die die „Fragmente" für Herder persönlich hatten, die Anfechtungen, die sie ihm brachten, vor allem aber seine Aufnahme unter die führenden Mitarbeiter an der tonangebenden „Allgemeinen deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" und seine Anerkennung als einer der ersten deutschen Kunstrichter sind schon S. 16* erwähnt worden. Dieses Verhältnis zur Berliner Kritik wurde auch durch den oft recht scharfen Ton, den Herder gegen Mendelssohns und Nicolais gemeinsamen Freund, den fünfzehn Jahre älteren Lessing, im ersten „Kritischen Wäldchen" anschlug, nicht beeinträchtigt. Lessing selbst, der in der Vorrede zu seiner Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" aus dem Jahre 1769 das Recht der Streiterörterung verfocht, übersah diese damals zeitgemäße Form über den richtigen sachlichen Erinnerungen, die er dem Verfasser der „Kritischen Wälder" zu verdanken erklärte (Lachmann, Bd. 8, S. 220). Ja schon am 13. April 1769 bezeichnete er in einem Briefe an Nicolai Herder als den einzigen, um den es ihm der Mühe lohnend erscheine, „mit seinem Krame ganz herauszukommen", d. h. mit einer Fortsetzung des „Laokoon" erst die letzten Ziele und Ergebnisse seiner Erörterungen vorzulegen. Überdies blieb die Wirkung des „Laokoon" unbestritten größer als die der Herderschen Gegenschrift; hatte doch Herder selbst oft nur die Begründung, die Art der Beweisführung durch Lessing, nicht dessen Ergebnisse anzufechten vermocht; dazu war dies Laokoon-Wäldchen nicht nur nach dem Inhalte, sondern auch in der Form zum guten Teil Lessingschen Geistes. Das gar zu bunt Schillernde, das Haman-

nisch Orakelhafte, das an seinen „Fragmenten" getadelt worden war, ist abgestreift, aber eine abgeklärte eigene Form zum Ausdruck seines rasch hervorbrechenden Gefühls hat Herder auch in dem ersten „Kritischen Wäldchen" noch nicht gefunden, sondern gleich Lessing möchte er wie im Zwiegespräch schreiben; wenn er nur dazu nicht zu lebhaft und überstürzend wäre und statt ruhiger Rede und Gegenrede in klaren, ganzen Sätzen Sprünge und Gedankenstriche gäbe oder auch dann und wann in gefühl- und empfindungsvollen Bildern mit seinem Winckelmann schwärmte! Gleichwohl ist ein Verdienst seines Laokoon-Wäldchens unvergänglich: durch seine Betonung des Musikalischen aller Dichtung, durch die Einschränkung des Lessingschen Satzes über dichterische Darstellungsweise von der Dichtung überhaupt auf das Epos im besondern, durch die Betonung des gleichen Rechts der Empfindung und Leidenschaft für andere Gebiete machte er, zunächst theoretisch, den Boden frei, auf dem wenige Jahre darauf das Goethische und damit überhaupt das echte neue deutsche Lied und die Ballade erblühen konnten. Ja auch das tiefste Geheimnis seiner Kunst, die wirkliche Vermählung von Inhalt und Form, hat Goethe als eigenes Ziel zuerst in der Theorie Herders geschaut, als er im Juli 1772 die Lektüre der „Fragmente" nachholte und darin zu der Befestigung in der Griechenverehrung die Erkenntnis schöpfte von der „Bildung des Ausdrucks durch Gedank' und Empfindung" (Weimarer Ausgabe, Abt. 4, Bd. 2, S. 17).

Erstes Wäldchen.

Herrn Lessings „Laokoon" gewidmet.

1.

Der „Laokoon" des Herrn Lessings, ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen, ist in unsrer jetzigen kritischen Pestilenz in Deutschland für mich eine der angenehmen Erscheinungen gewesen, um welche Demokritus[1] die Götter bat, als um die Seligkeit seines Lebens. Ich würde dasselbe auch sehr wohlfeil mit der Bildsäule vergleichen können, von der es den Namen hat, wenn nicht die Miene des vollendeten, des schriftstellerischen *εποιησε*[2] eben die wäre, die dieser „Laokoon" am wenigsten annehmen will. Es mag also diese Sprache durch Kunstvergleichungen immer unsern Schönheitskünstlern des Stils bleiben; ich will den „Laokoon" als eine Sammlung von Materialien, als einen Zusammenschuß von Kollektaneen betrachten — auch als solcher allein verdient er Betrachtung gnug.

Die Kunstrichter unsrer Zeit, eine Herde der kleinen Geschöpfe, die Apollo Smintheus[3] jetzt scheint auf unser liebes

[1] In Erinnerung an Winckelmanns „Erläuterung der Gedanken über die Nachahmung" (Werke, Bd. 1, S. 147: „Nach Demokritus' Vorgeben sollen wir die Götter bitten, daß uns nur glückliche Bilder vorkommen") eine weitere Umformung von Plutarch, „Timoleon", Vorrede, § 2: „Demokrit [griechischer Philosoph, 460—360 v. Chr.] sagt, wir müßten beten, daß wir uns glücklicher Erscheinungen [oder Vorstellungen] erfreuen." — [2] „[X oder Y] schuf es"; so schrieben die griechischen Maler zum Zeichen der Vollendung und ihrer Autorschaft auf ihre Bilder. Vgl. Lessing, „Laokoon", Kap. 27. — [3] „Der Mäusetöter", nach der veralteten Ableitung des Namens („Ilias", Ges. 1, V. 39) von *σμίνθος* = Maus.

Vaterland gebannet zu haben, um auch die wenigen blumen- und fruchtreichen Auen zu verwüsten, die noch hie und da als Ländereien des Genies übriggeblieben — diese Boten Apollo haben meistens „Laokoon" nicht besser zu loben gewußt als auf Winckelmanns Kosten; denn welch ein Lob fließt von den Lippen großer Leute wohl glatter herunter als das auf Kosten eines Dritten? Lessing soll Winckelmannen so viel unverzeihliche Fehler gezeigt, ihn philosophieren gelehrt, ihn[1] die Grenzen und das Wesen der Kunst gewiesen und insonderheit in seinen Schriften das aufgedeckt haben, daß seine Kenntnis der Alten ein schwankender Grund sei. Wäre das nicht viel? Einem Winckelmann, ihm, der sich so ganz nach den Alten gebildet, der in Griechenland lebet und webet, der in den Alten Kunstkenntnis bis zum Erstaunen zeiget, dem Homer, wie er selbst schreibet[2], täglich sein andächtiges Morgengebet gewesen — diesem Mann zeigen, daß er Homer nicht gelesen, daß er die Griechen nicht kenne; warum? Weil sie Lessing kennet, weil Lessing Homer gelesen! Noch ärger, daß Winckelmann kein Philosoph sein soll, weil er nicht auf Lessings Art philosophiert, sondern lieber in der Akademie alter griechischen Weisen und insonderheit am heiligen Ilyssus[3] wandelt. Und denn am ärgsten Winckelmannen das Wesen der Kunst lehren — o der unseligen Richter, die taub und blödsinnig wie Claudius[4] über die größesten Schriftsteller unsrer Zeit nicht anders als im Schlafe, nicht anders als über Schüler urteilen, bei denen Examen zu halten sei über das, was sie wissen und nicht wissen, zeigen und nicht zeigen, insonderheit was ihnen gegen diesen und jenen fehle[5]! — —

---

[1] Der doppelte Akkusativ steht hier nach älterem Gebrauch, wie noch bei „lehren"; vgl. mittelhochdeutsch: ich wise dich herrn Hildebrant und ouch die küniginnen (Lexer, „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch", Bd. 3, S. 942). — [2] „Homer folget noch immer bei mir nach dem Morgensegen" (jetzt Werke, Bd. 1, S. 276). — [3] An den bei Athen vorüberfließenden Ilissus hat Platon sein Gespräch „Phädrus" verlegt. — [4] Nach Sueton war es vielmehr Caligula, der den Dichter Vergil geistlos und unwissend, den Flavius einen unzuverlässigen Schwätzer nannte. — [5] Herder selbst führt ein solches Urteil von Klotz (vgl. S. 16*) aus dessen „Acta litteraria", Bd. 3, S. 319, an, das, aus dem Lateinischen übersetzt, also lautet: „Den

Auch Lessing wiederum hat, wie billig und recht ist, erleuchteten Kunstrichtern zum Vorwurf dienen müssen, die Schärfe ihrer Augen dem Publikum zu zeigen. Wenn der eine ihn zum größten Antiquar unsrer Zeiten, zum ersten Lehrer der Kunst machte, so war er dem andern, ach leider! ein witziger Kopf, und einem dritten, einem frommen kritischen Christen[1], ein Schulphilosoph, ein Ästhetiker aus Baumgartens[2] Schule, der nach der Sprache unsrer neuen Schöndenker mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten trotzen wolle. O! mit verstopftem Ohr durch diese Chöre quäkender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Sirenen![3]

Für mich hat „Laokoon" an sich selbst Schönheit gnug, als daß er bloß durch den Kontrast mit einem andern gewinnen dörfte. Vor und hinter demselben, was Lessing gegen Winckelmann habe, sind entweder nichts als Parerga[4], für die beide sie ansehen werden, oder wenigstens trifft nichts auf Winckelmanns Hauptzweck, die Kunst; und „Laokoon" also, als Abhandlung über die Grenzen der Poesie und Malerei, hat Wert und Vortrefflichkeit; aber ihn als Streitschrift, als Prüfung der ganzen Winckelmannischen Werke betrachten zu wollen, ist meines Erachtens der falscheste Gesichtspunkt, und der Genius eines Lessings und Winckelmanns sind auch zu verschieden, als daß ich's von mir erlangen könnte, sie gegeneinander abzumessen.

Wo Lessing in seinem „Laokoon" am vortrefflichsten schreibt, spricht — der Kritikus[5], der Kunstrichter des poetischen Geschmacks:

---

gelehrten Mann haben wohl die Lobeserhebungen zu sicher gemacht, mit denen seine ersten Werke, die viel besser waren als seine Kompilation über die Allegorie, von einigen, darunter, wie ich ohne Verwunderung und Ärger gestehe, auch mir gepriesen wurden. Wenn nur Winckelmann nicht durch sein Buch manchmal bewiese, daß dem Rufe und Geiste der Schriftsteller Zustimmung, Beifallsgeklatsch und Lobhudelei seiner Freunde gar oft schaden und ihre Sorgfalt mindern und sie stolz und zu selbstvertrauend machen." — [1] Herder selbst nennt als solchen den Zerbster Gymnasialprofessor Ernst, dann Huch in seiner Schrift „Verdienste des Archilochus um die Satire" (1767). — [2] Vgl. S. 30, Anm. 1. — [3] Eine Vermischung der Froschchöre in Aristophanes' Lustspiel „Die Frösche" und der bekannten Erzählung von Odysseus („Odyssee", Ges. 12, V. 173 ff.). — [4] Beiwerk. — [5] Mit Beziehung auf die Streiterörterungen im „Laokoon", Kap. 1 und 26 ff.

der Dichter. Wie Sophokles' Philoktet leide und die Helden Homers weinen und Virgils Laokoon den Mund öffnen und körperliche Schmerzen auf dem Theater winseln dörfen — wie Virgil, Petron[1] und Sadolet[2] den Laokoon bilden und der Dichter den Künstler und der Künstler den Dichter nachahmen könne — wer spricht hier überall, als der Kunstrichter des Poeten? Dieser ist's, der dem Philoktet des Chateaubrun[3] einen Streich gibt, der Spencen[4] und Caylus[5] ihre Fehler zeiget, der Homers poetische Wesen klassifiziert und poetische von der malerischen Schönheit unterscheidet — überall der Kunstrichter des Dichters: das ist sein Geschäft. Und sein Zweck derselbe. Dem falschen poetischen Geschmack entgegenzureden, die Grenzen zwoer Künste zu bestimmen, damit die eine der andern nicht vorgreifen, vorarbeiten, zunahetreten wolle, das ist sein Zweck. Was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt er's auf; aber mir noch immer Lessing, der poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt.

Winckelmann aber, ein Lehrer griechischer Kunst, der selbst in seiner Kunstgeschichte mehr darauf bedacht ist, eine historische Metaphysik[6] des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, zu liefern, als selbst auf eigentliche Geschichte. Und also auf eine Kritik des Kunstgeschmacks noch uneigentlicher. Um den falschen Geschmack andrer Zeiten und Völker ist ihm nie als um Hauptzweck zu thun; den züchtigt er bloß, wenn er neben oder mittelbar vor den Alten ihm zu Gesicht kommt; denn sonst, wie oft

[1] Petronius, römischer Schriftsteller (gest. 66 n. Chr.), in seinem „Satiricon", Kap. 89; vgl. „Laokoon", Kap. 5, Anm. f. — [2] Der römische Kardinal Jacobus Sadolet (1477—1547) verfaßte ein lateinisches Gedicht über die Laokoongruppe (Lessing ebenda). — [3] Jean Baptiste Vieu de Chateaubrun (1686—1775) verfaßte außer anderen Dramen auch einen „Philoktet" („Laokoon", Kap. 4, S. 40). — [4] Joseph Spence (1699—1768), ein englischer Gelehrter, den Lessing im „Laokoon" oft ansicht wegen der falschen Beurteilung antiker Werke in seinem „Polymetis", worin er die nahe Verwandtschaft der Dichtung und der bildenden Kunst nachweisen und viele Stellen römischer Klassiker aus den überlieferten Bildwerken erklären will. — [5] Philippe de Tubières, Graf Caylus (1692—1765) veröffentlichte 1757 die im „Laokoon" oft angeführten „Tableaux tirées de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile". — [6] Widerspruchsvolle Verbindung etwa in dem Sinne: Nachweis des Wesens der (griechischen) Schönheit an den geschichtlich gegebenen Werken.

hätte er nach seiner vornehmen griechischen Idee züchtigen und seine Hand in Nebenstreichen ermüden müssen! Und schreibt er also nicht als Kritikus des Kunstgeschmacks, wie weit entfernter vom Kunstrichter der Poesie! Als Künstler las er die Dichter, als Kunstlehrer brauchet er sie, und würde nicht so haben schreiben können, wenn er auch selbst die Dichter anders und nicht als Künstler gelesen. Er, dem wie jenem griechischen Künstler[1] die Schönheit selbst (aber die Kunstschönheit) erschienen war; bezaubert von ihr, suchte er ihre Gestalt also mit Feuer in seinen Geist gemalt, brennend in seinem Auge und sich in seinem Herzen regend — diese Gestalt der Kunstschönheit, dies Bild der Liebe suchte er allenthalben, wollte sie auch im bloßen Abglanz sehen, vermutete sie selbst, wie Kleists Amynt seine geliebte Lalage[2], auch in Fußtritten, auch im Bilde des Wassers, auch im Hauche des Zephyrs, der freilich von einer andern Lalage (der Schönheit des Dichters) kommen konnte. Im Gefühl also dieser bildenden und nicht dichtenden Schönheit stand er auch vor Virgils Laokoon wie vor dem Laokoon des Polydorus[3], und so muß er gelesen werden; denn das sind Schranken der menschlichen Natur, auf einmal nur eines sehen zu können, was man will und wie man will. — Dies eine war bei Winckelmann die Kunst. Soll ich ihm also Kenntnis der Alten absprechen, weil er Homer nicht als Dichter, sondern als Künstler, nicht also des poetischen Wesens seiner Muse wegen, nicht wie Lessing gelesen? Soll ich ihm einen Seitenblick, den er auf die Poesie wirft, um seine Kunst zu erläutern,

---

[1] Apelles, der größte altgriechische Maler zur Zeit Alexanders des Großen, nach Jacobs „Griechischer Anthologie", Bd. 1, S. 164: „Dem Schoße eben des mütterlichen Meeres entstiegen und noch vom Schaum umrauscht, sah Apelles Aphrodite, die sehnsuchtweckende Schönheit, und bildete sie, nicht als Gemälde, vielmehr von Leben beseelt." — [2] Aus nicht ganz genauer Erinnerung an Ewald von Kleists Idylle „Amint-Galathee" (Werke, herausgeg. von Aug. Sauer, Bd. 1, S. 73 f.): „Dort floh sie hin! Die Luft soll mich anwehn; | Sie kommt vielleicht von ihr... | Ach, sie entwich! Sagt Lalagen, ihr Flüsse, | Daß ohne sie der Wiese Schmuck verdirbt! | Ihr eilt zu ihr — sagt, daß der Wald sie misse, | Und daß ihr Schafer stirbt!... — Wo füllt | ihr Lied den Hain? Welch glückliches Gewässer | Wird schöner durch ihr Bild?" — [3] Griechischer Bildhauer, wohl aus der Zeit nach Alexander dem Großen, der gemeinsam mit Agesander und Athenodor den Laokoon schuf.

und gesetzt, dieser Seitenblick träfe auch nicht auf das Innere der Dichtkunst, zum Hauptverbrechen anrechnen? Und soll ich, weil Lessing wiederum alles aus dem Grunde der Seele holt, soll ich ihn für einen spekulativen Witzling und, wenn er einigemal mit seinen muntern Schlüssen zu weit käme, für einen ratenden Kopf halten? Warum können wir denn nicht zween so originale Denker, Winckelmann und Lessing, nehmen, wie jeder ist? Auch in der Schreibart sogar haben beide eine griechische Grazie zur Freundin, nur daß sie bei beiden nicht eine Grazie ist.[1]

Winckelmanns Stil ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Teilen tritt jeder Gedanke hervor und stehet da, edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sei er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst, in einem Griechen oder in Winckelmann; genug, daß er durch diesen auf einmal wie eine Minerva aus Jupiters Haupt dastehet und ist. Wie also an dem Ufer eines Gedankenmeeres, wo auf der Höhe desselben der Blick sich in den Wolken verliert, so stehe ich an seinen Schriften und überschaue. Ein Feld voll Kriegsmänner[2], die weit und breit zusammengeworben, die Aussicht erst lange ins Große führen; wenn aber endlich aus dieser Weite das Auge erhabner zurückkommt, so wird es sich an jeden einzelnen Kriegsmann heften und fragen, woher? und betrachten, wer er sei? und alsdenn von vielen den Lebenslauf eines Helden erfahren können.

Lessings Schreibart ist der Stil eines Poeten, das ist eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achilles bei Homer.[3] Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein

[1] Anspielung auf Winckelmanns Unterscheidung und Schilderung einer erhabenen (dies geht auf Winckelmann) und gefälligen (dies auf Lessing) Größe (Werke, Bd. 5, S. 217 ff.). — [2] Wohl mit Beziehung auf die Mauerschau in der „Ilias", Ges. 3, V. 161 ff. — [3] „Ilias", Ges. 18, V. 468 ff.

Schluß gibt den andern, der Folgesatz kommt näher, da ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμενον[1] eines vollendeten Gedanken, sein Buch ein fortlaufendes Poem mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstet, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Stils erstrecket sich dieser Unterschied zwischen beiden, Winckelmann der Künstler, der gebildet hat, Lessing der schaffende Poet. Jener ein erhabner Lehrer der Kunst, dieser selbst in der Philosophie seiner Schriften ein muntrer Gesellschafter, sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist.

So dörften beide sein, und wie unterschieden! wie vortrefflich bei dem Unterschiede! Weg also mit der Brille, durch die man von einem zum andern schielen will, um durch Kontrast zu loben! Wer L. und W. nicht lesen kann, wie jeder derselben ist, der soll keinen von beiden, der soll sich selbst lesen! — —

6.

Der große Winckelmann hat uns die schöne griechische Natur so meisterhaft gezeiget, daß wohl keiner als ein Unwissender und Fühlloser es leugnen wird, „ihr Hauptgesetz in der bildenden Kunst sei Schönheit gewesen". Desohngeachtet dünkt mich noch die erste Quelle mit einigen ihrer Adern unentdeckt: warum die Griechen in Bildung des Schönen so hoch gekommen, um allen Völkern der Erde hierin den Preis abzulaufen? Herr Lessing gibt auch ein Supplement* dazu, da er uns den Griechen, im Gegensatz mit dem Kunstgeschmack unserer Zeit, als einen Künstler zeiget, der der Kunst nur enge Grenzen gesetzt und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket; „sein Künstler schilderte nichts als das Schöne".

* „Laokoon", p. 9—22 [380—387].[2]

[1] D. h. regelrecht geordnetes Glied. — [2] Die von Herder selbst herrührenden Verweise sind die Seitenzahlen der Originalausgabe von 1766; die in eckigen Klammern stehenden Zahlen sind die von Suphan beigegebenen Seiten der Lachmannschen Ausgabe.

Nichts als das Schöne! Nun ja, mein Leser, ich habe die weisen Erinnerungen und Einschränkungen gelesen, die man[1] wider diesen Lessingschen Satz sehr gelehrt aufgeworfen; allein man muß L. erst verstehen, ehe man ihn widerlegt. Will er sagen, daß die Griechen nichts Häßliches gebildet? Ich glaube nicht und wünsche an einem andern Orte* die Worte weg: „die Griechen haben nie eine Furie gebildet". Denn ginge sein Satz so weit, so hätte Hr. Klotz noch in jedem seiner künftigen Schriftchen Gelegenheit, ein Beispiel anzubringen, daß die Alten auch Furien, Meduſen u. s. w. gebildet hätten — etwas, was wohl jeder weiß, der etwa ein Museum durchlaufen.

Oder hätten die Alten das Gesetz gehabt, häßliche Figuren auch schön zu bilden, weil, was gebildet werde, schön sein müsse? Ich weiß, daß man ihn auch so verstanden und alsdenn die liebe Meduſe statt alles angeführt; allein auch dies ist nicht die Verbindung des Sinnes.

Ich verstehe ihn so: es sei bei den Griechen kein herrschender, kein Hauptgeschmack gewesen, das *erste beste* zu schildern und zu bilden, um bloß durch *die Nachahmung* Wert zu erhalten, bloß durch *Ähnlichkeit* sich als Künstler zu zeigen, sondern hier habe ihr Geschmack das *Schöne* zum Hauptgegenstande gemacht, um nicht bloß mit leidigen Geschicklichkeiten zu prahlen. Und in diesem Verstande bleiben folgende Bestimmungen ja von selbst eingeschlossen.

Um von einem *herrschenden* Geschmacke zu urteilen, nehme man nicht jede einzelne Beispiele; denn die Pausons, Pyreicus[2] und andre Rhyparographen[3], solange sie nicht Schulen ziehen, und diese mit andern, mit den Schilderern der Schönheit, noch nicht um den Vorzug streiten dörfen, hindern nichts.

* „Laokoon", p. 16 [384].

[1] Der unten genannte Klotz in den „Acta litteraria", Bd. 3, S. 283 ff., und in den später von Herder selbst angeführten Einzelschriften. — [2] *Pauson* und *Pyräicus*, zwei griechische Maler, jener um 430 n. Chr., dieser aus unbekannter Zeit, malten Genrebilder und Stilleben, die hier mit Lessing zu hart beurteilt werden. — [3] Schmutzmaler.

Um von einem herrschenden Geschmacke zu urteilen, muß man die Worte eines Gesetzgebers*, eines politischen Philosophen nicht als Beweis des Gangbaren annehmen; denn sie sagen, was da sein sollte, nicht was da ist.

Die besten Zeugen eines herrschenden Geschmacks sind die öffentlichen Kunstwerke, die Anordnungen der Obrigkeit; und da Hr. Lessing auch vorzüglich auf diese gesehen, so lehrt man ihn ja nichts Neues, wenn man sich vernehmen läßt:** „Der griechische Künstler schilderte nichts als das Schöne —" — „Entgegengesetzte Zeugnisse der Schriftsteller und Beispiele der Künstler bestimmen mich, dieser Beobachtung engere Grenzen zu setzen und sie bloß auf öffentliche Denkmäler einzuschränken." Ich denke, daß das Hrn. L. erste Quelle gewesen, und er sucht ja vielleicht Anordnungen, wo selbst keine sind.***

Um von einem herrschenden Geschmacke zu urteilen, nehme man ferner nicht Tempelwerke, wo Religion die Hauptabsicht gewesen oder der Geschmack der Religion nicht geändert werden konnte. Hr. L. macht sich diese Einschränkung selbst†; und sie ist's, die seinen Satz so mildert, daß, ich gestehe es, er freilich durch sie so viel oder so wenig bedeuten kann, als er will.

Um endlich vom herrschenden Geschmacke zu urteilen, nehme man freilich nicht alle Zeiten gleich, sondern die, da der Geschmack schon ausgebildet, da er durch keine Kakozelie[1] verdorben erscheint; im ersten Fall ist noch kein Gesetz gegeben, im zweiten ist's eine Zeitlang unter die Bank gebracht, deswegen aber noch immer Landesgesetz. — Und nach diesen Bestimmungen kann L. aller-

---

* „Laokoon", p. 11 [381], not. b., wo Hr. L. die Worte Aristoteles' anführet.[2] — ** Hr. Klotz' „Geschichte der Münzen", p. 41, 42. — *** „Laokoon", p. 1[2] [382] das Gesetz der Thebaner εις το χειρον[3] ist mir noch zweifelhaft. — † „Laokoon", p. 103 [435].

---

[1] Nachahmung des Schlechten, Manierliertheit). — [2] Daß man Pausons Gemälde jungen Leuten nicht zeigen solle, um ihre Einbildungskraft möglichst von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. — [3] „Gegen das Häßliche"; er gebot nach Ælians „Vermischter Geschichte" Buch 4, Kap. 4, zu idealisieren, und untersagte die Darstellung des Häßlichen. Herders Zweifel scheinen nicht berechtigt.

dings festsetzen: „daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen".

Allein bei welchen Alten? seit wann? wie lange? welche Unter-, welche Nebengesetze? Und woher ist's bei den Griechen so vorzüglich, vor allen Nationen höchstes Gesetz geworden? Andre wichtige Fragen, wo bei der letzten mir W. selbst kaum ein Gnüge thut.

Hr. L. kommt auf zwo Situationen, die hierin einschlagen: „daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen, und was die bildenden Künste auf den Charakter einer Nation wirken können".* Allein über beides konnte er sich nur im Vorbeigehen erklären. Es muß aus Gründen hergeleitet werden können: wie bei den Griechen Gesetze über die Kunst nicht bloß, wie weit es Hr. L. nimmt, erlaubt, sondern nötig gewesen — wie bei ihnen Kunst und Poesie und Musik weit mehr zum Wesentlichen des Staats gehöret habe als jetzt — wie der Staat also nicht ohne sie, als seine damaligen Triebfedern, und sie nicht ohne Staat haben sein können — wie also die Wirkung der Nation auf die Kunst und der Kunst auf die Nation nicht bloß physisch und psychologisch, sondern auch großenteils politisch gewesen — wie bei den Griechen also aus so manchen Ursachen, und nicht bloß ihres Nationalcharakters, sondern auch ihrer Erziehung, Lebensart, des Grades ihrer Kultur, ihrer Religion und ihres Staats wegen die Bildung der Schönheit mehr Eindrücke haben können und mehr Eindrücke habe annehmen müssen. Ein wichtiges Problem**, zu dessen Auflösung mehr als

* „Laokoon", p. 12—15 [382—383]. — ** Ein Programm des Herrn Prof. Heine: De causis fabularum seu mythorum veterum physicis[1], hat mir mehr Gnüge gethan, als die ganze Philosophie des Banier[2]; wie überhaupt dieser würdige Kenner der Alten von seinen Griechen das Schwerste gelernt: stille Größe, ruhige Fülle, auch im Vortrage und Ausdrucke.

[1] Ein Göttinger Programm des Herder später eng befreundeten Professors Christian Gottlob Heyne (1729—1812) von 1764. — [2] Von des französischen Archäologen Antoine Banier (1673—1741) „Mythologie et les fables expliquées par l'histoire" (Par. 1738 ff.) war eine Übersetzung von Johann Adolf Schlegel (Leipz. 1754 ff.) erschienen.

einige Kenntnis der Griechen von der Oberfläche her gehöret. Unsern gewöhnlichen Graeculis[1] also, die jetzt nach dem Modegeschmacke von nichts so gern als von Kunst, von Schönheit der Griechen sprechen, ist ein Gedanke hieran so wenig eingefallen, daß sie alles glauben erklärt zu haben, wenn sie von nichts als einer gewissen feinen schönen Empfindung der Griechen für die Kunst und für die Schönheit schwatzen; von einer Empfindung, die sie gehabt, die Römer nicht gehabt, und die jetzt in unsern deutschen Neugriechen wieder auflebe. Alle Klotzische Schriften sind von diesem süßen Geschwätze voll*; denn freilich aus einer gewissen unnennbaren Empfindung[2], aus einem sechsten Sinne für die Schönheit kann man alles, was man will, ohne Kopfbrechen ausfinden. — Ein philosophischer Kopf wie Lessing konnte mit solcher qualitas occulta[3] nicht zufrieden sein; und welcher halbphilosophische Kopf wird sich denn damit lächelnd begnügen können?

Doch nicht zu weit vom „Laokoon"! Wenn bei den Griechen Schönheit das höchste Gesetz der Kunst war, so mußten gewaltsame Stellungen, häßliche Verzerrungen vom Künstler entweder gemieden oder herabgesetzt werden; und L. gibt davon die besten Exempel. Indessen hat er Widerspruch gefunden, und einer seiner Widersprecher** ist, wenn er jetzt einen Stein findet, der dafür, jetzt einen, der dawider zu sein scheinet, auch im Wechselfieber bald für, bald gegen den Satz, daß der geneigte Leser endlich nicht weiß, wie ihm ist. Ob sich hier nicht ein fester Faden ziehen ließe?

Zuerst also: der mythische Zirkel der alten Griechen war ohne Widerspruch der Schönheit gebildet; ihre Götter und Göt-

* S. Klotz' „Geschichte der Münzen", p. 106, 107. — ** Klotz' „Act. litt." conf. mit der „Geschichte der Münzen" und diese mit der Schrift über die geschnittenen Steine.[4]

[1] Griechlein, griechelnde Nachahmer. — [2] Vgl. S. 188, Anm. 1, u. S. 207. — [3] Vgl. S. 187, Anm. 2. — [4] Genauer: „Über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" (Altenburg 1768).

tinnen waren nicht, wie die ägyptischen, allegorische Ungeheuer, noch, wie die persischen und indischen, beinahe ohne Bild, noch, wie die hetrurischen, traurige und unanständige Figuren, sondern an Bildung reizend dem Auge. In der ganzen Natur der Dinge fanden die Griechen keine bessere Vorstellung der göttlichen Natur, wie eines Inbegriffs der Vollkommenheiten, als die menschliche Gestalt; und wiederum, welches zu beweisen wäre, keine der Gottheiten war so charakterisiert, daß sie immer häßlich hätte gebildet werden müssen, um das zu sein, was sie sein sollte. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dichtern bestimmet, und diese Dichter waren Dichter der Schönheit.

Die Griechen hatten z. E. einen Jupiter, der freilich nicht immer μειλιχιος[1], der auch oft der Zornige, der Grimmige war; und der Dichter konnte ihn seinem Zwecke gemäß schildern. Wie aber der Künstler? Wer will denn immer gern einen zornigen Jupiter sehen, da sein Zorn doch mit dem Ungewitter übergeht[2]? Was also natürlicher, als daß er zu dem ewigen Anblicke seines Kunststückes den Anblick einer schönen Größe lieber wählte und ihm nur hohen Ernst in sein Gesicht schuf? — Nun kann es freilich, und insonderheit in der ältern Zeit der Religion, auch Abbildungen des Zorns gegeben haben; allein, was thut dies? Der Hauptbegriff bei Jupiter, selbst wenn er den Donner wirft, bleibt doch — hoher Ernst, schöne Größe; dies ist seine bleibende Gestalt, jene geht vorüber.

Venus, wenn sie um den Adonis trauret, raset bei Moschus[3] fürchterlich; auch Juno kann königlich zanken[4], und Apollo tapfer zürnen[5] — allein ist diese Raserei, dies zänkische Gesicht, dieser Zorn im Antlitze denn wohl ihre beständige Miene, ihr notwendiger Charakterzug? Nicht! er ist übergehend, er ist eine vorbeiziehende Wolke; nun soll der Künstler Venus, Apollo,

---

[1] Lieblich, mild. — [2] Vorübergeht, nach Lessings Ausdruck: „transitorisch" ist. — [3] Dieser Verfasser griechischer Hirtengedichte (um 250 v. Chr.) wird hier fälschlich genannt für den von ihm nachgeahmten Schöpfer gleichartiger Gedichte, Bion (Idyll 1, V. 1 ff.). — [4] „Ilias", Ges. 4, V. 20 ff. — [5] „Ilias", Ges. 1, V. 36 ff.

Juno bilden; — will er nicht Unsinn oder Eigensinn beweisen, so wird er die Miene nehmen, die Venus, Apollo, Juno eigen ist, in der sie sich zeigen würden, wenn sie ihm zur Bildung erschienen, und dies ist — eine Gestalt der Schönheit.

Doch immer aber gab es ja auch im mythischen Zirkel der Griechen Figuren, denen die Häßlichkeit ein Charakterzug war, z. E. Medusenköpfe, Bacchanten, Giganten, Silenen, Furien u. s. w. Medusa gehe voraus, denn Pallas trägt sie auf ihrem mächtigen Schild. Meduse, ist sie eine Gestalt, die notwendig häßlich gebildet werden muß, von der man nur eine Gestalt wüßte, die im höchsten Grade fürchterliche? Die so viel über die himmlische Bildung der Meduse als von einem ich weiß nicht, warum? und einer Paradoxie reden*, sollten wissen, daß Medusen diese Bildung eigentümlich, daß sie eine Reizende gewesen, die Neptun zur Liebe beweget und darüber von der jungfräulichen Minerve verwandelt[1] worden.** Nun sollte sie der Künstler bilden; zwo Gestalten lagen vor ihm, und er wählte - die schöne vor ihrer Verwandlung; aber um sie als Meduse zu bezeichnen, flocht er Schlangen in ihre Haare.

Um diese Schlangen zu erklären, weiß ich da keinen andern Rückweg, als mich „auf das besondere Gefühl der Griechen und Römer für die Schlangen" zu berufen?*** Ein besonderer Appetit, der — hier aber nichts erklärt. Eine schöne Meduse ohne Schlangen wäre nicht mehr kenntlich, nicht mehr Meduse — ein bloß schönes Gesicht gewesen; so und aus keinem Schlangenappetit

---

* Klotz' „Geschichte der Münzen", p. 46, 47. — ** Pausanias[2] erzählt ihre Geschichte noch bequemer für die Kunst; v. „Corinth." [II] c. 21. — *** Klotz' „Geschichte der Münzen", p. 47: „Es ist wahr, daß unser Gefühl über diesen Punkt ebenso verschieden von dem Gefühl der Griechen und Römer ist, als von der Empfindung des Kannibalen" u. s. w.

---

[1] Hesiods „Theogonie", V. 278; doch steht dort nichts von einer Verwandlung wie auch unten die Verweisung „Corinthiaca", [Buch 2,] Kap. 21, nicht stimmt. — [2] Pausanias, der griechische Bädeker (um 150 n. Chr.), hat seine Beschreibung Griechenlands nach den beschriebenen Landschaften eingeteilt in Attische, Korinthische, Lakonische Berichte u. s. w.

mußte also der Künstler diesen Charakterzug brauchen. Und warum sollte er's nicht? Wann er die Schlangen in die Haare versteckt, so können sie zieren; und was an ihnen hervorblickt, ist das was Häßliches? Schrecklich, und nicht häßlich; aber dies Schreckliche gemäßigt, mit einem schönen Antlitze kontrastiert, ist angenehm; es erweckt den Begriff des Außerordentlichen, von der Macht der Göttin, ist also hier als Charakterzug nötig und zum vielfassenden Eindrucke tauglich: es erhebt die Schönheit. Meduse also dorfte nicht notwendig ein Bild der Häßlichkeit sein.

Und die Furien ebensowenig. Die Ehrwürdigen[1], so nannten die Athenienser sie, und so konnten sie die Künstler bilden; „weder an ihren Bildnissen", sagt Pausanias*, „noch an den Abbildungen der unterirdischen Götter, die im Areopagus stehen, ist was Fürchterliches wahrzunehmen". Und wenn nicht an den Furien, an den eigentlichen Rach- und Plagegöttinnen, wenn nicht an den unterirdischen Göttern, wenn nicht selbst im Areopagus, dem ernsthaftesten Orte zu Athen — wo und an welchen Bildungen hätte denn das Greuliche der Hauptcharakter sein müssen?

Ich darf also behaupten, daß alle mythische Figuren des Zirkels, die als Hauptfiguren einzeln, ihrem innern und beständigen Charakter gemäß, haben erscheinen sollen, das Widerliche und Gräßliche nie zur notwendigen Bildung haben **dorften**. Selbst bis auf den Schlaf und den Tod** erstreckt sich dies, die beide als Knaben in den Armen der Nacht ruhend vorgestellt wurden, und sogar bis auf die höllischen Götter — schönes Feld von Vorstellungen für den Künstler, dem also seine Religion

* In Attic. [I] c. 28. — ** „Laokoon", p. 121 [445]. Die Lessingische Erklärung des *διεσταμενες τυς ποδας*[2] scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Mutmaßen ankäme, könnte ich ebenso sagen: „sie schliefen mit übereinander geschlagnen Füßen", d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin, um die Verwandtschaft des Schlafs und Todes anzuzeigen u. s. w.

[1] „Eumeniden". — [2] Sie lautet „beide (d. h. jeder für sich) mit übereinander geschlagenen Füßen". Richtig ist die von Lessing angefochtene alte Übersetzung „mit **krummen** Füßen".

es wenigstens nicht auflegte, zur Schande des Geschmacks und zum Ekel der Empfindung arbeiten zu müssen. Da waren keine Bilder des Abscheues, wie in der skandinavischen und andern nordischen Religionen, keine Fratzenvorstellungen, wie in den Mythologien der heidnischen Mittagländer, kein Knochenmann, der den Tod, kein Ungeheuer, das den Teufel vorstellen sollte, wie nach den Idolen unseres Pöbels; unter allen Völkern der Erde haben die Griechen, was den sinnlichen, den bildsamen Teil der Religion anbetrifft, die beste Mythologie gehabt, selbst die Kolonien ihrer Religion nicht ausgenommen.

Zweitens: doch aber gab es ja so häufige Vorstellungsarten, Situationen und Geschichte ihrer Religion, die immer auch für den Künstler widerliche Gestalten liefern mußten, wenn nicht als Haupt-, so als Nebenideen; wie nun? Als Nebenideen freilich, und eine Mythologie, die nichts als Gestalten in seliger Ruhe lieferte, wäre für den Dichter gewiß eine tote, einförmige Mythologie gewesen und hätte keine Griechen an Poesie hervorbringen können. Gnug aber, daß dies Nebenideen, untergeordnete Begriffe, wandelbare Vorstellungen waren; bei solchen befand sich der Dichter recht wohl und der Künstler auch noch so unbequem nicht.

Ein Jupiter z. E., der die Giganten unter seinem Wagen hat, kann und soll auf sie als auf Ungeheuer, als auf widrige Gestalten seinen Blitz schleudern; aber diese Gestalten sind ja nicht der Hauptanblick, sie sind mit ihrem Gräßlichen dem Jupiter untergeordnet und also da, das Majestätische in ihm zu vermehren, nicht also wider das Hauptgesetz der Kunst. Ein schöner Bacchus unter taumelnden Mänaden und ausgelassenen, mit Pausbacken blasenden Bacchanten, unter Silenen und Satyrs wird um desto herrlicher und schöner erscheinen. Die fürchterliche Meduse auf dem Brustharnische der Pallas wird die männliche Schönheit ihrer Göttin noch mehr erheben, denn hier ist sie nicht Hauptfigur, sondern Zierat der Kleidung. So Perseus mit seiner Gorgone, Vulkanus der hinkende, mitten im Saale der Götter, so Cerberus unter den Füßen des majestäti-

schen Pluto — wie manches Papier wäre mit Einwendungen geschont, wenn man bedacht hätte, daß in einer Komposition von Figuren auf eine Nebengestalt ja nicht das Hauptgesetz fallen könne, ohne das Ganze zu verderben.

Drittens: was ich von den griechischen Göttern gesagt, gilt auch von ihren Helden. Weder ihre Heroen noch menschliche Helden haben zu ihrem Hauptzuge eine Klosterheiligkeit, eine verzückte Andacht, eine bußfertige Verzerrung oder eine sich wegwerfende Demut. Allein also, für sich selbst genommen, läßt der Held hoher Schönheit Platz, insonderheit wenn er als Hauptperson in seiner bleibenden Fassung erschiene. Setzet ihn aber auch in ein Medium der Hindernis: seine Seele werde von Zorn, von Jammer, von Betrübnis erschüttert; freilich wird er nicht den stoischen Weisen machen; aber die empfindliche Natur seiner Menschheit, wird sie seiner höhern Natur widersprechen dörfen?

Hier stehe die Abschilderung Agamemnons in dem Opfer der Iphigenia. Timanthes[1] verhüllte ihn; warum aber hat er ihn verhüllet? „Er hat sich", sagt Plinius*, „in den traurigen Physiognomien erschöpft, so daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte." Dies läßt Herr L. den Plinius sagen**, und — — widerlegt also die von ihm gegebene Ursache mit Recht; denn es ist wahr, „daß mit dem Grade des Affekts sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts verstärken; daß der höchste Grad die allerentschiedensten Züge habe, und nichts sei der Kunst leichter, als diese auszudrücken". Plinius hätte also unrecht, und der Schriftsteller*** noch mehr unrecht, der, ohne diese von L. angegebne Ursache zu entkräften, Plinius glaubt, bloß weil er idoneus auctor[2] ist. Aber wie, wenn Plinius dies nicht gesagt hätte?

---

* Lib. XXXV, sect. 15.[3] — ** „Laokoon", p. 18, 19 [385—386]. — *** Klotz' „Act litter.", vol. III, p. 291.

---

[1] Aus Sikyon stammender Maler aus dem Ende des 5. und Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. — [2] Ein maßgebender Gewährsmann. — [3] Vgl. S. 79, Anm. 1.

Plinius' Stelle ist diese: Timanthes cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, & tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, *quem digne non poterat ostendere.* Was sagt nun Plinius? Daß Timanth sich an traurigen Physiognomien erschöpft, daß er dem Vater keine traurigere hätte geben können? Nicht! sondern daß diese noch traurigere seiner nicht würdig gewesen wäre, daß er ihn in derselben nicht würdig[1] hätte zeigen können. Ich will dem Valerius Maximus*[2] folgen, wie er Timanths Gemälde angibt: Kalchas erscheint betrübt, Ulysses traurig, Ajax stößt eben ein Ach! aus, Menelaus windet die Hände — wie nun Agamemnon? Nicht anders als starr, sinnlos, betäubt, die Züge des Gesichts eisern angeheftet, oder — rasend; denn so äußert sich, dünkt mich, der höchste Affekt. Würde sich da nun Agamemnon würdig zeigen? Der Anblick eines Starrsehenden, ist er würdig eines Vaters? Kaum! und der die Hände windende Menelaus, der ächzende Ajax, der traurige Ulysses, der betrübte Kalchas würden gerührter scheinen als der starre Vater selbst. So erscheine dieser rasend? Ein unnütz rasender Held, ein knirschender Agamemnon ist ein unwürdiger Anblick. Wenn Menschen sein Kind ertöten, so rette er's; er winde Kalchas das Opfermesser aus der Hand und mache sich nicht durch sein Geschrei, durch seinen vergeblichen Schmerz unnütz. Wollen aber Götter das Opfer, fodert es das Wohl der Griechen, ist's einmal zugestanden, König, so wisse dich zu fassen; und wenn dein väterlich Herz bricht, so — wende dein Auge weg, verhülle dein Antlitz; so erscheinst du würdig des Vaters und des Königes, und des empfindbaren Griechen und des patriotischen Helden.

Auch würdig der Kunst des Malers? Mit dem Vorigen zusammen; ob aber dieser letzte Zweck der einige und Haupt-

* Valerius Maximus, lib. 8, cap. 11.

[1] Thatsächlich ist digne nur = angemessen. — [2] Valerius Maximus (1. Jahrh. n. Chr.) verfaßte eine dem Kaiser Tiberius gewidmete rhetorische Anekdotensammlung („Factorum et dictorum memorabilium libri IX"). Vgl. in Overbecks „Schriftquellen" Nr. 1737.

zweck gewesen? ob die schönen Räsonnements eintreffen, die Hr. L. dem Timanthes schuld gibt*, „daß er die Grenzen seiner Kunst gekannt, daß er das Häßliche, das Verzerrende im Gesicht Agamemnons gern gelindert hätte; da es aber nicht anging — so habe er ihn verhüllet. Die Verhüllung sei eben ein Opfer, das der Künstler der Schönheit gebracht habe", weiß ich nicht; wenigstens konnte ihm das Opfer nicht schwer werden, denn er brachte es aus fremden Mitteln. Mehr als ein Dichter** hatte schon im Schauspiele den Agamemnon verhüllet; und Timanth dorfte also nicht erst mit sich darüber vernünfteln. Er wäre frech gewesen, wenn er, was der Dichter verhüllt hatte, hätte entblößen wollen, zumal es auf seine Kunst so sehr zutraf. Warum ihn aber der Dichter verhüllt? ob etwa einem künftigen Timanthes zu gut? ob etwa eine Figur zu verhüten, die sich nicht malen ließe? ob um der Kunst ein Opfer zu bringen? Der Kunst freilich, aber kaum dem Pinsel des Timanthes, sondern seinem eigenen Schauspiel und der Grazie desselben! Nicht, als wenn diese bei der Opferung eines Kindes einen stoischen Helden foderte: so unmenschlich ist die griechische Grazie nicht. Nicht, als wenn sie einen betrübten, ächzenden Vater nicht duldete; warum nicht, wenn es damit gethan wäre? Aber hier sollte er den höchsten Ton des väterlichen Schmerzes und des entsetzlichsten Jammers, ihn sollte ein Held anstimmen, der zugleich König war, der dadurch die Griechen rettete, der ihnen die Opferung versprochen hatte; dieser also sein Wort brechen, sein Volk nicht lieben, dafür auch nicht etwas Saures thun wollen? Er lasse sie opfern, er rase nicht wie ein Klageweib vergebens umher; er wende sein Auge ab und weine väterliche Thränen: so erscheint er — wür-

* „Laokoon", p. 19 [386; gekürzt]. — ** Z. E. Euripides in seiner „Iphigenia" u. s. w.[1]

[1] An Sophokles' und Äschylus' — verlorene — „Iphigenien" wurde Herder durch Öfers Titelbild zu Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung" erinnert, das des Malers Arbeit an der Opferung Iphigeniens darstellt und Dramenrollen mit beider Aufschrift am Boden liegend zeigt. Die Stelle bei Euripides: Vers 1547—50 (Rauck).

dig dem Könige und dem Vater, mithin auch würdig der theatralischen Grazie. Nur da diese einer andern Person, einer Klytämnestra, einer Hekuba und andern Helden noch wahrscheinlicher manches hätte erlauben können, was sie in dieser Situation diesem Agamemnon nicht erlaubte, so sieht man, daß auch bei Euripides diese Verhüllung mehr ein Opfer für seinen Helden in dieser Situation als für den Helden absolut oder absolut für die Grazie der Schauspielkunst gewesen, und daß die Grazie einer fremden Kunst hier gewiß ganz beiseite trete.

Indessen, wie es sei, so bleibt Timanthes' Gemälde, selbst bis auf den schreienden Ajax desselben*, für Hrn. Lessing, und selbst der rasende Ajax, die fürchterliche Medea, der leidende Herkules, der seufzende Laokoon; und immer zehn Beispiele gegen ein gegenseitiges bestätigen seinen Satz, „wie sehr die griechischen Künstler das Häßliche vermieden, und wie sorgfältig auch in den schwersten Fällen Schönheit gesucht". Sollte man aber in der neuern Zeit mit Ausdehnung der Kunst auch über die Grenzen des Schönen das Wesen derselben haben ändern und ihr ein neues Obergesetz: „Wahrheit und Ausdruck", geben wollen?** Oder sollte diese Übertragung über die Grenzen des Schönen nicht auch zu unsrer Zeit bloß „Eigenschaft des Geschmacks in der und jener Schule" und also eine Kakozelie sein, an der es den Griechen bei ihrem Pauson und Pyreicus auch nicht fehlte? Die Frage wird sich im folgenden mehr ergeben. „Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter" (und also auch die Kunst zwoer Zeiten) „miteinander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können."*** Und wer hat hier in einer freiern Luft geatmet?

---

* Hr. L. kann dem Valerius immer glauben; denn auf den schreienden Ajax fällt in dem Gemälde nicht das Hauptaugenmerk, und also auch nicht der Mittelpunkt, die Nerve seines Satzes, der das Ganze der Komposition, nicht eine Nebenfigur treffen will. — ** „Laokoon", p. 10, 23 [380, 388]. — *** p. 102 [435].

9.

Den ersten Unterschied zwischen Poesie und der bildenden Kunst sucht L.* in dem Augenblicke zu ertappen, in den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden. Dieser Augenblick also könne nicht fruchtbar gnug gewählet werden, und sei dann nur fruchtbar, wenn er der Einbildungskraft freien Raum läßt. — So weit nun sind schon alle Kunstrichter gekommen, die über die Grenzen der Künste nachdachten; aber der Gebrauch, den Hr. L. macht, gehört ihm. Ist nämlich die Kunst an einen Augenblick gebunden, bleibt dieser Augenblick, so wähle sie nicht das Höchste in einem Affekt, sonst weiß die Einbildungskraft kein Höheres; sie drücke auch nichts Transitorisches aus, denn dies Transitorische wird durch sie verewigt.

Nichts hingegen nötige den Dichter, sein Gemälde in einen Augenblick zu konzentrieren. Er nehme jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf und führe sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besondres Stück kosten würde, koste ihm einen einzigen Zug u. s. w. Das Kennzeichen selbst ist, wie gesagt, längst angegeben; Hr. L. macht aber dies angegebne Kennzeichen praktisch.

Nichts Übergehendes[1] also wähle die Kunst zum Augenblicke ihres Gegenstandes**; aber was ist denn eigentlich, was in der Natur nicht transitorisch, was in ihr völlig permanent wäre? Wir leben in einer Welt von Erscheinungen, wo eine auf die andre folgt und ein Augenblick den andern vernichtet; alles in der Welt ist an den Flügel der Zeit gebunden, und Bewegung, Abwechselung, Wirkung ist die Seele der Natur. Metaphysisch also — doch wir wollen hier nicht metaphysisch, sinnlich wollen wir reden, und im sinnlichen Verstande, nach der Erscheinung unsrer Augen, gibt es da nicht unablässige, daurende Gegen-

* p. 24 [388]. — ** p. 25 [389].

[1] Verdeutschung von Transitorisches; vgl. S. 204.

stände gnug, die also die Kunst nachahmen soll? Allerdings, es gibt solche; und dies sind gewissermaßen alle Körper, und zwar sofern sie Körper sind. Diese, so abwechselnd ihre Zeitfolgen und Zustände auch sein mögen, so schnell auch jeder Augenblick ihres Seins sie ändere, so geht er doch nicht unsern Augen vorüber; für diese kann also der Künstler Erscheinungen liefern: er schildere Körper, er ahme nach die bleibende Natur.

Wenn aber diese bleibende Natur auch zugleich tote Natur wäre? wenn das Intransitorische eines Körpers eben von seiner Unbeseeltheit zeugte? Alsdenn, dies bleibende Intransitorische des Gegenstandes zum Augenmerke der Kunst ohne Einschränkung gemacht — was anders, als daß mit diesem Grundsatz der Kunst auch — ihr bester Ausdruck genommen würde? Denke dir, mein Leser, einen seelenvollen Ausdruck durch einen Körper, welchen du wollest, und er ist vorübergehend. Je mehr er eine menschliche Leidenschaft charakterisieret, um so mehr bezeichnet er einen veränderlichen Zustand der menschlichen Natur, und um so mehr „erhält er durch die Verlängerung der Kunst ein widernatürliches Ansehen, das mit jeder wiederholten Erblickung den Eindruck schwächet und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande Ekel oder Grauen verursacht".[1] Die Einbildungskraft habe noch so viel Spielraum, noch so viel Flug, so muß sie doch endlich einmal an eine Grenze stoßen und unwillig wieder zurückkommen; ja, je schneller sie gehet, je prägnanter der gewählte Augenblick sei, um so eher kommt sie zu Ziel. So gut als ich zu einem lachenden la Mettrie[2] sagen kann, wenn ich ihn zum dritten-, viertenmal noch lachend sehe: „Du bist ein Geck!" so gut werde ich auch endlich zu Myrons Kuh[3] sagen können: „Nun, so gehe doch fort, was stehest du?" — Und soviel Ursache ich habe, einen schreienden, einen unablässig schreienden Laokoon endlich unleidlich zu finden,

[1] „Laokoon", Kap. 3, Absatz 5. — [2] Nach der auf der übernächsten Seite von Herder selbst angeführten Stelle des „Laokoon". — [3] Die Lebenswahrheit der Bildwerke des griechischen Bildhauers Myron (um 430 v. Chr.) wurde besonders an seiner Kuh besungen (Overbeck a. a. O., S. 550—591).

so viel Ursache werde ich, nur etwas später, finden, auch den seufzenden Laokoon überdrüssig zu werden, weil er noch immer seufzet. Endlich also auch den stehenden Laokoon, daß er immerhin stehet und sich noch nicht gesetzet hat; endlich auch eine Rose von Huysum[1], daß sie noch blühet, noch nicht verwesetet ist; endlich also jede Nachahmung der Natur durch Kunst. In der Natur ist alles übergehend, Leidenschaft der Seele und Empfindung des Körpers, Thätigkeit der Seele und Bewegung des Körpers, jeder Zustand der wandelbaren endlichen Natur. Hat nun die Kunst nur einen Augenblick, in den alles eingeschlossen werden soll, so wird jeder veränderliche Zustand der Natur durch sie unnatürlich verewigt, und so hört mit diesem Grundsatze alle Nachahmung der Natur durch Kunst auf.

Nichts ist gefährlicher, als eine Delikatesse unsres Geschmacks in einen allgemeinen Grundsatz zu bringen und sie in ein Gesetz zu schlagen; sie gibt alsdenn bei einer guten gewiß zehn mißliche Seiten. Hr. L. wollte den höchsten Grad des Affekts von der Bildung einer Bildsäule ausschließen; gut! Er gab aber davon die Ursache, daß diese Leidenschaft transitorisch* wäre; nicht so gut! Er machte endlich aus dieser Ursache einen Grundsatz: die Kunst drücke nichts aus, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt; und dies verführt am weitesten. Mit ihm wird die Kunst tot und entseelt gemacht, sie wird in jene faule Ruhe versenket, die nur den Klosterheiligen der mittlern Zeit gefallen könnte; sie verliert alle Seele ihres Ausdrucks.

Und welches wäre denn die angebliche Ursache einer so grausamen kritischen Arznei? Weil eine transitorische Erscheinung, sie möge angenehm oder schrecklich sein, durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen bekomme, daß mit jeder wiederholten Erblickung** — Ich mag nicht weiter!

* p. 25 [389]. — ** p. 25 [389].

[1] Jan van Huysum (1682—1749), der auch im „Laokoon", Kap. 17 Mitte, erwähnte niederländische Blumenmaler.

Wiederholte Erblickung! jede wiederholte Erblickung! wer wird auf diese rechnen? Wer wird sich in seiner Jugend ein Vergnügen versagen, weil es endlich mit jedem wiederholtem Genusse schwächer werden müßte? wer mit sich selbst hadern, mit seiner Empfindung zanken, statt sich ungestört dem angenehmen Jetzt zu überlassen, ohne an die Zukunft zu denken? ohne aus dieser sich selbst Schatten hervorzurufen, die die Freuden von uns scheuchen? Alle sinnliche Freuden sind bloß für den ersten Anblick; und für ihn allein sind auch die Erscheinungen der schönen Kunst. „La Mettrie[1], der sich als einen zweiten Demokrit[2] malen lassen, lacht dir nur die ersten Male, da du ihn siehest; du betrachtest ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck, aus seinem Lachen wird ein Grinsen." Es kann sein! aber wenn dieser lachende Demokrit auch nur für den ersten Anblick gebildet sein wollte? Wie nun? war bei diesem ersten Anblicke schon sein Lachen nicht anders als verächtlich und widerlich, ward sogleich dadurch der Philosoph ein respektiver Geck und seine Demokritmiene ein Grinsen, so ist's freilich schlimm für ihn und den Künstler. Das Lachen hätte unterbleiben sollen; aber — nicht seiner permanenten Dauer, sondern seines verächtlichen, widerlichen Anblickes willen. War dies aber nicht, dünkt dir nur nach öfterm Besuche der lachende Philosoph ein Geck — delikater Freund! so bilde dir ein, du habest ihn noch nicht gesehen, oder — meide ihn. Aber uns verwehre darum nicht seinen ersten Anblick, und noch weniger forme ein Gesetz, daß hinkünftig kein Philosoph lachend gemalt werden solle. Warum? weil das Lachen was Transitorisches sei. Jeder Zustand in der Welt ist so mehr oder minder transitorisch. Sulzer* hat sich mit gesenktem Haupte, mit einem vom Finger unterstützten Kinne und mit

* „Sammlung vermischter Schriften"[3], Teil 5.

[1] Julien Offray de la Mettrie (1709—51), der materialistische Verfasser von „L'home machine" (Leyden 1748). — [2] Demokritos aus Abdera (460—360 v. Chr.), der über die Thorheiten der Menschen lächelnde Begründer der Atomlehre. — [3] Genauer: „Vermischte Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freien Künste" (Berl. 1759—63, 6 Tle.).

tiefer philosophischer Miene stechen lassen. Nach Hr. Lessings Grundsatze müßte man ihn im Bilde anreden: „Philosoph, wirst du bald deine Ästhetik ausgedacht haben? stirbt dir nicht dein gesenkter Kopf und dein erhabner[1] Finger? Seufzender Laokoon, wie lange wirst du seufzen? So oft ich dich sehe, ist dir noch die Brust beklemmt, der Unterleib eingezogen? ein transitorischer Augenblick, ein Seufzer ist bei dir widernatürlich verlängert." Der donnerwerfende Jupiter und die schreitende Diana, der den Atlas tragende Herkules und jede Figur in der mindsten Handlung und Bewegung, ja auch nur in jedem Zustande des Körpers ist alsdenn widernatürlich verlängert; denn keine derselben dauret ja ewig. So wird also, wenn die vorstehende Meinung Grundsatz würde, das Wesen der Kunst zerstört.

Es kann also auch nicht als Ursache gelten, warum die Kunst keine Höhe des Affekts ausdrücken müßte; es ist nicht Delikatesse, sondern Ekel des Geschmacks.

Jedes Werk der bildenden Kunst ist, wenn wir uns die Einteilung Aristoteles' gefallen lassen, ein Werk und keine Energie[2]; es ist in allen seinen Teilen auf einmal da; sein Wesen besteht nicht in der Veränderung, in der Folge aufeinander, sondern im Koexistieren nebeneinander. Hat also der Künstler es dem ersten, aber ganzen und genauesten Anblicke, der eine vollständige Idee liefern muß, vollkommen gemacht, so hat er seinen Zweck erreicht, die Wirkung bleibet ewig: es ist ein Werk. Es steht auf einmal da, und so werde es auch betrachtet; der erste Anblick sei permanent, erschöpfend, ewig, und bloß die menschliche Schwachheit, die Schlaffheit unsrer Sinne und das Unangenehme des langen Anstrengens macht bei tief zu erforschenden Werken vielleicht das zweite, vielleicht hundertste Mal des Anblicks nötig; darum aber sind alle diese Male doch nur ein Anblick. Was ich gesehen

[1] D. h. erhobener. — [2] Die Übertragung der Aristotelischen („Nikomachische Ethik", Buch 1, Kap. 1, § 2) Unterscheidung zwischen der abgeschlossenen That, dem fertigen Werke (ἔργον) und der Ziel und Vollendung in sich selbst tragenden Thätigkeit, Wirksamkeit (ἐνέργεια) auf die Künste rührt von dem Engländer James Harris her; vgl. S. 206.

habe, muß ich nicht wieder sehen, und was mir nicht durch das vollständige Eine des Anblicks, sondern nur die Abwechselung, durch die Wiederholung desselben widerlich wird, liegt nicht in der Kunst, sondern in dem Überdruß meines Geschmacks. Kann dieser nun einen Grundsatz der Kunst bilden? kann er auch nur eine tüchtige Ursache eines andern Satzes abgeben?

So räume ich also bei Hrn. L. diese Ursache, als Ursache, als Gesetz weg und denke damit gnug zu haben, daß der höchste Affekt dem ersten Anblicke widerlich und der Einbildungskraft gleichsam zu enge sei, folglich in der Kunst müsse wenigstens als Hauptanblick vermieden werden. Wenn die Wirkung der Kunst ein Werk ist, zu einem, aber gleichsam ewigen Anschauen gebildet, so muß dieser eine Anblick auch so viel Schönes für das Auge und so viel Fruchtbares für die Einbildungskraft enthalten, als er enthalten kann. Daher kommt das Unendliche und Unermeßliche in dieser bildenden Kunst, das sie vor allen andern Künsten des Schönen voraus hat: nämlich ein höchstes Ideal der Schönheit für das Auge, und für die Phantasie die stille Ruhe des griechischen Ausdrucks; denn beide sind die Mittel, uns in den Armen einer ewigen Entzückung und in dem Abgrunde eines langen, seligen Anblicks zu erhalten.

„Wie kommt's", fragt ein Philosoph des Schönen*, „daß es nur in der Malerei und Bildhauerkunst eine Idealschönheit, ein aliquid immensum infinitumque[1] gibt, das sich die Künstler in der Einbildung zum Muster vorstellen, und in der Dichtkunst nicht?" Ich glaube nicht, daß er sich diese Frage von seiten der Kunst durch die Bemerkung aufgelöset, „daß in den schönen Künsten das Ideal-Schöne am schwersten zu erreichen sei"; denn die Frage bleibt dieselbe: „Warum muß denn ein so schweres Ziel erreichet sein?" Aus keiner Ursache, glaube ich, als weil die

* „Litteraturbriefe", Teil 4, p. 285.[2]

[1] Etwas Unermeßliches und Unbegrenztes. — [2] Mendelssohn.

Kunst nur Werke liefert, die einen Augenblick vorstellen und zu einem großen Anblicke gebildet sind, die also ihren Augenblick so annehmlich, so schön machen müssen, daß nichts drüber, daß die Seele, in Betrachtung desselben versunken, gleichsam ruhe und das Maß der vorübergehenden Zeit verliere. Die schönen Künste und Wissenschaften dagegen, die durch die Zeit und Abwechselung der Augenblicke wirken, die Energie zum Wesen haben, müssen keinen einzelnen Augenblick ein Höchstes liefern, nie auch unsere Seele in dies augenblickliche Höchste verschlingen wollen; denn sonst wird eben die Annehmlichkeit gestört, die in der Folge, in der Verbindung und Abwechselung dieser Augenblicke und Handlungen beruhet und jeden Augenblick nur also als ein Glied der Kette nicht weiter nutzet. Wird einer dieser Augenblicke, Zustände und Handlungen eine Insel, ein abgetrenntes Höchstes, so geht das Wesen der energischen Kunst verloren. Ist aber wiederum der eine ewige Augenblick der bildenden Kunst nicht so, daß er auch einen ewigen Anblick gewähren könnte, so ist ihr Wesen auch nicht erreicht. Bei Körpern ist dieser einige ewige Anblick die vollkommene Schönheit, und sofern die Seele durch den Körper wirken soll, ist's die hohe griechische Ruhe. Diese ist zwischen der toten Unthätigkeit und zwischen der aufgebrachten übertriebnen Wirkung mitten inne; die Einbildungskraft kann auf beide Seiten weiter hinschweben und hat also in diesem Anblicke der Seele die längste Unterhaltung. Tote Unthätigkeit schneidet den Faden der Gedanken mit einem Schnitte ab; die Figur ist tot, wer will sie erwecken? Das Übertriebne im Ausdrucke kürzet wieder auf der andern Seite den Flug der Phantasie; denn wer kann sich über das Höchste noch etwas Höheres gedenken? Aber die selige Ruhe des griechischen Ausdrucks wieget unsre Seele nach beiden Seiten hin; und in ihrem Anblicke stellen wir uns zugleich das stille Meer vor, aus dem sich diese sanfte Welle der Bewegung und Leidenschaft erhoben; zugleich auch: Wie, wenn die Welle sich mehr hübe? wie, wenn aus diesem hauchenden Zephyr ein

reißender Sturm der Leidenschaft würde? wie würden sich alsdenn die Fluten türmen und der Ausdruck aufschwellen! — Welch weites Feld der Gedanken liegt also in dem Anblicke der sanften Ruhe des griechischen Ausdrucks!

Ich glaube von zweien Problemen den Grund in dem Wesen der Kunst gefunden zu haben. Warum ist bei der bildenden Kunst das höchste Gesetz Schönheit? Weil sie nebeneinander wirket, ihre Wirkung also in einen Augenblick einschließet und ihr Werk für einen ewigen Anblick erschaffet. Dieser einzige Anblick liefere also das Höchste, was ewig festhält in seinen Armen — die Schönheit. — Körperliche Schönheit ist indessen noch nicht befriedigend; durch unser Auge blickt eine Seele, und durch die uns vorgestellte Schönheit blicke also auch eine Seele durch. In welchem Zustande diese? Ohne Zweifel in dem, der meinen Anblick ewig erhalten, der mir das längste Anschauen verschaffen kann. Und welches ist der? Kein Zustand der faulen Ruhe, der gibt mir nichts zu denken; kein Übertriebnes im Ausdrucke, dies schneidet meiner Einbildungskraft die Flügel, sondern die sich gleichsam ankündigende Bewegung, die aufgehende Morgenröte, die uns zu beiden Seiten hinschauen läßt und also einzig und allein ewigen Anblick gewähret.

Auf die Art generalisieren sich die Begriffe des Unterschiedes von selbst, und wir reden nicht mehr von Bildhauerei und Poesie, sondern von Künsten überhaupt, die Werke liefern oder durch eine ununterbrochne Energie wirken. Was von der Poesie gilt, wird in diesem Betrachte auch von Musik und Tanze gelten; denn auch diese wirken nicht für einen Anblick, sondern für eine Folge von Augenblicken, deren Verbindung eben die Wirkung der Kunst macht; sie haben also durchaus andre Gesetze. Es heißt also auch nicht den römischen Dichter Laokoons erklärt, wenn ich anführe*, daß sein clamores horrendos ad sidera tollit[1]

* „Laokoon", p. 30 [392].

[1] „Schreckliche Schmerzensschreie sendet er zu den Gestirnen empor" (Vergil, „Äneis", Ges. 2, V. 231).

kein schiefes, schreiendes Maul und keinen häßlichen Anblick vorweise; denn freilich arbeitete er nicht fürs Auge, und noch minder ward dieser Zug seines Gemäldes ewiger Anblick im malerischen Verstande. Aber wie? wenn seine ganze Schilderung, die ich als ein Gemälde für meine Seele betrachte, mir keinen andern innern Zustand des Laokoon zeigte, als der in diesem Schreie liegt: bleibt alsdenn nicht auch im Gemälde des Dichters dieser Zug Hauptfigur? Wenn ich mich an den Virgilianischen Laokoon erinnere, erinnere ich mich nicht jedesmal an einen Schreienden? Denn auf andre Art hat er bei seinem Schmerze seine Seele nicht gezeigt. Nun ändert sich der Gesichtspunkt. Es muß aus dem Wesen der Poesie, aus dem energischen Zwecke des Dichters erklärt werden, ob dieser Zug von Laokoon, diese einzige Äußerung seiner Empfindung, in meiner Einbildungskraft Hauptfigur, bleibender Eindruck werden sollte. Nicht gnug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör sei (wenn ich einen Zug für das Gehör verstehe), es muß auch dem Dichter daran gelegen sein, ihn zum Hauptzuge Laokoons in meiner Phantasie zu machen. Ist dies nicht, so hat der Dichter, wenn ich gleich kein schönes Bild verlange, doch auf mich seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Es ist nicht mein Zweck, dies bei Virgil zu untersuchen. Ich habe Winckelmann gerechtfertigt, der (vielleicht nur gar historisch) sagen kann: „Der Laokoon des Künstlers schreiet nicht, wie der Laokoon des Virgils.“ Ich habe die Ursache, die Hr. L. gibt vom Unterschiede beider Künste, geprüft und auf das Eine des Anblicks zurückgeführt, in dem sich die bildende und keine andre Kunst zeige. Ich wollte, daß Hr. L. in seinem ganzen Werke diesen Unterschied des Aristoteles zwischen Werk und Energie zum Grunde gelegt hätte; denn alle seine Teilunterschiede, die er angibt, laufen doch endlich auf diesen Hauptunterschied hinaus.

11.

Es können kritische Betrachtungen nicht leicht nutzbarer sein,

als wenn L. gegen Spence[1] über den Unterschied disputiert*, in welchem dem Künstler und Dichter Götter, geistige und moralische Wesen erscheinen; hiegegen wird in und außerhalb der Mauern von Troja[2], ich meine in Poesie und Kunst, gesündigt.

Götter und geistige Wesen. „Dem Künstler sind sie nichts als personifizierte[3] Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakterisierung behalten müssen, wenn sie erkenntlich sein sollen; dem Dichter sind sie handelnde Wesen.“** Ich weiß nicht, ob dieser Unterschied so fest und beiden Künsten so wesentlich wäre, als er hier angegeben wird — und mich dünkt, daß ein Ich weiß nicht von dieser Art, das nichts minder als den Gebrauch der ganzen Mythologie in allen schönen Künsten und Wissenschaften betrifft, wohl eine kleine Aufmerksamkeit verdiene.

Also sind die Götter und geistigen Wesen dem Künstler nichts als personifizierte Abstrakte? Freilich, solange eine einzelne Figur nichts als ein kenntliches Bild eines himmlischen Wesens sein soll, so sind die dasselbe charakterisierenden Kennzeichen das Augenmerk. Nun aber trete diese Figur z. E. bei einem Gemälde in Handlung; gesetzt, die Handlung flösse auch nicht aus ihrem Charakter: so bald tritt die historische Mythologie in die Stelle der emblematischen[4], und die Gestalt ist nicht mehr durch das, was sie ist, sondern was sie thut, kenntlich. Hr. L. gibt dies zu***, nur meint er, die Handlungen müssen nicht ihrem Charakter widersprechen; und aus dem Beispiele, das er gibt, sehe ich, daß er in Untersuchung dieses Widerspruchs sehr fein ist. Eine Venus, meint er, die ihrem Sohne die Waffen gibt, könne freilich gebildet werden; denn hier bliebe sie noch eine Göttin der Liebe; ihr könne noch alle Anmut und Schönheit gegeben werden, die ihr als Göttin der Liebe zukomme; sie werde vielmehr als solche durch diese Handlung noch kennbarer,

* p. 113—118 [441—44]. — ** p. 99. 100 [433]. — *** „Laokoon“ p. 100. 101 [433].

[1] Vgl. S. 214, Anm. 4. — [2] Horaz, „Briefe“, Buch 1, Brief 2, V. 16. — [3] Lessingsche Bildung statt „personifizierte“. — [4] D. h. symbolischen, kennzeichnenden.

aber eine zürnende, eine verachtende Venus ganz und gar nicht. — Ich bin in der Ausdehnung dieses Unterschiedes nicht Hr. Lessings Meinung.

Götter und geistige Wesen sind dem Künstler freilich personifizierte Abstrakta und Charakterfiguren, solange er sie allein, bloß in einem ihnen gemäßen Anstande oder höchstens in einer intransitiven Handlung, bilden soll; aber alsdenn sind sie es nur aus Not, aus Muß, um kenntlich zu sein. Venus, Juno, Minerva haben diese und keine andre Bildung der Schönheit, nicht als wenn diese immer ein innerer Charakterzug ihres abstrakten Wesens wäre: gnug, daß sie ein von Dichtern einmal beliebtes und festgesetztes äußeres Kennzeichen dieser Gottheit ist. Ich verstehe mich nicht gnug auf den abstrakten Begriff der Liebe, als daß ich wissen könnte, ob jede Kleinigkeit bei der Bildung der Venus und keiner andern göttlichen Schönheit da sei, weil sie notwendig das Abstraktum der Liebe charakterisiere. Ob z. E. das *υγρον*[1] ihrer Augen und das Lächeln ihrer Wangen und das Grübchen ihres Kinnes zu diesem Begriffe so unentbehrlich sei, als auf der andern Seite die majestätische Brust der Juno und die schlanke Taille der Diana und die unschuldige Miene der Hebe zu diesem Begriffe eben hinderlich sein müßte. Ich habe nie die Mythologie als ein solch Register allgemeiner Begriffe studiert und bin allemal in die Enge geraten, wenn ich gesehen, wie andre sie am liebsten auf solche Art angesehen.

So viel ist einmal gewiß, daß Dichter und kein anderer die Mythologie erfunden und bestimmt, und da wette ich, fürwahr nicht als eine Galerie abstrakter Ideen, die sie etwa in Figuren zeigten. Wo bleibe ich mit den allerdichterischten Geschichten Homers, wenn ich mir seine Götter, nach Damms[2] Lehrart, nur als handelnde Abstrakte betrachten wollte? Es sind himmlische Individua, die freilich durch ihre Handlungen sich einen

[1] „Feuchte". — [2] Christian Tobias Damm (vgl. S. 144, Anm. 4), „Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte der ältesten griechischen und römischen Welt" (Berlin 1763).

Charakter festsetzen, aber nicht da sind, diese und jene Idee in Figur zu zeigen: ein ausnehmender Unterschied. Venus kann immer die Göttin der Liebe sein; nicht aber alles, was sie bei Homer thut, geschieht deswegen, um die Idee der Liebe in Figur zu repräsentieren. Vulkan mag sein, was er will: wenn er den Göttern ihren Nektarbecher umreicht, ist er nichts als — ihr Mundschenke.[1]

Ich schließe also: daß Götter und geistige Wesen „bei dem Dichter nicht bloß handelnde Wesen sind, die über ihren allgemeinen Charakter noch andre Eigenschaften und Affekten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können", wie Hr. L. sagt*, sondern daß diese andre Eigenschaften und Affekten, kurz, eine gewisse eigne Individualität ihr wahres Wesen und der allgemeine Charakter, der etwa aus dieser Individualität abgezogen, nur ein späterer, unvollkommener Begriff sei, der immer untergeordnet bleiben mußte, ja bei Dichtern oft in gar keinen Betracht komme.

Nun schließe ich weiter. Wenn also in der Mythologie und Geisterlehre der ältesten Dichter der individuelle oder historisch handelnde Teil vor dem charakteristisch handelnden das Übergewicht behält und eben diese Dichter doch die ursprünglichen Stifter und Väter dieser Mythologie und Geisterlehre gewesen, so sei die bildende Kunst, sofern sie mythologisch ist, bloß ihre Dienerin. Sie entlehnt ihre Geschöpfe und Vorstellungen, sofern sie sie brauchen und ausdrücken kann.

Bei jeder einzelnen Figur also und mithin meistens bei den Werken der Bildhauer, die einzelne Gestalten bilden, fodert es der Mangel, die Grenzen, nicht aber das Wesen der Kunst, die Personen mehr charakteristisch als individuell auszudrücken; denn sonst verirren sie sich in die Menge historischer Personen und laufen Gefahr, unkenntlich zu werden.

* p. 99 [432—433].

[1] „Ilias", Ges. 1, V. 584 ff.

Sobald es aber dem Künstler die Grenzen seiner Kunst verstatten, dem Dichter zu folgen, sogleich nimmt der Dichter, dem eigentlich die Mythologie gehört, sein Recht wieder, und die Anordnung des Kunstwerks wird, dem Ursprunge mythologischer Ideen gemäß, dichterisch. Bloß um das Unkenntliche zu vermeiden, schränkte er sich auf die abstrakte Idee ein; Not und Dürftigkeit war sein Gesetz; ist aber dies Gesetz — diese Furcht gehoben, kann er auf andere Art hoffen, kenntlich zu werden, als durch die einförmige Charaktervorstellung, verbeut das Wesen seiner Kunst diese andre Art der Kenntlichkeit nicht, erreicht er durch dieselbe gar einen Zweck, den er durch die abstrakte Idee nicht erlangen konnte, so hat er mit dem Dichter einerlei Rechte. Die ganze Mythologie ist eigentlich ein Land dichterischer Ideen, und auch wenn sie der Künstler bildet, wird er Dichter.

Und bei diesem ganzen Privilegium des Künstlers, worauf kommt sein unumschränkter Gebrauch an? Auf das Wort Handlung! Kann der Künstler, z. E. Maler, seinem Werke Handlung geben, kann er mehrere Personen gruppieren, die gemeinschaftlich eine poetische oder historische Situation vorstellen, kenntlich und schön vorstellen können: o so vergesse er sicher die innere und äußere Charakteristik seiner Götter, die ihm sonst einzeln notwendig waren. Immerhin lasse er auch seine Handlung dem abstrakten Charakter sichtlich widersprechen; immerhin male er uns auch eine auf ihren Kupido zürnende Venus; denn wenn sie auch in diesem Augenblick nicht die Liebe selbst bliebe, so bleibt sie doch, was sie ursprünglich ist, die Göttin der Liebe, die Mutter des Kupido. Kann er Venus und den getöteten Adonis in malerische Handlung bringen, so rufen wir der Venus mit dem Dichter zu: „Was schläfst du, Cytherea, auf purpurnen Decken? Stehe auf, Unglückselige, zeuch Trauerkleider an und schlage an deine Brust und klage der ganzen Welt: er ist nicht mehr, der schöne Adonis!“[1] Und immerhin wollen wir auch

[1] Übersetzt aus Bions (vgl. S. 222, Anm. 3) „Klagelied auf Adonis“, Vers 2—11.

Adonis sehen, wie ihn der Dichter sieht: „Er liegt, der schöne Adonis liegt ausgestreckt auf dem Gebirge. Ein mörderischer Zahn hat seine zarte Hüfte verletzt. Noch einen letzten Seufzer atmet er; schwarzes Blut rinnt über den Leib, der blendender ist als Schnee. Das Licht seiner Augen verlischt, die Lippen erblassen: Adonis stirbt.“[1] Stirbt Adonis etwa als die Idee ehelicher Liebe und Glückseligkeit und Schönheit? Trauret Venus, um die Idee der Liebe in Maske zu zeigen? Wird die letztere jedem gesunden mythologischen Auge deswegen hier kenntlich werden, weil sie das Abstraktum der Liebe macht? Nein, das Sujet des Gemäldes ist dichterisch, ist historisch; so auch die Figuren des Künstlers? Jedesmal, daß er sie dazu machen kann; wohl, so vergesse ich die abstrakte Idee, die er in einer einzigen Figur nur aus Not vorstellen mußte. Kupido, der die Psyche plaget, und Jupiter, der den Ganymed entführet, Diane, die den Endymion besucht, und Venus, die ihre geritzte Haut beweinet — ich verspreche dem Künstler, in diesem Augenblicke keine personifierten Abstrakta zu suchen, im Jupiter keinen Präsidenten der Götter, in Dianens Gesichte keine jungfräuliche Keuschheit, in Venus kein schmachtendes Liebäugeln und in Kupido keinen spielenden Verführer. Alle diese Wesen gehören dem Dichter, und der Künstler läßt sie ihm, wo er sie ihm lassen kann.

Ich weiß nicht, wie enge dem Künstler der mythische Cyklus werden müßte, wenn Hr. Lessing ihm alle historische und dichterische Situationen untersagte, ihm nur zuließe, in ihm personifierte Abstrakta zu suchen, und jeden kleinen Widerspruch, der in der Handlung gegen die abstrakte Idee des Charakters (ein Idol der neuern Mythologisten!) vorkäme, verböte. Lebe alsdenn wohl, handlungsvolle Kunst! du bist in der Mythologie eine Galerie einförmiger Ideen, abstrakter Charakter[2]!

„Wenn der Dichter Abstrakta personifieret, so sind sie durch den Namen und durch das, was er sie thun läßt, genugsam

[1] Vgl. die Anmerkung auf S. 242. — [2] Ältere Mehrzahl.

charakterisiert. Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifizierten Abstraktis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder hat bei dem Künstler die Not erfunden; wozu aber den Künstler die Not treibet, warum soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Not nichts weiß? Es sei ihm also Regel, die Bedürfnisse der Malerei nicht zu seinem Reichtume zu machen und seine Wesen mit Sinnbildern der Kunst auszustaffieren. Er lasse seine Wesen handeln und bediene sich auch poetischer Attribute" — u. s. w. Wie gerne, wie unermüdet hört man Hr. L. sprechen*, wenn er — doch ich will nicht loben. Sollte alles dies nicht auch auf den vorbetrachteten Fall der Kunstkomposition gelten? Der Maler findet im Lande des Dichters personifizierte Abstrakte, die auch in seinem Gemälde durch das, was er sie thun läßt, gnugsam charakterisiert sind. Dem Künstler einer Figur fehlt dies Mittel; er muß also seinen personifizierten Abstraktis Sinnbilder geben, durch welche sie kenntlich werden; aber diese Sinnbilder erfand bei ihm die Not? Wozu also den Künstler ohne Handlung die Not trieb, warum sollte sich das der Künstler mit Handlung aufdringen lassen, wenn er von dieser Not nicht weiß? Es sei ihm also Regel, auch das, was seiner Kunst Bedürfnis ist, im andern Fall nicht zu seinem Reichtume zu machen, sein Wesen nicht mit Sinnbildern zu überhäufen, sie, wo sie als höhere Individua in Handlung erscheinen, nicht zu Puppen auszustaffieren[1] und am mindsten[2] es gar zum Hauptsatze seiner Kunst zu machen: „Mir sind die Personen der Mythologie nichts als personifizierte Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakterisierung beibehalten müssen, wenn sie erkenntlich sein sollen." Bei diesem Grundsatze, was wird aus der Kunst, die Kompositionen liefern soll? Eine Maskerade symbolischer und allegorischer Puppen!

Es gibt also selbst unter den Künsten, die sich auf Zeich-

* p. 115. 116. [442.]

[1] Ausdruck nach „Laokoon", Kap. 10, Absatz 9. — [2] D. h. am allerwenigsten.

nung gründen, noch immer beträchtliche Unterschiede, die eine oder die andere mehr dem Dichterischen nähern. Die Bildhauerkunst entsteht ihr am weitesten[1], die Malerei aber, in ihrer Komposition zumal, zumal in der Komposition dichterischer Geschöpfe, die ursprünglich Wesen der Einbildungskraft und nicht des Anschauens sind, tritt der Poesie weit näher. Sie hat ein Drama ihrer Figuren: sie stellt alle bloß in der Absicht zusammen, um eine Handlung zu repräsentieren; sie läßt also soviel möglich weg, was zur Handlung nicht gehört oder ihr gar widerspräche. Sollte in jedem Kunstwerke von Komposition jede mythologische Person mit allem dem Zubehör überladen werden, der ihr zukommen mag, aber zu dieser Handlung nicht gehört; sollte sie der historische und dichterische Maler nur als personifizierte Abstrakta behandeln sollen, die beständig die ähnliche Charakterisierung beibehalten müssen: welch ein verwirrendes und zerstreuendes Geschleppe von symbolischen Zeichen und charakterisierenden Prädikaten! Soll Venus in einem Gemälde von Komposition nie anders als die Liebe selbst (und nicht bloß als die Göttin der Liebe) erscheinen und als die Liebe selbst jedesmal charakterisiert werden, und alle teilnehmende Personen ebenfalls so, jede nach ihrer Art — weg mit dem Ball in Maske! Der Maler war hier in der Komposition eines dichterischen Sujets Dichter; seine Figuren sollen sich durch Handlung kenntlich machen; auf diese Handlung sollen sich die Attribute beziehen, die er ihnen gibt; solche, die zu dieser Vorstellung nicht gehören, solange nur die Person noch kenntlich bleibet, lasse er weg; er opfere dem Mangel, der Notwendigkeit seiner Kunst so wenig auf, als er darf[2], und am allerwenigsten mache er diesen Mangel, dies Gesetz der Not zu seiner allgemeinen, wesentlichen Regel; bei dem Künstler sind Götter und geistige Wesen personifizierte Abstrakta, „die beständig die ähnliche Charakterisierung behalten müssen".*

* p. 99 [433].

[1] D. h. steht am weitesten von ihr ab. — [2] Braucht.

Ich sage umgekehrt: auch bei ihm sollen Götter und geistige Wesen sich durch Handlung charakterisieren, wo sie es können, und bloß im Fall, wo sie es nicht können, sich als personifizierte Abstrakte durch die ihnen beigelegte Symbole kenntlich machen. Im Grunde also einerlei Gesetz, einerlei Freiheit.

15.

Einige Bilder, die Hr. L. aus Homer anführt*, sind nicht übersetzt, nur indirekte und nach einzelnen Zügen vorgestellt — sie enthalten aber noch in dieser Vorstellung so viel Leben, daß ich an der Übersetzung Homers durch einen Originalgeist[1] in unsere Sprache nicht verzweifle. Ich lese gottlob! meinen Homer in seiner Sprache, noch immer aber würde ich ihn mit Entzücken in der meinigen haben lesen wollen, wenn ein Meinhard[2] davon auch nur einen Versuch geliefert hätte. Dieser würdige Mann besaß so viel Gabe des Ausdrucks, die Poesie einer fremden Sprache in die unsere zu prosaisieren oder, wenn man lieber will, die Prose unsrer Sprache so geschickt zum einfältigen Adel der Poesie eines fremden Ausdrucks zu erheben, daß ihn die Muse unsres Vaterlandes bestimmt zu haben schien, der Mund fremder Nationen unter uns zu werden. Dies ist, wie ich glaube, der Hauptzug seiner Verdienste; und wie hätte er diese durch eine Übersetzung Homers nicht gesteigert! Grieche muß ich überdem schon werden, wenn ich Homer lese, ich lese ihn, wo ich wolle; warum denn nicht in meiner Muttersprache? Insgeheim muß ich ihn doch in dieser schon jetzo lesen, insgeheim übersetzt ihn sich die Seele des Lesers, wo sie kann, selbst wenn

* „Laokoon", p. 143. 150 [458. 462].

[1] Vgl. „Fragmente", Zweite Sammlung, oben S. 123. — [2] Johann Nikolaus Meinhard (1727—67), dem Riedel sein „Denkmal des Herrn J. N. Meinhard" (Jena 1768) widmete, hatte „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" und eine Übersetzung von Homes (vgl. S. 122, Anm. 2) „Grundsätzen der Kritik" veröffentlicht sowie eine Homer-Übersetzung geplant. Stücke davon in Prosa gab nach Lambel Zachariä vor der von ihm besorgten Neuausgabe der genannten „Versuche" (Braunschweig 1763 und 1764) heraus.

sie ihn griechisch hört; und ich sinnlicher Leser! ich kann mir ohne diese geheime Gedankenübersetzung sogar kein wahrhaftig nutzbares und lebendiges Lesen Homers denken. Nur denn erst lese ich, als hörte ich ihn, wenn ich mir ihn übersetze: er singet mir griechisch vor, und ebenso schnell, so harmonisch, so edel suchen ihm meine deutschen Gedanken nachzufliegen; alsdenn und alsdenn nur vermag ich mir und andern von Homer lebendige bestimmte Rechenschaft zu geben und ihn mit ganzer Seele zu fühlen. In jedem andern Falle, glaube ich, lieset man ihn als Kommentator, als Scholiast, als Schulgelehrter oder Sprachlehrling, und dies Lesen ist unbestimmt oder tot. Ein anderes ist, sagt Winckelmann, Homer verstehen, ein anderes, sich denselben erklären können; und dies geschieht in meiner Seele nicht anders als durch eine geheime Übersetzung, durch eine schnelle Umwandlung in meine Denkart und Sprache.

Überdem ist diese, in Betracht, die Übersetzerin Homers zu werden, weit über die französische und englische hinaus; sie allein kann vielleicht einen Mittelweg zwischen Umschreibung und Schulversion, wie die meisten lateinischen sind, finden; und dieser Mittelweg heiße mit einem altdeutschen Worte, dessen starker Gebrauch uns durch so manche schlechte Ausübung verächtlich und lächerlich geworden, Verdeutschung. Freilich[1] werde ich meinen Homer, auch wenn Meinhard ihn übersetzt hätte, in seiner Urschrift immer fortstudieren; nur würde ich mich auch nicht schämen, die Übersetzung nebenan liegen zu haben, bei jedem starken Bilde, das ich in meiner Muttersprache ganz fühlen will, in sie hineinzublicken, mit ihr zu wetteifern — so lese ich Homer.

Bedürfnis ist's also nicht, wenn ich mir einen Meinhardschen Homer wünsche, es ist Patriotismus[2], Gefühl für seine wahre Lesemethode, Gefühl für meine Muttersprache, gegen so manche

[1] Die folgenden Zeilen sind veranlaßt durch eine hämische, auf Herders Verlangen einer Homer-Übersetzung in den „Fragmenten", S. 123, zielende Anfrage in Klotzens „Bibliothek" (Jahrg. 1, St. 3, S. 5), ob „die lieben Kritiker, die einen deutschen Homer wünschen, auch wirklich den Homer jemals griechisch gelesen haben". — [2] Vgl. S. 110, Z. 21.

süßlateinische Übersetzung von Hektor und Andromache z. E. u. s. w.* betrachtet, Gefühl endlich gegen die unwichtigen Gründe**, womit man ein Genie, das zu interpretieren da ist, vom Homer abschrecken und hinwegsegnen[1] will. Wie? wenn Pope auch so gedacht hätte; wo wäre der englische Homer geblieben?[2] Und wird wohl ein vernünftiger Engländer, der Homer griechisch lesen kann, ihn nicht lesen wollen — weil ihn Pope englisch geliefert? — —

Wenn dies gute Wort über Homer hier nicht völlig an seiner Stelle steht, so hätte es doch irgendwo anders eine Stelle verdient, und ich fahre fort. „Es ist unmöglich", sagt Hr. L.***, „die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andre Sprache überzutragen", und an einem andern Orte†, wo er die fortschreitende Manier Homers vortrefflich entwickelt, entgeht ihm auch nicht der Vorteil, den ihm seine Sprache gewährte, „die ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zusammensetzung der Beiwörter läßt, sondern auch für diese gehäuften Beiwörter eine so glückliche Ordnung hat, daß der nachteiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehrern dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Auch unsre Sprache hat sie nicht, oder, welches einerlei ist, sie kann sie nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen." Mir haben diese Bemerkungen einen alten Gedanken wieder in die Seele gebracht, den ich bei Homer immer empfunden, und zu dem diese einige Züge mit enthalten.

Homer sang, ehe schriftstellerische Prose da war; er weiß also von keinen geschlossenen Perioden. Nicht als ob in ihm kein einiges[3] Punkt[4] wäre; die hat er, mein Leser; und hat er nicht

* Klotz. epist. Homeric. var. loc.[5] — ** Riedels Leben Meinhards, p. 60, 61.[6] — *** „Laokoon" 143 [458]. — † „Laokoon", p. 181 [479].

[1] D. h. durch Drohungen wegtreiben; Goethe droht z. B.: „Wart', ich will es dir gesegnen!" — [2] Pope (vgl. S. 78, Anm. 5) veröffentlichte seine Homer-Übersetzung 1715 ff. in London. — [3] D. h. einziges. — [4] Älteres, dem Ursprung des Wortes aus dem Lateinischen gemäßes Geschlecht. — [5] D. h. an verschiedenen Stellen von „Christiani Adolphi Klotzii Epistolae Homericae" (Altenburg 1754). — [6] Vgl. S. 246, Anm. 2.

gnug, so klecke[1] ihm noch mehrere zu. Ich rede von keinen Unterscheidungszeichen, in welche unsre Sprachlehrer das Wesentliche des Perioden setzen, sondern von der Zusammenordnung vieler einzelnen Züge zu einem ganzen Gemälde, das daher anfängt, wo uns die Sache in die Augen fiel, Zug vor Zug uns weiterführt, aber diese Züge verschränket, so umkehret, daß der Sinn des Ganzen aufgehalten, daß er nicht eher vollendet ist, bis wir zu Ende sind. Und dies Kunststück des prosaischen Perioden, behaupte ich, hat Homer nicht. Bei ihm fällt gleichsam Zug nach Zug auseinander; er schreitet mit jedem Beiworte weiter, von keiner Verschränkung, von einer künstlichen Suspension des Sinnes weiß er nichts. „Der Grieche verbindet das Subjekt gleich mit dem Prädikate und läßt die andern nachfolgen; er sagt ‚runde Räder, eherne, achtspeichichte'.* So wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vorteil hat unsre Sprache nicht." Keine neuere Sprache hat ihn, die zur Prose ursprünglich gebildet worden.

Und wenn in diesem Fortschreitenden eben Homers Manier bestehet, und seine Sprache (er pflanzte sie auf seine Dichter fort) und nur seine Sprache dies Fortschreitende zur Manier, zum Gesetze ihrer Zusammenordnung macht, so wird Homer in einer Übersetzung nach dieser neuen Konstruktionsmanier, die einmal ein Gesetz unsrer Sprachen geworden, seine Manier, das Wesen seiner Poesie, das mit jedem Zuge Fortschreitende verlieren: er wird prosaisiert werden. Prosaisiert, nicht in den Farben, in den Figuren seiner Bilder, sondern in der Art ihrer Stellung, in Komposition und Manier; und da, denke ich, hat er mehr verloren als durch jedes andere! Ein solcher Verlust geht die Art des Ausdrucks in seinem ganzen Werke durch, er ist der größte; denn er hindert den Gang seiner Muse.

* „Laokoon" 182 [479. 480].

[1] D. h. kleckse, male.

Ich nehme sein Bild vom herabsteigenden Apollo[1] und sage[2]: „So weit das Leben über das Gemälde geht, so weit ist hier der Dichter über den Prosaisten einer neuern Sprache; Apollo steigt von den Höhen des Olympus, ergrimmt, Bogen und Köcher auf der Schulter. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Schritte erklingen die Pfeile um die Schulter des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über und schnellet — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maultiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen." — „Es ist unmöglich", sagt Hr. L., dessen Worte ich mich meistens bedient, „die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache mit überzutragen." — Und ebenso unmöglich, fahre ich fort, ist's, dem Fortschreitenden des Bildes, das mit jedem Zuge weitertritt, in einer neuern Sprache Fuß vor Fuß nachzufolgen. Mit jedem neuen Worte ist ein Gemälde.

Nun laßt uns Homer in einer neuern Sprache hören: es sei in Pope selbst, der gewiß das Maß seiner Sprache so verstand, als kein Dichter vielleicht vor und nach ihm.[3] Umwerfen muß er die Worte, er muß umschreiben.* Ein Wort bei Homer wird ihm ein abgetrenntes Komma[4], ein fortlaufender Zug steht in ihm einzeln da wie eine Erklärung. Hier nimmt er einen Umstand voraus, dort erklärt er ihn, warum er sei; kurz, die fortschreitende Manier Homers ist weg. Homers Bild ist eine ausgemalte Schilderei, ein historisches Gemälde, stillstehend, nur mit poetischen Farben. Die Poesie Homers, auch in Popes Sprache, ist poetische, schöngereimte Prose.

Um die Schwierigkeit einer homerischen Übersetzung zu zeigen, führe ich noch eine Eigenheit in Homer an, die ich seiner Sprach-

* The Iliad, translat. by Pope, Book 1, v. 61—72.

[1] „Ilias", Ges. 1, V. 44 ff. — [2] Zumeist mit den Worten des „Laokoon", Kap. 13, Absatz 2. — [3] Pope war Meister in der Glätte und Eleganz der Sprache. — [4] Satzglied, kleiner Abschnitt.

manier abgemerket und von unsern Sprachen noch weiter abgehet. Sie ist ein gewisses Wiederkommen auf einen Hauptzug, der schon da war und jetzt das Band sein soll, um das Bild weiterzuführen und die auseinanderfallenden Züge zu einem Ganzen zu verknüpfen. Exempel mögen auch dies erklären. Der zornige Apollo steigt vom Olympus: ergrimmt, Köcher und Bogen auf der Schulter — ist das Bild aus? Nein! es rollt fort; aber um die schon gelieferten Züge uns im Auge zu erhalten, scheint es die folgenden bloß aus den vorigen zu entwickeln. Köcher und Bogen auf der Schulter? Ja! die Pfeile *erklangen* auf der Schulter. *Ergrimmt* stieg Apollo nieder? Ja! sie erklangen auf der Schulter des *Zornigen*. Er stieg nieder — er *ging*? sie klangen also mit jedem Tritte *des Ganges*. Nun ist Homer da, wo er ausging; er schritt fort, indem er zurücktrat; er hat jeden vergangnen Zug erneuert: noch haben wir das Ganze vor Augen. Auf eben die Art rollet er sein Bild weiter. Der letzte Zug erinnerte uns an die Tritte des Schreitenden und wird weitergeführt: der Schreitende *ging* der Nacht gleich. Weshalb Apollo Nacht um sich geworfen, hat der Dichter nicht Zeit, zu sagen; er läßt es erraten; es war ein fremder Zug in seinem Gemälde hier, an die zu denken, die er jetzt, mit Nacht umdeckt, vorbeistrich; er störet sich nicht im Bilde des gehenden Gottes. Nun ist der Gehende die Schiffe vorbei, weit vorbei, er sitzt, er schnellet einen Pfeil — *trifft* er, so ist das Bild zu Ende; aber noch muß es nicht zu Ende sein. Das Bild des klingenden Bogens wäre alsdenn verloren; es wird erst wieder erweckt — *fürchterlich also erklingt der silberne Bogen*; nun faßt der Pfeil, der erste, der andre, Tiere, Hunde, Menschen; Scheiterhaufen flammen; so flogen die Pfeile des Gottes neun Tage durch das Heer — — Jetzt ist das Gemälde zu Ende: der Gott, Bogen, Pfeil, die Wirkung derselben, alles ist vor Augen, kein Zug verloren, keine Farbe mit einem vorbeifliegenden Worte weggestorben; er weckte jede zu rechter Zeit wiederholend wieder auf; das Bild rollet zirkelnd weiter.

So machen es nicht unsre poetischen Schilderer; sie malen mit jedem Worte, und mit jedem Worte ist auch die Farbe weg, der Zug verschwunden, am Ende haben wir nur eben das letzte: nichts mehr. So aber nicht der erste der Dichter: er webt wiederholende Züge ein, die zum zweitenmal das Bild tiefer einprägen, eindrücken und einen Stachel in der Seele zurücklassen, wie Eupolis[1], der Komödienschreiber, von dem größten Redner Griechenlandes, dem Perikles, sagte. Die Manier der Komposition seiner Bilder gleicht der Sprechart des Ulysses, dessen Worte wie die Schneeflocken flogen, das ist, wie Plinius[1] sagt, crebre, assidue, large. Er läßt keinen Stein unbewegt, um zum Ziele zu treffen, und seine Pfeile sind, wie die des Philoktets, wiederkommend[2].

Menelaus wird den Räuber seiner Ehre und seiner Gattin vor dem Heere ansichtig und „freuet sich wie ein Löwe, der auf einen großen Raub fällt". Nun wäre das Bild zu Ende, aber für Homer ist's noch nicht tief gnug in der Seele. Was ist das: der auf einen großen Körper fällt? Homer fährt wiederholend fort: wenn er einen hörnichten Hirsch oder eine wilde Ziege gefunden. Nun wäre uns wieder das Bild seiner Freude zu weit vom Auge entfernet; es rollt also weiter: hungrig war er, gierig verschlingt er's! Und um den letzten Stachel in der Seele zu lassen von seinem gierigen Schlingen, von seiner erhaschenden Freude, so erweckt Homer hinter ihm eine laute kommende Jagd: schnelle Hunde, blühende junge Jäger verfolgen ihn. Nun ist das Bild ganz; ich sehe den gierigen Löwen, den Raub, sein Erhaschen, und was der Raub sei, seine Freude und seine die Gefahr vergessende Gierig-

[1] Plinius der Jüngere (vgl. S. 52, Anm. 3) deutet „Briefe", Buch 1, Brief 20, § 22, Homers („Ilias", Ges. 3, V. 222) Kennzeichnung der Redeweise des Odysseus auf eine „oratio crebra et adsidua et larga, postremo divina et caelestis", d. h. drängende, nie ausgehende und reichhaltige, ja göttliche und himmlische Rede. Dorther hat Herder auch die Worte des Eupolis (geb. 445 v. Chr.). — [2] Nach einem Verse aus des römischen Trauerspieldichters Lucius Accius (170 bis etwa 94 v. Chr.) „Philoktet": „Zielend mit den von der Roßhaarsehne getriebnen, rückkehrenden (reciproca) Pfeilen"; Varro (vgl. S. 32, Anm. 3), „De lingua latina", Buch 7, § 80 (Müller).

keit. So freute sich Menelaus u. s. w.* Sein Gemälde ist ein Kreisbild, wo ein Zug in den andern fällt, wo das vorige zurückkehrt, um das folgende zu entwickeln.

Ich müßte alle Bilder, alle Gleichnisse Homers abschreiben, wenn ich alle Beispiele geben wollte; denn sie sind alle nach einer Manier. Nicht immer strömen neue Züge herzu; die vorigen kommen wieder, malen weiter; der Tanz der Figuren kehrt in sich zurück und bricht plötzlich ab. Handlung und Empfindung, Zustand und Bewegung wechseln, und gemeiniglich nimmt sich das Wort, das die Handlung wieder erneuern, das ein Band voriger Züge sein soll, auch dadurch aus, daß es einen Vers anfängt und also die Rede auf sich stützet. Jedes Bild Homers ist eine musikalische Malerei; der gegebene Ton zittert noch eine Weile in unserm Ohre; will er ersterben, so tönt dieselbe Saite, der vorige Ton kommt verstärkt wieder; alle vereinigen sich zum Vollstimmigen des Bildes. So überwindet Homer das Hindernis seiner Kunst, daß ihre Wirkung gleichsam jeden Augenblick verschwindet; so macht er jeden Zug seines Bildes daurend.

Ich habe ein paar Proben von der feinen Kunst Homers in seiner Bilderkomposition von seiten der Sprache gegeben, um zu zeigen, daß ich zu einer Übersetzung vielleicht Schwierigkeiten finde, von denen manche nichts wissen, die recht viel von Homers Übersetzung sprechen können; indessen bringen mich auch diese Schwierigkeiten noch nicht zur Verzweiflung. Auch hier wird das Genie Rat finden; es wird zerstücken und wiederholen — sterben lassen und wieder vors Auge bringen und dem Homer wenigstens nacheifern. — Ich wollte, daß Hr. L. sich über dies Wiederkommende in Homers Bildern erklären möchte. Homer schildert nicht; wo er aber muß, da braucht er das angezeigte Kunststück, um mittelst jeden Augenblick schwindender, aber wiederkommender Töne das Ganze eines Eindrucks zu liefern. — — Aus der Tonkunst könnte diese Energie seiner Manier am besten erläutert werden.

* Iliad. Γ, 21.

16.

Überhaupt muß man nicht denken, daß ein Philosoph, der den Unterschied zwischen Poesie und einer schönen Kunst zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Wesen der Dichtkunst vollständig erklären wolle. Hr. L. zeigt, was die Dichtkunst, gegen Malerei gehalten, nicht sei; um aber zu sehen, was sie denn an sich in ihrem ganzen Wesen völlig sei, müßte sie mit allen schwesterlichen Künsten und Wissenschaften, z. E. Musik, Tanzkunst und Redekunst, verglichen und philosophisch unterschieden werden.

„Malerei wirkt im Raume, Poesie durch Zeitfolge. Jene durch Figuren und Farben, diese durch artikulierte Töne. Jene hat also Körper, diese Handlungen zu eigentlichen Gegenständen.“ So weit ist Hr. Lessing in seiner Entwicklung gekommen. Nun nehme ein philosophischer Tonkünstler sein Werk auf: wiefern haben Poesie und Tonkunst gemeine Regeln, da sie beide durch die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da sie Handlung singet? Der Redekünstler fahre fort: jede Rede kann Handlung schildern, wie denn die Poesie? wie in ihren verschiednen Gattungen und Arten? — Endlich diese Theorien zusammen, so hat man das Wesen der Poesie.

Auch bei der jetzigen einen Seite der Vergleichung ist's indessen, als ob mir an dem Wesen der Poesie immer etwas zur Berechnung fehle. — — Ich nehme Lessingen da das Wort auf, wo er die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten verspricht.*

Er schließet so: „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel oder Zeichen gebrauchet als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinandergeordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, auf-

* „Laokoon“, p. 153 [463].

einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen.

„Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

„Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie."

Vielleicht würde die ganze Schlußkette untrüglich sein, wenn sie von einem festen Punkte anfinge; nun aber lasset uns zu ihm hinan. „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie"; allerdings wahr!

„Jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit." Schon nicht so bestimmt! denn der Poesie sind die artikulierten Töne nicht das, was Farben und Figuren der Malerei sind!

„Wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen." Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulierten Töne haben in der Poesie nicht ebendasselbe Verhältnis zu ihrem Bezeichneten, was in der Malerei Figuren und Farben zu dem ihrigen haben. Können also zwei so verschiedne Dinge ein drittes, einen ersten Grundsatz zum Unterschiede, zum Wesen beider Künste geben?

Die Zeichen der Malerei sind *natürlich*[1]; die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache ist in den Eigenschaften des Bezeichneten selbst gegründet. Die Zeichen der Poesie sind *willkürlich*[1]; die artikulierten Töne haben mit der Sache nichts gemein, die sie ausdrücken sollen, sondern sind nur durch eine allgemeine Konvention für Zeichen *angenommen*.[2] Ihre Natur ist also sich völlig ungleich, und das tertium comparationis schwindet.

---

[1] Diese Unterscheidung nach Harris (oben S. 206); vgl. „Laokoon", herausgegeben von Blümner, S. 32. — [2] Zu dieser veralteten Ansicht bekennt sich Herder auch in seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" („Neudrucke

Malerei wirkt ganz im Raume, nebeneinander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen. Poesie aber nicht so durch die Succession, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer artikulierten Töne beruhet das nicht, was in der Malerei auf dem Nebeneinandersein der Teile beruhete. Das Successive ihrer Zeichen ist nichts als conditio, sine qua non[1], und also bloß einige Einschränkung; das Koexistieren der Zeichen in der Malerei aber ist Natur der Kunst und der Grund der malerischen Schönheit. Poesie, wenn sie freilich durch aufeinanderfolgende Töne, das ist Worte, wirkt, so ist doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succession der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um diesen Unterschied deutlicher zu machen, muß eine Vergleichung zwischen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künsten gemacht werden, zwischen Malerei und Tonkunst. Hier kann ich sagen: Malerei wirkt ganz durch den Raum, so wie Musik durch die Zeitfolge. Was bei jener das Nebeneinandersein der Farben und Figuren ist, der Grund der Schönheit, das ist bei dieser das Aufeinanderfolgen der Töne, der Grund des Wohlklanges. Wie bei jener auf dem Anblicke des Koexistierenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunst beruhet, so ist in dieser das Successive, die Verknüpfung und Abwechselung der Töne das Mittel der musikalischen Wirkung. Wie also, kann ich fortfahren, jene, die Malerei, bloß durch ein Blendwerk den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann, so mache sie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptsache, nämlich als Malerei durch Farben und doch in der Zeitfolge zu wirken: sonst gehet das Wesen und alle Wirkung der Kunst verloren. Hierüber ist das Farbenklavier[2] Zeuge. Und also im Gegenteile die Musik, die ganz durch Zeitfolge

pädagogischer Schriften", Nr. 16, Leipz. 1901, Fr. Brandstetter) in der gesamten Auffassung wie durch die Wahl des Mottos aus Ciceros „Topica", Kap. 8, § 35: „Vocabula sunt notae rerum". — [1] Unerläßliche Bedingung. — [2] Eine von Louis Bertrand Kastell dem Jüngeren (1688—1757) erfundene Vorrichtung, die der zu Herders Zeit beliebten „Farbenkunst" diente, d. h. der Kunst, durch passende Zusammenstellung von Farben angenehme Eindrücke zu erzielen. Später (SWS, Bd. 15, S. 238) nennt Herder das Farbenklavier gar einen „Kinderjahrmarkt".

wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenstände des Raums musikalisch zu schildern, wie unerfahrne Stümper thun. Jene verliere sich nie aus dem Koexistenten, diese nie aus der Succession, denn beide sind die natürlichen Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poesie aber ist der Auftritt geändert. Hier ist das Natürliche in den Zeichen, z. E. Buchstaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poesie wenig oder nichts; der Sinn, der durch eine willkürliche Übereinstimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulierten Tönen einwohnet, ist alles. Die Succession der Töne kann der Poesie nicht so wesentlich berechnet werden als der Malerei das Koexistieren der Farben; denn „die Zeichen haben gar nicht einerlei Verhältnis zu der bezeichneten Sache".*

Der Grund ist wankend, wie wird das Gebäude sein? Ehe wir dieses sehen, lasset uns jenen erst auf andre Art sichern. Malerei wirkt im Raume und durch eine künstliche Vorstellung des Raums. Musik und alle energische Künste wirken nicht bloß in, sondern auch durch die Zeitfolge, durch einen künstlichen Zeitwechsel der Töne. Ließe sich nicht das Wesen der Poesie auch auf einen solchen Hauptbegriff bringen, da sie durch willkürliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieser Wirkung Kraft nennen; und so wie in der Metaphysik Raum, Zeit und Kraft drei Grundbegriffe sind, wie die mathematischen Wissenschaften sich alle auf einen dieser Begriffe zurückführen lassen, so wollen wir auch in der Theorie der schönen Wissenschaften und Künste sagen: die Künste, die Werke liefern, wirken im Raume; die Künste, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die schönen Wissenschaften oder vielmehr die einzige schöne Wissenschaft, die Poesie, wirkt durch Kraft. — Durch Kraft, die einmal den Worten beiwohnt, durch Kraft, die zwar durch das Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirket. Diese Kraft ist das Wesen der Poesie, nicht aber das Koexistente oder die Succession.

---

* „Laokoon", p. 153 [463].

Nun wird die Frage: welche Gegenstände kann diese poetische Kraft besser an die Seele bringen, Gegenstände des Raums, koexistierende Gegenstände oder Gegenstände der Zeitsuccessionen? Und, um wieder sinnlich zu reden: in welchem Medium wirkt die poetische Kraft freier, im Raume oder in der Zeit?

Sie wirkt im Raume, dadurch, daß sie ihre ganze Rede sinnlich macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen selbst, sondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Vehikulum der Kraft, die Worte, sondern die Kraft selbst, den Sinn, empfinden. Erste Art der anschauenden Erkenntnis. Sie bringt aber auch jeden Gegenstand gleichsam sichtlich vor die Seele, d. i. sie nimmt so viel Merkmale zusammen, um mit einmal den Eindruck zu machen, der Phantasie ihn vor Augen zu führen, sie mit dem Anblicke zu täuschen: zweite Art der anschauenden Kenntnis und das Wesen der Poesie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortklauberei oder Philosophie ist, diese Art der Poesie allein zukommen und macht ihr Wesen, das sinnlich Vollkommene in der Rede. Man kann also sagen, daß das erste Wesentliche der Poesie wirklich eine Art von Malerei, sinnliche Vorstellung sei.

Sie wirkt in der Zeit; denn sie ist Rede. Nicht bloß erstlich, sofern die Rede natürlicher Ausdruck ist, z. E. der Leidenschaften, der Bewegungen, denn dies ist der Rand der Poesie; sondern vorzüglich, indem sie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorstellungen auf die Seele wirkt und in der Abwechselung teils, teils in dem Ganzen, das sie durch die Zeitfolge erbauet, energisch wirket. Das erste hat sie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das letzte aber, daß sie einer Abwechselung und gleichsam Melodie der Vorstellungen und eines Ganzen fähig sei, dessen Teile sich nach und nach äußern, dessen Vollkommenheit also energesieret — dies macht sie zu einer Musik der Seele, wie sie die Griechen nannten: und diese zweite Succession hat Hr. Lessing nie berühret.

Keines von beiden, allein genommen, ist ihr ganzes Wesen.

Nicht die Energie, das Musikalische in ihr; denn dies kann nicht stattfinden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorstellungen, das sie der Seele vormalet, vorausgesetzt wird. Nicht aber das Malerische in ihr; denn sie wirkt energisch, eben in dem Nacheinander bauet sie den Begriff vom sinnlich vollkommnen Ganzen in die Seele; nur beides zusammengenommen, kann ich sagen, das Wesen der Poesie ist Kraft, die aus dem Raum (Gegenstände, die sie sinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Teile zu einem poetischen Ganzen) wirkt: kurz also sinnlich vollkommene Rede.

Nach diesen Voraussetzungen wollen wir zu Hrn. Lessing zurück. Bei ihm ist der vornehmste Gegenstand der Poesie Handlungen; nur aber er kann aus seinem Begriffe der Succession diesen Begriff ausfinden; ich gestehe es gerne, ich nicht.

„Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, sind Handlungen."* Wie? ich lasse soviel ich will aufeinander folgen, jedes soll ein Körper, ein toter Anblick sein; vermöge der Succession ist keines noch Handlung. Ich sehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — sehe ich damit Handlung? Verschiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen, einzeln, tote, einander nachfolgend; sehe ich Handlung? Nie wird P. Kastells Farbenklavier[1] mit seinem successiven Vorspielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien wären, Handlungen liefern; nie wird eine melodische Kette von Tönen eine Kette von Handlungen heißen. Ich leugne es also, daß Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, deswegen überhaupt Handlungen heißen; und ebenso leugne ich, daß, weil die Dichtkunst Successionen liefre, sie deswegen Handlungen zum Gegenstande habe.

Der Begriff des Successiven ist zu einer Handlung nur die halbe Idee; es muß ein Successives durch Kraft sein: so

* „Laokoon", p. 154 [464].

[1] Vgl. S. 256, Anm. 2.

wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Wesen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Substanz aufeinander folgen: so wird Handlung. Und sind Handlungen der Gegenstand der Dichtkunst, so wette ich, wird dieser Gegenstand nie aus dem trocknen Begriff der Succession bestimmt werden können: Kraft ist der Mittelpunkt ihrer Sphäre.

Und dies ist die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantasie und Erinnerung wirkt: sie ist das Wesen der Poesie. — Der Leser sieht, daß wir sind, wo wir waren, daß nämlich die Poesie durch willkürliche Zeichen wirke; daß in diesem Willkürlichen, in dem Sinne der Worte ganz und gar die Kraft der Poesie liege, nicht aber in der Folge der Töne und Worte, in den Lauten, sofern sie natürliche Laute sind.

Hr. L. indessen schließt aus dieser Folge von Tönen und Worten alles; nur sehr spät fällt es ihm ein*, daß die Zeichen der Poesie willkürlich wären; allein auch denn ponderiert[1] er nicht, was der Einwurf, Poesie wirkt durch willkürliche Zeichen, sagen wolle.

Denn wie löset er diesen Einwurf? „Dadurch, daß mit der Schilderung körperlicher Gegenstände die Täuschung, das Hauptwerk der Poesie, verloren gehe, daß also zwar Rede an sich, aber nicht die sinnlich vollkommenste Rede, die Poesie, Körper schildern könne.“[2] Die Sache scheint jetzt an besserm Orte. Eben weil die Poesie nicht malerisch gnug sein kann bei Schilderung körperlicher Gegenstände, so muß sie sie nicht schildern. Nicht, damit sie nicht Malerei sei, nicht, weil sie in successiven Tönen schildert, nicht, weil der Raum das Gebiet des Malers und bloß Zeitfolge das Gebiet des Dichters sei — ich sehe bei allem keine Ursache. Das Successive in den Tönen ist, wie gesagt, dem Poeten wenig; er wirkt nicht durch sie als natürliche Zeichen. Aber wenn ihn seine Kraft verläßt, wenn er mit sei-

* p. 165 [470].

[1] Erwägt. — [2] „Laokoon“, S. 166, 171, 172 [471, 473—474; freie Anführung].

nen Vorstellungen unabhängig von seinen Tönen die Seele nicht täuschen kann: ja, dann geht der Poet verloren, dann bleibt nichts als ein Wortmaler, als ein symbolischer Namenerklärer. Aber daß sie hier noch nicht am besten Orte sei, mag — sein eignes Beispiel zeugen.* Wenn es Hallers Endzweck ist, uns in den „Alpen“[1] den Enzian und seinen blauen Bruder und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter versmäßig kennen zu lehren, allerdings verliert er alsdenn den Zweck des Dichters, mich zu täuschen, und ich als Leser meinen Zweck, mich täuschen zu lassen. Dies ist alsdenn der Grund, und kein andrer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem botanischen Lehrbuch gehe, wie werde ich da den Enzian und seine Brüder kennen lernen? Wie anders als wieder durch successive Töne, durch Rede? Der Botanist wird mich von einem Teile zum andern führen; er wird mir die Verbindung dieser Teile klar machen; er wird das Kraut meiner Einbildungskraft teilweise und im ganzen vorzuzählen suchen, was freilich das Auge mit einmal übersiehet; er wird alles thun, was bei Hrn. L. der Dichter nicht thun soll. Wird er mir verständlich werden? Darum ist nicht die Frage, wenn ich seine Worte verstehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewisse Art täuschen. Kann er dies nicht, sehe ich die Sache bloß im einzelnen, deutlich, nicht aber im ganzen, anschauend ein, so werde ich alsdenn alle Regeln, die Hr. Lessing dem Dichter gibt, auch dem Verfasser eines botanischen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm sehr ernsthaft sagen:** „Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume, eines Krauts? Erst betrachten wir die Teile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Teile und endlich das Ganze. Unsre Sinne verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer

* p. 168 [472]. — ** p. 166. 167 [471. 472].

[1] Albrecht von Haller (1708—77), der berühmte schweizerische Dichter und Göttinger Professor; Herder bezieht sich auf die im „Laokoon“, Kap. 17, angeführten Verse aus dessen großem beschreibendem Gedicht „Die Alpen“ (zuerst in „Dr. Albrecht Hallers Versuch von Schweizerischen Gedichten“, 2. vermehrte Aufl. Bern 1734).

so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einige zu sein bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich notwendig. Gesetzt nun also auch, der schriftliche Kräuterlehrer führe uns in der schönsten Ordnung von einem Teile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Teile auch noch so klar zu machen, wieviel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersiehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Teile beständig gegenwärtig, es kann sie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Teile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück, welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen! Solche Beschreibungen mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitieren lassen; nur für sich allein sagen sie wenig oder nichts."

So spricht Hr. L. zum Dichter, und warum soll ich nicht ebenso zum Kräuterlehrer sprechen, der mich bloß durch Worte lehren will? Ich sehe keine Veränderung des Falles, eben denselben Gegenstand, einen Körper, eben dasselbe Mittel, ihn zu schildern, Rede, eben dieselbe Hinderung in diesem Mittel, das Successive der Rede, Worte. Folglich muß die Lektion sich so gut auf ihn als auf jeden Wortschilderer passen.

Folglich muß die Ursache: „Succession verhindert, Körper zu schildern", da sie auf jede Rede trifft, da jede Rede in solchem Falle nicht das Definitum[1] als ein Wort verständlich, sondern als eine Sache anschauend machen will — eigentlich außer dem Gebiete der Poesie liegen.

[1] Den Begriff, den bestimmten Gegenstand.

Folglich auch in demselben kein eigentliches, wenigstens kein höchstes Gesetz geben können, sondern nur ein Nebenbegriff bleiben, aus dem wenig oder nichts gefolgert werden kann. — Meine ganze Schlußkette fängt von dem doppelten Grunde an: daß das Successive in den Tönen der Poesie kein Haupt-, kein natürliches Mittel ihrer Wirkung sei, sondern die Kraft, die diesen Tönen willkürlich anhängt und nach andern Gesetzen als der Succession der Töne auf die Seele wirkt. Zweitens: daß das Successive der Töne ja nicht der Poesie allein, vielmehr jeder Rede zukommt und also wenig in ihrem innern Wesen bestimmen oder unterscheiden könne. Wenn nun Hr. L. Succession in seinem Buche zum Hauptgrunde des Unterschiedes zwischen Poesie und Malerei macht, ist da wohl die richtigste Grenzscheidung zu erwarten?

17.

Um auf einen fruchtbarern Weg zu kommen, als dieser trockne Nebenbegriff gewähret, macht Hr. L. einen Sprung, den ich ihm nicht nachthue. „Die Poesie schildert durch successive Töne, folglich schildert sie auch Successionen*, folglich hat sie auch Successionen und eigentlich nichts als Successionen zum Gegenstande. Successionen sind Handlungen, folglich" — und folglich hat Hr. L., was er will; aber woher kann er's haben? Den Begriff der Handlung fand er in der Succession; und daß sie nur fortschreitende Gegenstände schildere, schloß er, weil sie in successiven Tönen schildert — wo bleibt hier die Kette? Gesetzt, daß das Aufeinanderfolgen der Töne in der Dichtkunst das wäre, was das Nebeneinandersein der Farben in der Malerei: welche Proportion ist in dem Successiven der Töne und in dem Successiven der Gegenstände, die sie schildert? Wie weit halten diese einen Schritt? Wie kann man auch nur an Vergleichung denken? Und wie weit weniger eins aus dem andern zu schließen? — Und wenn sie auch denn Successionen schilderte, warum müssen

* p. 153. 154 [463. 464; freie Anführung].

diese Successionen Handlungen sein? u. s. w. Die Grenzscheidung nach solch einem Risse kann kaum richtig sein.

Kaum richtig von seiten der Malerei; „ihr Wesen sei, Körper zu schildern", wenigstens bin ich mir fortschreitenderer Handlungen der Malerei bewußt, als wovon Hr. L. ein Beispiel gibt*, nämlich eine Draperie, die in ihrem Wurfe zwei Augenblicke vereinige.

Noch minder aber von seiten der Dichtkunst, wo aus dem Successiven der Töne wenig oder nichts folgt. Nicht, daß sie keine Körper schildern solle; denn können keine successiven Töne Begriffe von koexistierenden Dingen erwecken, so sehe ich nicht, wie irgend die Rede, die bloß hörbare Rede, anschauende Erkenntnis wirken könnte; denn Bilder, würde ich sagen, sind nicht hörbar. So sehe ich nicht, wie irgend die Rede zusammenhangende Bilderbegriffe erwecken könne; denn die successiven Töne hangen nicht zusammen. So sehe ich endlich auch nicht, wie in der Seele aus vielen Teilbegriffen ein Ganzes, z. E. der Ode, des Beweises, des Trauerspiels, entstehen könnte; denn die ganze Succession der Töne macht kein solches Ganzes: „für das Ohr sind die vernommenen Teile jedesmal verloren." Es läßt sich also hieraus alles oder nichts folgern.

Noch weniger folgt hieraus „die Untauglichkeit der ganzen descriptive poetry**, das Unpoetische aller malenden Poesie".

Noch weniger hieraus, daß das Wesen der Dichtkunst Fortschreitung sei***, daß die Dichtkunst nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen müsse: daß Einheit der malerischen Beiwörter ihr Regel sei† —

Ja nicht einmal, daß sich „nur aus diesen Grundsätzen die große Manier Homers bestimmen und erklären ließe". Ich leugne Hrn. L. viel und in seinem Grunde alles; aber darum leugne ich nicht alle Sachen, die nur er auf diesen Grund bauet. — Darf ich von Homer anfangen? —

* p. 178. 179 [477. 478]. — ** p. 174. 175 [475]. — *** p. 154. 155 [464]. — † p. 155 [464].

„Homer malet nichts als fortschreitende Handlungen; alle Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Anteil an den Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Zwingen ihn ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so weist er durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in einer Folge von Augenblicken, in deren jedem er anders erscheint".* — Schön! vortrefflich! die wahre Manier Homers! — Nur ob Homer diese Manier gewählt, weil er mit successiven Tönen schildern wollte**, weil er körperliche Gegenstände anders zu schildern verzweifelte, weil er besorgen mußte, daß, wenn er uns in der schönsten Ordnung von einem Teile des Gegenstandes zum andern führte, daß, wenn er uns auch die Verbindung dieser Teile noch so klar zu machen wüßte***, dem Auge zwar die betrachteten Teile in der Natur beständig gegenwärtig blieben, für das Ohr hingegen die vernommenen Teile, folglich die Mühe des Dichters verloren wäre — ob deswegen Homer seine Gegenstände in eine Folge von Augenblicken gesetzt, ist mir nie bei Homer beigefallen.

Wenn seine Hebe z. E. uns den Wagen der Juno Stück vor Stück zusammensetzt†, entkommt da der Dichter dem Versuche, ein Koexistentes nicht mit Folgetönen zu schildern? Ich sehe Räder, Achsen, Sitz, Deichsel, Riemen, Stränge nicht, wie es beisammen ist, sondern erst langsam zusammenkommt. Erst werden mir die Räder, nicht bloß die Räder, sondern die Teile derselben, die ehernen Speichen und die goldnen Felgen und die Schienen von Erzt[1] und die silberne Nabe u. s. w., langsam vorgezählt, denn erst Achsen, denn erst der Sitz, alles in seinen Teilen; und ehe das letzte Stück dran ist, habe ich sicherlich das erste vergessen. Der Wagen steht zusammen, und trotz der Phantasie,

* p. 155 [157 = 465]. — ** p. 153 [463]. — *** p. 167 [471]. — † Iliad. *E*, v. 722—731.

[1] Ältere, hier aus dem „Laokoon" übernommene Form.

die sich jetzt das Bild des Wagens mit einem Blicke und doch in allen seinen Teilen, z. E. die ehernen Speichen und die goldnen Felgen und die Schienen von Erzt u. s. w., auf einmal anschauend denken könne! Ich sehe also kaum, was Homer gethan hätte, um gleichsam die Wirkung successiver Töne zu schwächen, um durch unzählige Kunstgriffe uns das Koexistente gegenwärtig zu machen. Liegt es hier einmal am klaren Begriffe des Koexistiven in allen seinen Teilen, „welche größere Mühe, welche schärfere Anstrengung kostet es, diese langsamen Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuren, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen"? Arbeitete der Dichter auf diesen Begriff des Ganzen, da er uns seine Teile zerlegte, um ihn nachher in allen diesen Teilen zusammengesetzt darzustellen, so sage ich, hat er ebenso vergebens gearbeitet als Brockes[1], wenn er uns Kräuter malet. Das Zusammensetzen, die Handlung der Hebe kommt gar nicht in Rechnung; das Nacheinanderzusammensetzen, was mit einmal gezeigt, gedacht werden sollte, ist Augenmerk, dies ist bei beiden gleich, ja bei Homer durch das Zusammensetzen noch langsamer. „Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Teile desselben, die wir in der Natur nebeneinander sehen, in seinem Gemälde ebenso natürlich aufeinander folgen und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Der Bogen des Pandarus[2] z. E."* — aber wie kann Hr. L. hier in Homers Beschreibung eine Parallele der Folge in den Tönen mit dem Koexistieren der Teile und der Teile des Ob-

* „Laokoon", p. 163. 164 [469].

[1] Barthold Heinrich Brockes (1680—1747) dichtete ein moralische Betrachtungen an Naturschilderungen knüpfendes Lehrgedicht „Irdisches Vergnügen in Gott" (in 10 Teilen, Hamb. 1721—48) und gab 1745 ebenfalls in Hamburg eine Übersetzung von des Engländers James Thomson „Jahreszeiten" heraus. — [2] „Ilias", Ges. 4, V. 105 ff.

jekts mit den Teilen der Rede finden? Wenn Homer uns den Bogen des Pandarus malen will und uns erst auf die Jagd des Steinbocks führet, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden, und uns erst den Felsen zeigt, wo ihn Pandarus erlegt, und nun erst die Hörner des Steinbocks längelang ausmißt; nun erst sie in Arbeit gibt, nun erst uns jeder Arbeit des Künstlers zuschauen läßt — wer kann sagen, Homer habe das Successive seiner Beschreibung der Natur des Koexistenten gleichsam näherbringen und die Teile des Bogens mit dem Flusse der Rede Schritt halten lassen! Statt daß sie durch diese Homerische Manier näher zusammenkommen sollten, sehe ich sie sich weiter hinaus zerstreuen; unter vielen andren fremden Zügen (Jagd, Steinbock, Ort des Erhaschens, Ort der Verwundung, Lager des gefällten Steinbocks, Werkstätte des Künstlers) liegen sie versteckt; und hätte Homer mit seiner Geschichte des Bogens darauf gezweckt, um mir nachher mit einmal alle Teile des Bogens anschaulich zu geben, so hätte er eben den schlechtesten Weg genommen. Meine Phantasie wenigstens hat sich der Geschichte überlassen, dem Pandarus einen Bogen zu zimmern; aber ihn sich nachher in allen seinen Teilen auf einmal zu denken, die fremden Züge in der Geschichte erst wegzulassen — welche Mühe! welche Absonderung! „Homer malet den Schild Achilles' in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen. Er malet dies Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des beschriebenen Kunstgriffes bedienet, das Koexistierende seines Vorwurfs in ein Konsekutives zu verwandeln und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen."* Feine

* „Laokoon", p. 183. 184 [480].

Bemerkung! richtiger Gegensatz mit Virgilen![1] Ob aber Homer dies Werden des Schildes ergriffen, um gleichsam mit dem Konsekutiven ein Koexistierendes zu liefern? ob er „die mehrern Züge für die verschiedenen Teile und Eigenschaften im Raume in einer gedrängten Kürze schnell aufeinander folgen lasse, damit wir sie alle auf einmal zu hören glauben sollen?“[2] Ob es mit dem Werden des Schildes sein Zweck gewesen, den Raum in die Zeitfolge zu verwandeln und uns durch diese den Anblick eines Ganzen zu geben, den wir nur durch jenen fassen konnten?* — Sollen diese Fragen ihr Ja bekommen, so bekenne ich die Schwäche meines Gedächtnisses, diesen Zweck an mir nicht erreichen zu können. Mögen zehen oder noch weniger Gemälde auf dem Schilde sein, möge ich sie auch werdend gesehen haben, ich erstaune über das Werk, aber nicht mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, dem jetzt der ganze Schild vor Augen, bei dem das Konsekutive in ein Koexistierendes verwandelt wäre.[3] Nur in dem Haupte des göttlichen Künstlers kann der Schild mit allen seinen Figuren ein malerisches Ganzes gebildet haben: ich muß aufs neue das Schild herum, wenn ich die mit jedem successiven Wortzuge verlorne Figur wieder sehen soll; und doch wo sind sie, wenn ich sie zu einem ganzen Schilde ordnen soll? Das Werdensehen hat hiezu nichts gethan und kann hiezu nichts thun, es sei denn, um mich noch weiter zu zerstreuen; das Nacheinanderwerden ist und bleibt der Knoten.

Homers Sprache sei so vortrefflich, als sie sein kann — jedes Wort liefre ein Bild — ohne alle Suspension[4] der Beziehungen — so schnell fortschreitend, als Diane in ihrem Gange[5]**; soll dies schnelle Fortschreitende da sein, um gleichsam das Hin-

* p. 166 [471]. — ** „Laokoon“, p. 180. 181 [478—479].

[1] „Laokoon“, Kap. 18, letzter Absatz. — [2] „Laokoon“, S. 181 [479]. — [3] Mit Beziehung auf „Laokoon“, Kap. 18, drittletzter bis letzter Absatz und Anmerkung e. — [4] Ausdruck im „Laokoon“, Kap. 18, wo damit das Unklare, die lange Schwebelage der Beziehungen deutscher Fügungen bezeichnet wird, wie: der am Himmel hinlaufenden plötzlichen schreckenden Röte. — [5] Diana, als Göttin der Jagd, hat mehrere ihr schnelles Einherschreiten bezeichnende Beiwörter.

dernis des Raums zu mindern, zu vernichten, um dadurch den täuschenden Anblick eines räumlichen Gegenstandes, eines Körpers im Raume zu erwecken — dies kann keine Rede. Dazu wohl kaum wird Homer seiner schreitenden Manier so treu geblieben sein, dazu eben nicht für jedes Ding nur einen Zug gehabt, dazu am wenigsten das konsekutive Werden gewählt haben, „um die Teile seines Gegenstandes mit dem Flusse der Rede einerlei Schritt halten zu lassen". Dies kann keine Rede, noch minder will's die Rede des Dichters, am mindsten wollte es der erste der Dichter. Seine ganze Manier zeigt, daß er nicht fortschreite, um uns, es sei, wovon es sei, ein Bild des Ganzen durch Succession zu geben; sondern er schreitet durch die Teile, weil ihm an dem Bilde des Ganzen ganz und gar nicht lag.

Ich wollte um alles nicht, Hrn. L. einen falschen Sinn angedichtet zu haben[1]; in der Sache selbst mit ihm eins, machen mich nur in dem Grunde der Sache seine Schlüsse und Verbindungen verlegen. Dünkt jemand dieser Unterschied unbeträchtlich — so liegt mir nichts daran; andern wird er beträchtlich scheinen.

Homer ist immer fortschreitend in Handlungen, weil er damit fortschreiten muß, weil alle diese Teilhandlungen Stücke seiner ganzen Handlung sind, weil er ein epischer Dichter ist. Ich brauche also den Wagen der Juno und den Zepter des Agamemnon und den Bogen des Pandarus nicht weiter kennen zu lernen, als sie, in die Handlung mit eingeflochten, mitwirken sollen auf meine Seele. Darum also höre ich die Geschichte des Bogens, nicht damit mir diese statt Gemälde sei, sondern um einen Begriff von seiner Stärke, von der Macht seiner Arme, mithin von der Kraft seiner Sehne, seines Pfeils, seines Schusses zum voraus in mich zu pflanzen. Wenn nun Pandarus den Bogen vornimmt, die Sehne anlegt, den Pfeil ansetzt — abdrückt! — wehe dem Menelaus, den der Pfeil eines solchen Bo-

[1] Es geschieht hier freilich. Vgl. S. 204.

gens trifft, wir kennen seine Stärke. Hr. L. kann also nicht sagen, es sei Homeren mit seiner Geschichte des Bogens um sein Bild und bloß um sein Bild zu thun gewesen. Um nichts minder als hierum; die Stärke, die Kraft des Bogens war seine Sache: sie und nicht die Gestalt des Bogens gehört zum Gedichte; sie und keine andre Eigenschaft soll hier energisch mitwirken, daß wir, wenn nachher Pandarus abdrückt, wenn nachher die Senne schwirrt, der Pfeil trifft — um so mehr den Pfeil empfinden. Dieser Energie zufolge, die in einem Gedichte das Hauptwerk ist, erlaubt sich Homer, aus der Schlacht auf die Jagd zu spazieren und die Geschichte des Bogens zu dichten; denn ich sehe keine andre Art, diesen Begriff in aller Stärke vorzustellen, als durch Geschichte. Durch ein Bild können wir eigentlich nur Gestalt lernen; aus der Gestalt müssen wir Größe, aus dieser Stärke erst schließen; durch eine Geschichte lernen wir diese unmittelbar — und wenn es dem energischen Künstler, dem Dichter bloß um diese Stärke zu thun ist, was soll er sich andre Arbeiten aufbürden? Der Maler male Bild, Gestalt; er aber wirke Stärke, Energie. — Die wirkt auch Homer von Anfange zu Ende der Beschreibung; nur freilich nicht, wenn ich ihn in der Umkleidung lese, die Hr. L. mit dem Schusse Pandarus' macht; aus ihr ist bloß ein successives, nicht aber (der Hauptzweck des Dichters!) ein energisches Bild zu hören; wobei wir nicht durch successive Töne malerisch, sondern in jedem Tone energisch getäuscht werden, daß wir zusammenfahren sollen, wenn endlich ein solcher Bogen trifft.

Ein Gleiches gilt vom Zepter Agamemnons; ich betrachte die Geschichte desselben gar nicht „als einen Kunstgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Teile einzulassen."* Sein Zepter ist ein uraltes königliches, göttliches Zepter! Der Begriff soll wirken; um alle andre Kunstgriffe und Allegorien bleibe ich unbekümmert.

* „Laokoon", p. 159—63 [467—469].

Der Wagen der Juno wird beschrieben*: warum? natürlich, weil ich ohne den Dichter diesen Wagen nicht gesehen, weil ich ihn erst kennen lernen muß, um einen himmlischen Wagen zu kennen. Warum wird er zusammengesetzt? Natürlich, weil wir einen himmlischen Wagen nie so gut kennen lernen, als wenn er erst in seinen Teilen daliegt und zusammengesetzt wird. Um also die Vortrefflichkeit dieses Götterwagens, um den innern Wert aller seiner Teile, um seinen künstlichen Bau zu schildern, wird er zusammengesetzt, nicht aber, um diese Teile successiv zu sammlen, da man sie koexistent nicht sehen kann. Das Zusammensetzen ist hier kein Kunstgriff, kein quid pro quo, um uns so das Ganze zu geben; den ganzen Anblick zu sammlen, ist kein Zweck des Dichters; im Zusammensetzen selbst liegt die Energie der Rede, nichts mehr. Bei jedem Teile sollen wir ausrufen: Prächtig! göttlich! königlich! — ist dies, ist dieser Begriff sinnlich vollkommen in der Seele: das Ganze mit seinen Teilen war nicht mein Bild, das mag ein Kutscher lernen. — Der Wagen ist zusammen, die Energie also vollendet; ich rufe nochmals aus: Prächtig! göttlich! königlich! und lasse Juno und Minerva kutschieren.

Der Schild Achilles'** wird unter der Hand Vulkans; warum wird er? Natürlich, weil er werden soll! Achilles hat Waffen nötig; Thetis flehet Vulkan darum an; er verspricht's, steht auf, arbeitet — warum soll er nicht arbeiten? Im ganzen Homerischen Gedichte sind Götter wirksam, ihre Auftritte wechseln mit den Auftritten der Menschen ab; nun ist Nacht, die Handlung steht; Vulkan haben wir so lange nicht gesehen, seitdem er als hinkender Mundschenke der Götter erschien; Achilles hat seine Waffen mit Patroklus verloren; nun gehe Thetis zum Vulkan, nun kann Vulkan schmieden; der Schild ist werdend. — Die ganze Szene gehört zur Handlung des Gedichts, zum Gange der Epopee, und ist keine Figur, die aus seinem Poem

* Iliad. *E*, v. 722—731. — ** Iliad. *Σ*, 478 &c.

vorrufe, keine Besonderheit der Homerischen Manier. Im Werden, in der Schöpfung des Schildes liegt ja hier alle Kraft der Energie, der ganze Zweck des Dichters. Bei jeder Figur, die Vulkan aufgräbt, bewundere ich den schaffenden Gott, bei jeder Beschreibung der Maße und der Fläche erkenne ich die Macht des Schildes, das dem Achilles wird, auf welches der in das Interesse der Handlung verflochtne Leser so sehnlich als Thetis wartet.

Kurz, ich kenne keine Successionen in Homer, die als Kunstgriffe, als Kunstgriffe der Not, eines Bildes, einer Schilderung wegen da sein sollten; sie sind das Wesen seines Gedichts, sie sind der Körper der epischen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers, liegen; mit jeder andern Hypothese von Kunstgriffen, von Einkleidungen, um das Koexistente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieser Vorwurf groß sei, daß kein größers Hindernis der Kraft eines Dichters gelegt werden könne, als nicht in seinem Tone zu lesen; allein deswegen nehme ich meinen Vorwurf nicht zurück. Wer in dem Zusammensetzen des Wagens der Juno und in der Geschichte des Bogens und des Zepters und in dem Werden des Schildes nichts als einen Kunstgriff bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen, der weiß nicht, was Handlung des Gedichts sei, an dem hat Homer seine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, so schildert er's, wenn es auch ein Thersites sein sollte; er weiß von keinen Kunstgriffen, von keiner poetischen List und Gefährde: Fortschreitung ist die Seele seines Epos.

18.

Nun aber ist Homer auch nicht der einzige Dichter, es gab bald nach ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindarus, Äschylus u. s. w. Sein *επος*, seine fortgehende Erzählung, verwandelte sich mehr und mehr in ein *μελος*, in ein Gesangartiges, und drauf in ein *ειδος*, in ein Gemälde; Gattungen, die noch aber immer Poesie blieben. Ein Sänger (*μελοποιος*) und ein lyrischer

Maler (εἰδοποιος), Anakreon und Pindar, stehe also gegen den Geschichtsdichter (επποιος) Homer.

Homer dichtet erzählend: „es geschah! es ward!" Bei ihm kann also alles Handlung sein und muß zur Handlung eilen. Hierhin strebt die Energie seiner Muse: wunderbare, rührende Begebenheiten sind seine Welt; er hat das Schöpfungswort: „es ward!" Anakreon schwebt zwischen Gesang und Erzählung; seine Erzählung wird ein Liedchen, sein Liedchen ein επος des Liebesgottes. Er kann also seine Wendung „es war!" oder „ich will!" oder „du sollst!" haben — gnug, wenn sein μελος von Lust und Freude schallet; eine frohe Empfindung ist die Energie, die Muse jedes seiner Gesänge.

Pindar hat ein großes lyrisches Gemälde, ein labyrinthisches Odengebäude im Sinne, das eben durch anscheinende Ausschweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein energisches Ganzes werden, wo kein Teil für sich, wo jeder auf das Ganze geordnet erscheinen soll: ein ειδος, ein poetisches Gemälde, bei dem überall schon der Künstler, nicht die Kunst sichtbar ist. „Ich singe!"[1]

Wo mag nun Vergleichung stattfinden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verschieden! wie ungleich das Werk, worauf sie arbeiten! Der eine will nichts als dichten, er erzählet, er bezaubert; das Ganze der Begebenheit ist sein Werk, er ist ein Dichter voriger Zeiten. Der andre will nicht sprechen; aus ihm singet die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung ist sein Ganzes. Der dritte spricht selbst, damit man ihn höre; das Ganze seiner Ode ist ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunst. — Kann jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen, mir sein Ganzes vollkommen darstellen, mich in dieser Anschauung täuschen — was will ich mehr?

[1] Pindars (vgl. S. 54, Anm. 2) Siegeslieder, die um die Feier der Siege und Sieger mit bewußter Kunst tiefe Gedanken schlingen, fangen gewöhnlich an: „[Den und den] will ich besingen, [ihn] zu besingen bin ich stolz". Der Name ειδη für Pindars Lieder bezeichnet diese nicht als (Ideal-)Gemälde (vgl. S. 70, Z. 4), sondern geht auf ihre musikalischen „Weisen" (Bergk, „Poetae lyrici Graeci", 4. Aufl., Leipz. 1878, Bd. 1, S. 24

Es ist eine längst angenommene und an sich unschuldige Hypothese, das Ganze jeder Gedichtart als eine Art von Gemälde, von Gebäude, von Kunstwerke zu betrachten, wo alle Teile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen, mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck poetische Täuschung, bei allen aber auf verschiedne Art. Die hohe wunderbare Illusion, zu der mich die Epopee bezaubert, ist nicht die kleine süße Empfindung, mit der mich das Anakreontische Lied beseelen will, noch der tragische Affekt, in den mich ein Trauerspiel versetzet — indessen arbeitet jedes auf seine Täuschung, nach seiner Art, mit seinen Mitteln, etwas im vollkommensten Grade anschauend vorzustellen; es sei nun dies Etwas epische Handlung, oder tragische Handlung, oder eine einige Anakreontische Empfindung, oder ein vollendetes Ganze Pindarischer Bilder, oder — alles muß indessen innerhalb seiner Grenzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke beurteilt werden.

Keine Pindarische Ode also als eine Epopee, der das Fortschreitende fehle; kein Lied als ein Bild, dem der Umriß mangele; kein Lehrgedicht als eine Fabel und kein Fabelgedicht als beschreibende Poesie. Sobald wir nicht um ein Wort „Poesie, Poem" streiten wollen, so hat jede eingeführte Gedichtart ihr eignes Ideal — eine ein höheres, schwereres, größeres als eine andre, jede aber ihr eigenes. Aus einer muß ich nicht auf die andre oder gar auf die ganze Dichtkunst Gesetze bringen.

Wenn also „Homer nichts als fortschreitende Handlungen malet und für jeden Körper, für jedes einzelnes Ding nur einen Zug hätte, sofern es an der Handlung teil nimmt"*, so mag damit seinem epischen Ideal eine Gnüge geschehen. Vielleicht aber, daß ein Ossian, ein Milton, ein Klopstock schon ein anderes Ideal hätten, wo sie nicht mit jedem Zuge fortschreiten, wo sich ihre Muse einen andern Gang wählte? Vielleicht also, daß dies Fortschreitende bloß Homers epische Manier, nicht einmal

* „Laokoon", p. 155 [465].

die Manier seiner Dichtart überhaupt sei? — Der Kunstrichter soll hier ein furchtsames Vielleicht sagen; das Genie entscheidet mit der starken Stimme des Beispiels.

Noch minder darf ich, wenn mich die Praxis Homers auf die Bemerkung führet: „Homer schildert nichts als fortschreitende Handlungen", sogleich den Hauptsatz draufschlagen: „Die Poesie schildert nichts als fortschreitende Handlungen — folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie." Wenn ich's bei Homer bemerke, daß „er alle einzelne Dinge nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge, male"*, so darf nicht gleich der Stempel drauf: „Folglich schildert auch die Poesie nur Körper andeutungsweise durch Handlungen; folglich kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einige Eigenschaft der Körper nutzen", und was daraus mehr folgen soll, an Regeln von der Einheit der malerischen Beiwörter, von der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände — — u. s. w. Daß diese Grundsätze nicht aus einer Haupteigenschaft der Poesie fließen, z. E. aus dem Successiven ihrer Töne, woraus sie Hr. L. hergeleitet, ist bewiesen. Daß sie auch, und wenn sie alle in Homers Praxis so stattfänden, wie Hr. L. glaubt, doch auch nicht aus dem Successiven der Poesie überhaupt, sondern aus seinem nähern epischen Zwecke fließen, ist auch gezeigt. Warum soll nun dieser epische Ton Homers der ganzen Dichtkunst Ton und Grundsatz und Gesetz so gar ohne Einschließung[1] geben, als er sich bei Hrn. L. meldet?

* Alle Körper, die in Homers Gedichte mitwirken sollen, werden mit so viel Zügen geschildert, als mitwirken sollen. Auf einen schränket sich Homer selten ein; wenn es auch nur ein Stein, Gerät, Bogen u. s. w. wäre — er nimmt sich immer Zeit, so viel Eigenschaften seines Körpers anzuführen, als hier episch energisieren sollen. Schildert er eine Sache nur mit einem Zuge, so ist dieser meistens allgemein und für diesen Ort unbedeutend; es sind die gewöhnlichen Beinamen, die er zu jeder Sache hat, die ihm oft wiederkommt.

[1] D. h. Einschränkung.

Ich zittre vor dem Blutbade, den[1] die Sätze: „Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie, Poesie schildert Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen: jede Sache nur mit einem Zuge u. s. w.“*, unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Herr L. hätte nicht bekennen dörfen, daß ihn die Praxis Homers darauf gebracht; man sieht es einem jeden beinahe an, und kaum — kaum bleibt der einige Homer alsdenn Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim[2] und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke! Der dogmatischen[3], der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

Hr. L. hat sich gegen einige derselben erklärt und aus seinen Grundsätzen sich noch gegen mehrere erklären müssen. „Die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenstände sind ohne den oben erwähnten Kunstgriff Homers, das Koexistierende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln“ (es ist oben erwähnt, daß Homer von solchem Kunstgriffe nichts weiß, und ein Kunstgriff, was könnte der zu einem so großen Zwecke als Kunstgriff wohl thun?) — „sind jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört.“** Von diesen feinsten Richtern werden angeführt: Horaz, Pope, Kleist[4], Marmontel[5]; mich dünkt aber, daß sie für Hrn. L. nicht so ins Unbestimmte hin beweisen. Horaz am angeführten Orte*** schilt nicht die für poetische Stümper,

---

* „Laokoon“, p. 154. 155 [464]. — ** p. 173. 174 [474—475]. — *** De arte poetica, v. 14.

---

[1] Vgl. die Schlußanmerkung. — [2] Der bekannte Dichter der „Grenadierlieder“, Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803). — [3] D. h. lehrhaften. — [4] Von Ewald von Kleist (1719—59) als dem Verfasser des Gedichtes „Der Frühling“ (Berl. 1749) ist an der angezogenen Stelle die Rede. — [5] Jean François Marmontel (1723—99), französischer Dichter, besonders auch von unwahren „Moralischen Erzählungen“. Seinen Rat an die deutschen Idyllendichter („Poétique française“, Bd. 2, S. 501) führt Lessing im „Laokoon“, Kap. 17, an: „... wenn sie noch dazu kommen, mehr auf die Moral als auf ins Kleine gehende Naturbilder zu sehen, werden sie sich in dieser Gattung auszeichnen, die viel reicher, weiter, fruchtbarer und unendlich viel natürlicher und moralischer ist als die der Schäfertändeleien“

die einen Hain, Altar, Bach, Strom u. s. w. malen, sondern am unrechten Orte malen:

> Inceptis gravibus plerumque et magna professis
> Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
> Assuitur pannus, cum lucus et ara Dianae etc.
> Aut flumen Rhenum aut pluvius describitur arcus.
> Sed nunc non erat his locus.[1] — —

Pope erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen[2]; damit aber hat er ja nicht „jedes ausführliche Gemälde körperlicher Gegenstände", das nur ohne den Homerischen Kunstgriff erschiene, für ein frostiges Spielwerk ohne Genie erklärt. Der Herr v. Kleist, dünkt mich, wollte in seinen „Frühling" eine Art von Fabel legen (ein Plan ist sofern schon drin, daß sein Gedicht nicht eine Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung bloß auf Geratewohl bald hie, bald da gerissen, sondern nach der Angabe einer kritischen Schrift ein Spaziergang ist, der die Gegenstände in der natürlichen Ordnung schildert, in der sie sich seinen Augen dargeboten), er wollte, sage ich, eine Fabel hineinlegen; ja nicht aber jede ausführliche Schilderung körperlicher Gegenstände als ein frostiges Spielwerk hinauswerfen. Und Marmontel endlich will zwar aus der Idylle mehr Moral und weniger physische Bilder haben; ob aber dadurch die Idylle eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen und, wenn dies, eben dadurch auch „eine fortschreitende Folge von Handlungen werde, wo Körper nur mit einem Zuge geschildert werden sollen", weiß ich nicht, und nach Hrn. L. ist sie im andern Falle nicht Poesie.

---

[1] „Vielversprechend wird meist und mit mächtigem Einsatz begonnen, | Und dann, daß weithin er leuchte, ein oder der andre | Purpurne Lappen darauf noch geflickt, indem man Dianens | Hain und Altar, ein andermal auch mild glitzernden Wassers | Lieblich Gefild durchschlängelndes Silbergewinde, des Rheinstroms | Mächtige Flut und des Regens schimmernden Bogen beschreibet. | Aber am Platze steht das nur nicht!" — [2] Nach einer im „Laokoon", Kap. 17, Anm. e, angeführten Anmerkung Waburtons (vgl. S. 194, Anm. 2) zum Vorworte der „Satiren" Popes (vgl. S. 78, Anm. 5).

Handlung, Leidenschaft, Empfindung! — auch ich liebe sie in Gedichten über alles; auch ich hasse nichts so sehr als tote, stillstehende Schilderungssucht, insonderheit wenn sie Seiten, Blätter, Gedichte einnimmt; aber nicht mit dem tödlichen Hasse, um jedes einzelne ausführliche Gemälde, wenn es auch koexistent geschildert würde, zu verbannen, nicht mit dem tödlichen Hasse, um jeden Körper nur mit einem Beiworte an der Handlung teilnehmen zu lassen, und denn auch nicht aus dem nämlichen Grunde, weil die Poesie in successiven Tönen schildert, oder weil Homer dies und jenes macht und nicht macht — — um desswillen nicht.

Wenn ich eins von Homer lerne, so ist's, daß Poesie energisch wirke; nie in der Absicht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemälde (obwohl successive) zu liefern, sondern daß schon während der Energie die ganze Kraft empfunden und gefühlt werden müsse. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poesie nie aufs Ohr, durch Töne, nicht aufs Gedächtnis, wie lange ich einen Zug aus der Succession behalte, sondern auf meine Phantasie wirke; von hieraus also, sonst nirgendsher berechnet werden müsse. So stelle ich sie gegen die Malerei und beklage, daß Hr. L. diesen Mittelpunkt des Wesens der Poesie, „Wirkung auf unsre Seele, Energie", nicht zum Augenmerke genommen.

Journal meiner Reise im Jahr 1769.

Einleitung des Herausgebers.

Ein Zeugnis ohnegleichen für Herders Entwickelung, unmittelbarer als alle anderen und einheitlicher und tiefgründiger als die Briefe mit ihren vorwiegenden Einzelheiten und Äußerlichkeiten ist das „Journal meiner Reise im Jahr 1769" betitelte Tagebuch[1], das Herder über seine Reise nach Frankreich und seinen dortigen Aufenthalt im Jahre 1769, oder richtiger über die dadurch in ihm angeregten Eindrücke, Empfindungen, Studien, Gedanken und Pläne nur für sich und seine vertrautesten Freunde niedergeschrieben hat. Indem er darin in rückhaltloser Selbstbeleuchtung berichtete, wollte er in der gewaltigen Gärung seines Inneren, die ihn aus Riga vertrieb, in der Unzufriedenheit mit sich, der Welt und dem Stande der eigenen Kenntnisse wie der allgemeinen Bildung die hinter ihm liegenden kleinen Verhältnisse und persönlichen Unfertigkeiten ein für allemal abstreifen und den Weg zu einer höheren, weiteren Wirksamkeit und zu einer allumfassenden, einheitlichen Weltansicht finden. Bunt sich drängende Gedanken, die unterwegs das Schiff und seine Mannschaft, das erhabene Meer und seine fremden Küsten, das Gespräch des Freundes[2] und auch hier schon mannigfache, besonders Dichterlektüre angeregt hatten, die er aber höchstens andeutend auf die Merktafel geworfen, mögen die ersten Grundlagen des Buches gewesen sein. Als er zu Nantes die ersten Dreiviertel desselben ausarbeitete, kamen außer Erfahrungen mit Land und Leuten namentlich die Ergebnisse eines ausgedehnten Studiums der französischen Bücherschätze hinzu, die ihn aus der dortigen Bibliothek oft auch in die schöne Umgebung begleiteten. Die folgende Unrast von Paris, wo das letzte Viertel niedergeschrieben wurde, gab dagegen nicht einmal die Ruhe, das bereits Angemerkte vollständig abzuschließen, so daß das bei Herders Lebzeiten nie veröffentlichte Tageheft immer unvollendet geblieben ist. Von den flüch-

[1] Vgl. S. 16* bis 19*. — [2] Vgl. S. 17*.

tigen Entwürfen, in denen die Pariser Neueindrücke höchstens festgehalten wurden, geben „einzelne Blätter zum Journal der Reise" eine Vorstellung, von denen eins (5) nach SWS, Bd. 4, S. 462ff., auch hier abgedruckt ist.

Seinem Zwecke gemäß enthält das Tagebuch nur ganz wenig über die äußeren Vorgänge der Reise und kaum ein Landschaftsbild. Mehr Raum nimmt dagegen schon die Selbstbelauschung seines inneren Menschen nach der Grundrichtung seines Wesens ein. Hier enthüllt sich ein Empfinden, das, erregbar wie das Meer, doch auch in die Tiefe dringend und schmiegsam, dem Kleinsten und Feinsten in Sprache, Sitte und Denken nachgeht; ein Wille, der, begeistert immer gleich auf die höchsten Aufgaben gerichtet, nicht die Geduld findet, sich mit der nötigen Klein- und Werktagsarbeit zu mühen, und eine die Wirklichkeit überfliegende Einbildungskraft von solcher Fülle sich jagender Gedanken, daß deren Gestaltung öfter nur andeutend angeregt als abschließend ausgeführt werden kann. Und so unmittelbar stellt diese Seele sich dar, daß wir das Schicksal ihres Trägers voraussehen, daß wir den inneren Unfrieden nachempfinden, worin sich Herder fast immer den vollen Abschluß seiner Werke und die dauernde Freude an der äußeren Gestaltung seiner Verhältnisse versagt fühlen muß, während er anderseits eben darum seinem Volke in immer neuen Versuchen und Unternehmungen immer neue Wege und höhere Ziele zeigen wird.

Den breitesten Raum füllen Ideen und Ahnungen — „Seeträume" nennt er sie selbst gelegentlich — von einem einheitlichen Weltbilde und Pläne über die schriftstellerische Darstellung und praktische Ausführung seiner Ideen.

Einheitlichkeit des gesamten Weltbildes, eine naturnotwendige Entwickelung des Natur-, Volks- und Geisteslebens ist es, worauf Herders Wissensdrang gerichtet ist. Das zeigt sich deutlich selbst dort, wo er mangels eigener Kenntnisse am kindlichsten träumt: so wenn er die Vögel hinauffahrende Fische nennt, deren Floßfedern Flügel sind, deren Schwimmen ein Fliegen und Flattern ist, oder wenn er in einem Vergleiche der Welle und des Windes, des unter Elektrizitätserscheinungen die Wogen durchsegelnden Schiffes und der unter Nordlichtleuchten die Luft durchrollenden Erdkugel, endlich der Liebesbethätigung bei Fisch und Mensch alle diese Erscheinungen auf die Einheit der Bewegung als lebenschaffender Kraft zurückführt. Klarer als dieser Traum von der Einheit der Naturreiche, klarer auch

als die Herleitung der Religion, der Dichtung aus Natur- und Standeseindrücken sind seine Ansprüche an eine selbstdurchdachte einheitliche Gestaltung aller Wissenschaften und Künste nach dem Beispiele der von ihm geplanten Ästhetik ausgesprochen, und am reifsten ist der Gedanke schon damals ausgedrückt in dem Entwurfe zu einem psychologischen Werke „Über die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen, 1. Teil: Nach den Fähigkeiten der Seele und dabei nach den Zeitaltern der Menschheit". Gleich gereift in der Grundanschauung, wenn auch in der unendlich größeren Fülle der dabei aufgeworfenen Fragen noch nicht gleich abgeschlossen, sind auch die eingehenderen geschichtsphilosophischen Ausführungen mit dem Nachweise des naturgemäßen Werdens und Vergehens der Reiche, der Abhängigkeit wie der Seele vom sich wandelnden Körper, so des Geistes und Schicksals der Völker von ihren Sitzen, Beziehungen und Thaten. Die besondere Würdigung der Franzosen, damals seines eigentlichsten Studienobjektes, worein diese Abschnitte auslaufen, zeigt dabei, in welcher Tiefe er auf Gebieten, wo ihn seine Neigung festhielt und ihm umfassende Stoffsammlung möglich fiel, seine Gedanken auch bis ins einzelnste durchzuführen verstehen würde.

Gerade die zuletzt beleuchteten Ansätze sind später zuerst zu abgeschlossenen Werken ausgereift, die Skizze einer Ästhetik in Herders „Plastik" vom Jahre 1778 (Bd. 3, Nr. 2), die psychologische in der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" vom Jahre 1778 (SWS, Bd. 8, S. 165 ff.), die natur- und geschichtsphilosophischen aber in seinem Hauptwerke, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 1784 ff. (Bd. 4 dieser Ausgabe). Wie nach Licht verlangend liegen im Tagebuch überhaupt die Keime aller späteren Schriften Herders beschlossen. Daß es freilich erst einer fernen Zukunft möglich sein würde, alle von ihm gestellten Aufgaben zu lösen und alle von ihm geforderten Aufschlüsse zu geben, das hat er selbst am besten erkannt, als er schrieb: „Großes Thema: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe! Bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt!" Gewiß, nur sehnend verlangen konnte er, was er als Ziel der gesamten Menschheitsentwickelung gesetzt glaubt!

Daß in ihm überhaupt eine andere Seite stärker war als die des geduldig vorschreitenden, objektiv kühlen Forschers, das zeigen die Pläne auf praktische Bethätigung, das zeigt der praktische Gesichtspunkt,

der so sehr vorherrscht, daß selbst die oben berührten mehr wissenschaftlichen Aufgaben von ihm aus gestellt werden. So soll nach jenem psychologischen Werke eine Erziehung in Lebensart ermöglicht werden, „die den Genuß der ganzen Lebenszeit verschafft". So soll die Geschichte der Religion und des Geistes, der Länder und Völker „ein Studium für Herz und Affekten sein, zur Glückseligkeit und Erregung wirken; Tugend, Vorbilder und Glückseligkeit, die für uns sind", geben und lehren, „daß man zum Zweck seiner Bestimmung der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, tugendhafte, genießende Mensch sein müsse, den Gott auf der Stufe unserer Kultur fordert". Kurz, Herders Zweck ist ein lehrhafter, erzieherischer; er ist der Lehrer, als der er zu wirken anfing, auch hier, und er wird es, so fühlen wir, auch bleiben, oder es müßte das Tagebuch mit diesem unverhüllten Einblick in sein Inneres nicht den tiefsten, lehrhaften, auf das Glück der Menschheit gerichteten Zug seines Wesens wahrhaft gezeigt haben. Das Ziel seiner Erziehung ist schönes, edles Menschentum, Humanität im Gewande eines aufgeklärten Christentums; das Objekt seiner Erziehung bildet schließlich die gesamte Menschheit. Ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung plant er daher, ein Jahrbuch der Schriften für die Menschheit, einen Katechismus der christlichen Menschheit unserer Zeit, eine Ausführung des „alten Lieblingsplans seiner Seele, der geistlichen Beredsamkeit", eine zeitgemäße Kirchengeschichte und deutsche Bibel. Die theologischen Hauptwerke, zu denen diese Keime erblühtsind: „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" (SWS, Bd. 10 f.), „Vom Geiste der hebräischen Poesie" von 1782 und 1783 (SWS, Bd. 11 und 12, und Bd. 3 dieser Ausgabe) und „Christliche Schriften" (SWS, Bd. 19 f.), davon 5. Sammlung: „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" (Bd. 3 dieser Ausgabe), zusammen mit den schon genannten „Ideen" von 1784 ff. und den „Briefen zur Förderung der Humanität" vom Jahre 1793 ff. (SWS, Bd. 17 f.), sind es denn, die Herder zum gefeierten Prediger der Humanität gemacht haben, zum Priester des allgemeinen Menschentums.

Im Tagebuche tritt diese Richtung auf das allgemein Menschliche freilich im Anfang noch etwas zurück hinter einer Berechnung aller Pläne auf Livland, wohin die Dankbarkeit und die Zusage der Leitung der kaiserlichen Ritterschule sein Sinnen und Trachten damals noch lenkte, ja auf ganz Rußland, bei dessen Kaiserin er in mehr als einer schmeicheln-

den Apostrophe für seine Pläne im Geiste Stimmung macht. Er denkt dementsprechend bei der Niederschrift nicht nur im Eingange an eine intim vertraute Rigaer Dame, Namens Busch, er will der erneuernde Genius Kur- und Livlands, der beglückende Gesetzgeber Rigas, der weltmännisch fertige, nicht bloß schreibende Montesquieu für Rußland, der handelnd eingreifende Bildner der russischen Lande zwischen Ostsee und Schwarzem Meere zu einem zweiten Griechenland werden und sammelt daher Stoff zu einer Schrift „Über die wahre Kultur eines Volkes und insonderheit Rußlands". Ausdrücklich rechnet er auf die Zustimmung der russischen Regierung und berücksichtigt die besonderen livländischen Verhältnisse auch bei dem Ideale seiner Schule, einer Realschule, einer „Schule für die Welt", und es ist bezeichnend: während der große Anreger einer naturgemäßen Völker- und Seelenkunde, Religions- und Geistesgeschichte sonst nur andeutende Ahnungen und Forderungen ausspricht, während man Zeugnisse für sein lebhaftes Nationalbewußtsein hier fast nur zwischen den Zeilen, in der Ablehnung der französischen Art für „seine Deutschen" herauslesen kann, gibt der geistvolle Lehrmeister auf diesem seinem eigensten Gebiete bereits einen bis ins einzelne durchdachten Aufriß über Lehrplan und Lehrmethode. Ja Methode und Plan, deren Klarheit man sich nicht durch einige Willkür im Gebrauch der Begriffe Klasse, Ordnung und Stufe auf der eingefügten Übersichtstafel und auf den ihr folgenden Seiten trüben lassen darf, müssen noch heute nicht nur lehrreich, sondern zeitgemäß, zum Teil wegweisend heißen; erhebt man doch heute wieder die Forderung eines Betriebes der neueren Sprachen als lebender Sprachen fast mit Herders Worten, und macht man in den Reform(real)gymnasien eben erst auf breiterer Grundlage Ernst mit dem von Herder empfohlenen Aufbau des Sprachunterrichtes auf Muttersprache und Französisch. Die Schule, der Herder hier zustrebt, ist einmal die bloße Realschule, insofern er einerseits eine vom Latein ganz freie Realabteilung verlangt zur Vorbereitung auf praktische Berufe; die Voll- und Sprachschule anderseits, die er daneben und darüber aufbaut, werden mit der Anschaulichkeit und Innerlichkeit seiner Methode die Gymnasien unserer Tage, humane wie reale, erst dann wirklich darstellen, wenn sie bei allem Streben nach einer gleichen deutsch-nationalen Grundlage der allgemeinen Bildung in Herders Sinne auf der obersten Stufe ein Ausweichen vor Fächern, die der Begabung und dem späteren Arbeitsgebiete abliegen, und eine ein-

gehendere Beschäftigung mit solchen, vor allem technischen, gestatten, zu denen Neigung und Berufswahl ziehen, ganz im Geiste Herderscher Verbindung des allgemein Menschlichen und des persönlich Individuellen.

Die Sprache des Tagebuches kann nach Entstehung und Inhalt nicht gleichmäßig sein. Ruhiger in sachlich beherrschten Abschnitten und meisterhaft klar in den charakterisierenden, rückt sie drängend in abgebrochenen Sätzen, ja einzelnen Worten vor, wo Herder Programme nur so ausschüttet und sich auf neue Aufgaben und Arbeitsgebiete gleichsam selber hinstößt. Der getreue Spiegel der inneren Erregung in Fragen, Ausrufen und Selbstanreden, in Gegenüberstellungen seiner selbst in Rede und Gegenrede, in Zweifeln und Hoffnungen, kurz, geradezu ein hastendes Selbstgespräch sind die Teile, in denen er über die eigene Vergangenheit zu Gericht sitzt und im Planen zukünftiger praktischer Bethätigung seinen Genius anfeuert und nach fördernden Helfern ungeduldig Umschau hält. Der Wissensdurstige, der ahnend vorausnehmen möchte, was erst die vereinte Arbeit vieler Forscher langer Zeiträume erkunden wird, verrät eben auch in der Sprache schon hier denselben Sturm und Drang, der bald darauf, namentlich in Bückeburg, noch erregter und orakelhafter hervorbrechen wird.

Journal meiner Reise im Jahr 1769.

Den 23. Mai / 3. Juni reisete ich aus Riga ab, und den 25./5. ging ich in See, um, ich weiß nicht wohin, zu gehen. Ein großer Teil unsrer Lebensbegebenheiten hängt würklich vom Wurf von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los, so ging ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war für mich zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande ebenso nachteilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider. Mut und Kräfte gnug hatte ich nicht, alle diese Mißsituationen zu zerstören und mich ganz in eine andre Laufbahn hineinzuschwingen. Ich mußte also reisen; und da ich an der Möglichkeit hiezu verzweifelte, so schleunig, übertäubend und fast abenteuerlich reisen, als ich konnte. So war's. Den 4./15. Mai Examen, den 5./16. renonciert[1], den 9./20. Erlassung[2] erhalten, den 10./21. die letzte Amtsverrichtung, den 13./24. Einladung von der Krone[3], den 17./28. Abschiedspredigt, den 23./3. aus Riga, den 25./5. in See.

Jeder Abschied ist betäubend. Man denkt und empfindet

[1] D. h. die Amtsniederlegung erklärt. — [2] Entlassung. — [3] D. h. vom Vertreter der russischen Regierung, dem Gouverneur. Vgl. S. 351, Z. 2, und Anm. 1.

weniger, als man glaubte; die Thätigkeit, in die unsre Seele sich auf ihre eigne weitere Laufbahn wirft, überwindet die Empfindbarkeit über das, was man verläßt; und wenn insonderheit der Abschied lange dauret, so wird er so ermüdend als im „Kaufmann zu London“[1]. Nur denn aber erstlich siehet man, wie man Situationen hätte nutzen können, die man nicht genutzt hat; und so hatte ich mir jetzt schön sagen: ei! wenn du die Bibliothek besser genutzt hättest?[2] wenn du in jedem, das dir oblag, dir zum Vergnügen ein System entworfen hättest? in der Geschichte einzelner Reiche — — Gott! wie nutzbar, wenn es Hauptbeschäftigung gewesen wäre! in der Mathematik — — die unendlich fruchtbar, von da aus, aus jedem Teile derselben, gründlich übersehen und mit den reellsten Kenntnissen begründet, auf die Wissenschaften hinauszusehen! — — in der Physik und Naturgeschichte — — wie, wenn das Studium mit Büchern, Kupferstichen und Beispielen so aufgeklärt wäre, als ich sie hätte haben können — und die französische Sprache mit alle diesem verbunden und zum Hauptzwecke gemacht! und von da aus also die Hénaults, die Vellys, die Montesquieu, die Voltaire, die St. Marcs, die Lacombe, die Coyers, die St. Réals, die Duclos, die Linguets und selbst die Humes französisch studiert[3]; von da aus die Buffons, die d'Alemberts, die Maupertuis, die La Caille, die Eulers, die Kästners, die Newtone, die Keile, die Mariette, die Torricelli,

[1] „George Barnwell or the Merchant of London“, von George Lillo, London 1731; übersetzt von H. A. B., Hamburg 1757, und zum Teil nachgeahmt in Lessings „Miß Sarah Sampson“. — [2] Als Adjunkt der Rigaer Stadtbibliothek, der Herder seit Januar 1765 gewesen war. — [3] Charles Jean Hénault (1685—1770), Paul François Velly (1709—59), Charles Hugues Lefebre de St. Marc (1698—1769), Jacques Lacombe (1724—1801), Gabriel François Coyer (1707—82), César Vichard de St. Réal (1639—92), Charles Pineau Duclos (1704—72; seine „Considérations sur les moeurs de ce siècle“, Paris 1751, besaß Herder) und Nicolas Henri Linguet (1736—94): sämtlich Verfasser französischer Werke über alte und moderne Geschichte. Über Montesquieu s. S. 64, Anm. 3. Voltaire (1694—1778) schrieb auch „Lettres sur les Anglais“, „Siècle de Louis le Grand“, „Histoire de Charles XII“, „Essai sur l'histoire général et sur les moeurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne“. David Hume (1711—76), der Verfasser der berühmten „Enquiry concerning human understanding“, schrieb auch: „The natural history of religion. Essays moral, political and literary“ und eine — in Herders Besitz befindliche — „History of England“.

die Nollets[1] studiert, und endlich die Originalgeister des Ausdrucks, die Crébillons, die Sévigné, die Molière, die Ninons, die Voltaire, Beaumelle[2] u. s. w. hinzugethan — das wäre seine Laufbahn, seine Situation genutzt und ihrer würdig geworden! Denn wäre diese mein Vergnügen und meine eigne Bildung nie ermüdend und nie vernachlässigt gewesen! Und mathematische Zeichnung und französische Sprachübung und Gewohnheit im historischen Vortrage dazugethan! — Gott! was verliert man in gewissen Jahren, die man nie wieder zurückhaben kann, durch gewaltsame Leidenschaften, durch Leichtsinn, durch Hinreißung in die Laufbahn des Hazards.

Ich beklage mich, ich habe gewisse Jahre von meinem menschlichen Leben verloren; und lag's nicht bloß an mir, sie zu genießen? bot mir nicht das Schicksal selbst die ganze fertige Anlage dazu dar? Die vorigen leichten Studien gewählt, französische Sprache, Geschichte, Naturkenntnis, schöne Mathematik, Zeichnung, Umgang, Talente des lebendigen Vortrages zum Hauptzwecke gemacht — in welche Gesellschaften hätten sie mich nicht bringen können? wie sehr nicht den Genuß meiner Jahre

---

[1] Sämtlich Naturforscher: George Louis Leclerc, Graf von Buffon (1707—1788), Oberaufseher der königlichen Gärten in Paris, Verfasser einer stilistisch blendenden „Histoire naturelle". — D'Alembert: S. 18*. — Pierre Moreau de Maupertuis (1698—1759), seit 1746 Vorsitzender der Berliner Akademie, schrieb auch ein „Système de la Nature". — Nicolas Louis de La Caille (gestorben 1762) verfaßte namentlich nautische Almanachs. — Leonhard Euler (1707—83), großer Mathematiker in Berlin und Petersburg; desgleichen der auch als Verfasser von Sinngedichten ausgezeichnete Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800) in Göttingen. — Von Johann Keil, Professor der Astronomie in Oxford, hat Herder die „Introductio in veram physicam et astronomicam" benutzt. — Mit Mariette ist Edme Mariotte (gestorben 1684) gemeint, der Entdecker des Gesetzes vom Luftdruck. — Jean Antoine Nollet (1700—1770) ist der Entdecker der Diffusion. — [2] Gemeint ist wohl nicht Prosper Jolyot de Crébillon (1674—1762), der Verfasser grausiger Dramen, z. B. eines „Rhadamiste", und einer „Lettre sur les spectacles", sondern sein Sohn Claude Prosper Jolyot de Crébillon (1707—77), der Verfasser feiner, aber lüstern und ätzend geschriebener Romane, darunter „Le sopha, conte morale ou antimorale", einer Galerie oft frivoler Charakteristiken von Frauen aller Stände. — Marie Marquise de Sévigné (1616—96) war besonders berühmt durch ihren — in Herders Besitz befindlichen — Briefwechsel mit ihrer Tochter, der voll begeisterter Naturschilderungen ist. — Ninon, eigentlich Anne de Lenclos (1615—1706), war die intime Vertraute und feingebildete Beraterin vieler Schriftsteller ihrer Zeit, aber kaum die Verfasserin der unter ihrem Namen gehenden Briefe. Über Beaumelle vgl. S. 52, Anm. 4.

vorbereiten können? — Autor wäre ich alsdenn, gottlob! nicht geworden, und wie viel Zeit damit nicht gewonnen? in wie viel Kühnheiten und Vielbeschäftigungen mich nicht verstiegen? wie viel falscher Ehre, Rangsucht, Empfindlichkeit, falscher Liebe zur Wissenschaft, wie viel betäubten Stunden des Kopfs, wie vielem Unsinn im Lesen, Schreiben und Denken dabei entgangen? — Prediger wäre ich alsdenn wahrscheinlicherweise nicht oder noch nicht geworden, und freilich, so hätte ich viele Gelegenheit verloren, wo ich glaube, die besten Eindrücke gemacht zu haben; aber welcher übeln Falte wäre ich auch damit entwichen! Ich hätte meine Jahre genießen, gründliche, reelle Wissenschaft kennen und alles anwenden gelernt, was ich lernte. Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe; ich wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studierstube gehört. Ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschlossen und also auf eine falsche intensive Menschenkenntnis einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaften, Frauenzimmer, Vergnügen lieber extensiv, mit der edlen, feurigen Neubegierde eines Jünglinges, der in die Welt eintritt und rasch und unermüdet von einem zum andern läuft, hätte kennen lernen sollen. Welch ein andres Gebäude einer andern Seele! Zart, reich, sachenvoll, nicht wortgelehrt, munter, lebend wie ein Jüngling, einst ein glücklicher Mann, einst ein glücklicher Greis! — O was ist's für ein unersetzlicher Schade, Früchte affektieren zu wollen und zu müssen, wenn man nur Blüte tragen soll! Jene sind unecht, zu frühzeitig, fallen nicht bloß selbst ab, sondern zeigen auch vom Verderben des Baums! „Ich wäre aber alsdenn das nicht geworden, was ich bin!" Gut, und was hätte ich daran verloren? wie viel hätte ich dabei gewonnen!

O Gott, der den Grundstoff menschlicher Geister kennet und in ihre körperliche Scherbe eingepaßt hast, ist's allein zum Ganzen oder auch zur Glückseligkeit des Einzeln nötig gewesen, daß

es Seelen gebe, die durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in diese Welt getreten, nie wissen, was sie thun und thun werden, nie dahin kommen, wo sie wollen und zu kommen gedachten, nie da sind, wo sie sind, und nur durch solche Schauder von Lebhaftigkeit aus Zustand in Zustand hinüberrauschen und staunen, wo sie sich finden? Wenn, o Gott, du Vater der Seelen, finden diese Ruhe und philosophischen Gleichschritt? in dieser Welt? in ihrem Alter wenigstens? oder sind sie bestimmt, durch eben solchen Schauer frühzeitig ihr Leben zu endigen, wo sie nichts recht gewesen und nichts recht genossen und alles wie in der Eil' eines erschrocknen, weggehenden Wandrers erwischt haben, und alsdenn gar durch einen diesem Leben ähnlichen Tod eine neue ähnliche Wallfahrt anzutreten? Vater der Menschen! wirst du es würdigen, mich zu belehren?

So denkt man, wenn man aus Situation in Situation tritt, und was gibt ein Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite, unendliche Luftkreis! Auf der Erde ist man an einen toten Punkt angeheftet und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Oft ist jener der Studierstuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen, gemieteten Tische, eine Kanzel, ein Katheder — oft ist diese eine kleine Stadt, ein Abgott von Publikum aus dreien, auf die man horchet, und ein Einerlei von Beschäftigung, in welche uns Gewohnheit und Anmaßung stoßen. Wie klein und eingeschränkt wird da Leben, Ehre, Achtung, Wunsch, Furcht, Haß, Abneigung, Liebe, Freundschaft, Lust zu lernen, Beschäftigung, Neigung — wie enge und eingeschränkt endlich der ganze Geist. Nun trete man mit einmal heraus, oder vielmehr ohne Bücher, Schriften, Beschäftigung und homogene Gesellschaft werde man herausgeworfen — welch eine andre Aussicht! Wo ist das feste Land, auf dem ich so feste stand? und die kleine

Kanzel und der Lehnstuhl und das Katheder, worauf ich mich brüstete? wo sind die, für denen ich mich fürchtete, und die ich liebte? .. o Seele, wie wird dir's sein, wenn du aus dieser Welt hinaustrittst? Der enge, feste, eingeschränkte Mittelpunkt ist verschwunden, du flatterst in den Lüften oder schwimmst auf einem Meere — die Welt verschwindet dir — ist unter dir verschwunden! — Welch neue Denkart! aber sie kostet Thränen, Reue, Herauswindung aus dem Alten, Selbstverdammung! — bis auf meine Tugend war ich nicht mehr mit mir zufrieden; ich sah sie für nichts als Schwäche, für einen abstrakten Namen an, den die ganze Welt von Jugend auf realisieren lernt! Es sei Seeluft, Einwürkung von Seegerichten, unsteter Schlaf oder was es sei: ich hatte Stunden, wo ich keine Tugend, selbst nicht bis auf die Tugend einer Ehegattin, die ich doch für den höchsten und reellsten Grad gehalten hatte, begreifen konnte! Selbst bei Besserung der Menschen, ich nehme menschliche Realitäten aus, fand ich nur Schwächung der Charaktere, Selbstpein oder Änderung der falschen Seiten — o warum ist man durch die Sprache zu abstrakten Schattenbildern wie zu Körpern, wie zu existierenden Realitäten verwöhnt! .. Wenn werde ich so weit sein, um alles, was ich gelernt, in mir zu zerstören und nur selbst zu erfinden, was ich denke und lerne und glaube? — Gespielen und Gespielinnen meiner Jugendjahre, was werde ich euch zu sagen haben, wenn ich euch wiedersehe und euch auch über die Dunkelheit erleuchte, die mir selbst noch anhing! Nichts als menschliches Leben und Glückseligkeit ist Tugend; jedes Datum ist Handlung; alles übrige ist Schatten, ist Räsonnement. Zu viel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowohl Laster als zu viel Unkeuschheit; jede Versagung sollte nur Negation sein; sie zur Privation und diese gar zum Positiven der Haupttugend zu machen — wo kommen wir hin? — Gespielin meiner Liebe[1], jede Empfindbarkeit, die du verdammest und ich blind gnug bin, um nicht zu er-

[1] Vgl. S. 285.

kennen, ist auch Tugend, und mehr als die, wovon du rühmest, und wofür ich mich fürchte. Du bist tugendhaft gewesen; zeige mir deine Tugend auf. Sie ist null; sie ist nichts! Sie ist ein Gewebe von Entsagungen, ein Facit von Zeros.[1] Wer sieht sie an dir? Der, dem du zu Ehren sie dichtest? Oder du? du würdest sie wie alles vergessen und dich so wie zu manchem gewöhnen? O es ist zweiseitige Schwäche von einer und der andern Seite, und wir nennen sie mit dem großen Namen Tugend!

Die ersten Unterredungen sind natürlich Familiengespräche, in denen man Charaktere kennen lernt, die man vorher nicht kannte; so habe ich einen Tracassier[2], einen verwahrloseten Garçon u. s. w. kennen gelernt. Alsdenn wirft man sich gern in Ideen zurück, an die man gewöhnt war, und so ward ich Philosoph auf dem Schiffe — Philosoph aber, der es noch schlecht gelernt hatte, ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophieren. Hätte ich dies gekonnt, welcher Standpunkt, unter einem Maste auf dem weiten Ozean sitzend, über Himmel, Sonne, Sterne, Mond, Luft, Wind, Meer, Regen, Strom, Fisch, Seegrund philosophieren und die Physik alles dessen aus sich herausfinden zu können! Philosoph der Natur, das sollte dein Standpunkt sein mit dem Jünglinge, den du unterrichtest! Stelle dich mit ihm aufs weite Meer und zeige ihm Fakta und Realitäten, und erkläre sie ihm nicht mit Worten, sondern laß ihn sich alles selbst erklären. Und ich, wenn ich Nollet und Kästner und Newton lesen werde, auch ich will mich unter den Mast stellen, wo ich saß, und den Funken der Elektrizität vom Stoß der Welle bis ins Gewitter führen, und den Druck des Wassers bis zum Druck der Luft und der Winde erheben, und die Bewegung des Schiffes, um welche sich das Wasser umschließt, bis zur Gestalt und Bewegung der Gestirne verfolgen, und nicht eher aufhören, bis ich mir selbst alles weiß, da ich bis jetzt mir selbst nichts weiß.

---

[1] Italienisch-englisch = Nullen. — [2] Plagegeist.

Wasser ist eine schwerere Luft, Wellen und Ströme sind seine Winde, die Fische seine Bewohner, der Wassergrund ist eine neue Erde! Wer kennet diese? Welcher Kolumb und Galilei kann sie entdecken? Welche urinatorische neue Schiffahrt[1] und welche neue Ferngläser in diese Weite sind noch zu erfinden? Sind die letzten nicht möglich, um die Sonnenstrahlen bei stillem Wetter zu vereinigen und gleichsam das Medium des Seewassers damit zu überwinden? Was würde der urinatorischen Kunst[1] und der Schiffahrt nicht dadurch für unendliche Leichtigkeit gegeben? Welche neue Seekarten sind über den Ozean hinaus zu entdecken und zu verfertigen, die jetzt nur Schiff- und Klippenkarten sind! Welche neue Kräuter für einen neuen Tournefort[2], wovon die Korallen nur eine Probe sind! Welche neue Welt von Tieren, die unten im Seegrunde wie wir auf der Erde leben, und nichts von ihnen, Gestalt, Nahrung, Aufenthalt, Arten, Wesen, nichts kennen! Die Fische, die oben hinauffahren, sind nur Vögel, ihre Floßfedern nur Flügel, ihr Schwimmen Fliegen oder Flattern. Wer wird nach ihnen alles bestimmen wollen, was in der See ist? Wie? wenn sich ein Sperling in den Mond erhübe, wäre er für unsre Erde Naturregister[3]? — Der kalte Norden scheint hier der Geburtsort so gut der Seeungeheuer zu sein, als er's der Barbaren, der Menschenriesen und Weltverwüster gewesen. Walfische und große Schlangen und was weiß ich mehr? Hierüber will ich Pontoppidan[4] lesen, und ich werde in den Horden ziehender Heringe (die immer feiner werden, je weiter sie nach Süden kommen, sich aber nicht so weit wie die Vandalen und Longobarden wagen, um nicht wie sie weibisch, krank und vernichtigt zu werden, sondern zurückziehen) die Geschichte wandernder nordischer Völker finden — welche große Aussicht auf die Natur der Menschen und Seegeschöpfen und Klimaten, um sie

[1] D. h. unterirdische Schiffahrt; Taucherkunst. — [2] Joseph Pitton de Tournefort (1656—1708), ausgezeichneter Pariser Botaniker. — [3] D. h. Muster. — [4] Von Erik Pontoppidan (1678—1764), dem Verfasser zweier lateinischer Werke über Dänemark und dänische Altertümer, besaß Herder die „Natürliche Historie von Norwegen" (Kopenh. 1752—54, zwei Teile).

und eins aus dem andern und die Geschichte der Weltszenen zu erklären. Ist Norden oder Süden, Morgen oder Abend die vagina hominum[1] gewesen? Welches der Ursprung des Menschengeschlechts, der Erfindungen und Künste und Religionen? Ist's, daß sich jenes von Morgen nach Norden gestürzt, sich da in den Gebürgen der Kälte, wie die Fischungeheuer unter Eisschollen, erhalten, in seiner Riesenstärke fortgepflanzt, die Religion der Grausamkeit, seinem Klima nach, erfunden und sich mit seinem Schwert und seinem Recht und seinen Sitten über Europa fortgestürzt hat? Ist dies, so sehe ich zwei Ströme, von denen der eine aus Orient, über Griechenland und Italien sich ins südliche Europa sanft senkt und auch eine sanfte, südliche Religion, eine Poesie der Einbildungskraft, eine Musik, Kunst, Sittsamkeit, Wissenschaft des östlichen Südens erfunden hat. Der zweite Strom geht über Norden von Asien nach Europa, von da überströmt er jenen. Deutschland gehörte zu ihm und sollte recht in seinem Vaterlande sein, diese Geschichte Nordens zu studieren, denn es ist gottlob! nur in Wissenschaft ein Trupp südlicher Kolonien geworden. Ist dies, wird der dritte Strom nicht aus Amerika hinüberrauschen und der letzte vielleicht vom Vorgebürge der Hoffnung her und von der Welt, die hinter ihm liegt? Welche große Geschichte, um die Litteratur zu studieren in ihren Ursprüngen, in ihrer Fortpflanzung, in ihrer Revolution, bis jetzt! Alsdenn aus den Sitten Amerikas, Afrikas und einer neuen südlichen Welt, besser als Ihre[2], den Zustand der künftigen Litteratur und Weltgeschichte zu weissagen! Welch ein Newton gehört zu diesem Werke! Wo ist der erste Punkt? Eden oder Arabien? China oder Ägypten? Abyssinien oder Phönizien? Die ersten beiden sind alsdenn entschieden[3], wenn es bewiesen ist, daß die arabische Sprache eine Tochter der altebräischen sei und die ersten Monumente des menschlichen Geschlechts keine arabische Verkleidungen sind. Die zweiten sind

[1] Schoß, Geburtsstätte der Menschen. — [2] Johannes Ihre, Professor in Upsala, veröffentlichte 1769 ein schwedisch-gotisches Wörterbuch. — [3] Ausgeschieden.

denn entschieden, wenn China nach der de Guignischen[1] Hypothese als eine Tochter Ägyptens bewiesen, oder gar gezeigt würde, daß sie sich nach Indien, nach Persien und denn erst nach Asien ausgebreitet. Die dritten sind denn aboliert[2], wenn Abyssinien bloß als eine Tochter Ägyptens und nicht das Gegenteil gezeigt würde, was Ludolf[3] u. a. behaupten, und Phönizien als eine Tochter Asiens oder Ägyptens erschiene, nicht aber, wie es aus ihrem Alphabet Schein gibt, selbst älter als Moses wäre. Wie viel Zeitalter der Litteratur mögen also verlebt sein, ehe wir wissen und denken können! Das phönizische? oder das ägyptische? das chinesische? das arabische? das äthiopische? oder nichts von allem? so daß wir mit unserm Moses auf der rechten Stelle stehen? Wie viel ist hier noch zu suchen und auszumachen! Unser Zeitalter reist dazu durch unsre de Guignes, Michaelis[4] und Starken[5]! .. Und das wäre erst Ursprung! Nun die Züge! die origines[6] Griechenlands, aus Ägypten oder Phönizien? Hetruriens, aus Ägypten oder Phönizien oder Griechenland? —— Nun die origines Nordens, aus Asien oder Indien, oder aborigines[7]? Und der neuen Araber? aus der Tartarei oder China? und jedes Beschaffenheit und Gestalt, und denn die künftigen Gestalten der amerikanisch-afrikanischen Litteratur, Religion, Sitten, Denkart und Rechte — — — welch ein Werk über das menschliche Geschlecht! den menschlichen Geist! die Kultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! asiatische Religion! und Chronologie und Polizei[8] und Philosophie! ägyptische Kunst und Philosophie und Polizei, phönizische Arithmetik und Sprache und Luxus! griechisches Alles! römisches

[1] Joseph de Guigne (1721—1800), der Verfasser einer „Gesamtgeschichte der Türken, Mongolen ꝛc." (Paris 1756—58) und ein hervorragender Sinolog, veröffentlichte im „Memoire de l'académie", Bd. 34, S. 1 ff. auch einen „Versuch, zum Lesen und Verstehen der Hieroglyphen zu kommen". Thatsächlich hat so gut China wie Ägypten seine Kultur aus Babylonien empfangen. — [2] D. h. abgethan. — [3] Hiob Ludolf (1624—1711) verfaßte eine „Äthiopische Grammatik" (Lond. 1661) und eine „Äthiopische Geschichte" (Lond. 1681—94). — [4] Vgl. S. 12, Anm. 3. — [5] Heinrich Benedikt Starke (1672—1727), dessen „Hebräische Grammatik" noch 1764 neu herausgegeben wurde. — [6] Herkunft, Einwanderer. — [7] Ureinwohner. — [8] Verwaltung, Kultur, bürgerliche Ordnung, Bildung.

Alles! nordische Religion, Recht, Sitten, Krieg, Ehre! papistische Zeit, Mönche, Gelehrsamkeit! nordisch-asiatische Kreuzzieher, Wallfahrter, Ritter! christliche, heidnische Aufweckung der Gelehrsamkeit! Jahrhundert Frankreichs! englische, holländische, deutsche Gestalt! chinesische, japonische Politik! Naturlehre einer neuen Welt! amerikanische Sitten u. s. w. — — Großes Thema: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis daß es alles geschehe! Bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt!

Ich komme wieder aufs Meer zurück und in seinen Grund. Ist da nicht solch eine Kette von Geschöpfen wie auf der Erde? Und wo die Seemenschen? Tritonen und Sirenen sind Erdichtungen; aber daß es nicht[1] wenigstens Meeraffen gebe, glaube ich sehr wohl. Maupertuis' Leiter[2] wird nicht voll, bis das Meer entdeckt ist. Natürlich können sie so wenig schwimmen wie wir fliegen. Der Fisch fühlt wenig, sein Kopf, seine Schuppen — sind, was dem Vogel Federn und sein Kopf, jedes in sein Element. Da singt der Luftvogel und dazu sein Kopf; der Fisch, was thut er? was hat er für neue Wassersinne, die wir Luft-Erdengeschöpfe nicht fühlen? Sind sie nicht analogisch zu entdecken? Wenn ein Mensch je die magnetische Kraft inne würde, so wäre es ein Blinder, der nur hören und fühlen, oder gar ein Blinder, Tauber, Geruch- und Geschmackloser, der nur fühlen könnte: was hat ein Fisch für Sinne? In der Dämmerung des Wassers *siehet* er, in der schweren Luft *höret* er; in ihrer dicken Schale *fühlt* die Auster — welch ein Gefühl, daß solche starke Haut nötig war, sie zu decken, daß Schuppen nötig waren, sie zu überkleiden? aber ein Gefühl welcher Dinge? vermutlich ganz andrer als irdischer!

Wie sich Welle in Welle bricht, so fließen die Luftundulationen[3] und Schälle ineinander. Die Sinnlichkeit der Wasserwelt verhält sich also wie das Wasser zur Luft in Hören und

[1] Wegen des überflüssigen „nicht" vgl. S. 70* f. — [2] Ohne Sprünge, in regelmäßigen kleinsten Abständen vorschreitende Stufenfolge der Geschöpfe; vgl. S. 289, Anm. 1. — [3] Luftwellen, -schwingungen.

Sehen! Ei, wie Geruch, Geschmack und Gefühl? — Wie die Welle das Schiff umschließt, so die Luft den sich bewegenden Erdball; dieser hat zum eignen Schwunge seine Form, wie das unvollkommne Schiff zum Winde! Jener wälzt sich durch durch eigne Kraft, dieser durchschneidet das Wasser durch Kraft des Windes! Der elektrische Funke, der das Schiff umfließt, was ist er bei einer ganzen Welt? Nordlicht? magnetische Kraft? — Die Fische lieben sich, daß sie sich, wo kaum eine dünnere Schuppe ist, aneinander reiben, und das gibt welche Millionen Eier! Der unempfindliche Krebs und der Mensch, welche Einwürkung und Zubereitung haben sie nicht nötig! — Kennet der Fisch Gattin? sind die Gesetze der Ehe anders als untergeordnete Gesetze der Fortpflanzung des Universum?

Das Schiff ist das Urbild einer sehr besondern und strengen Regierungsform. Da es ein kleiner Staat ist, der überall Feinde um sich siehet, Himmel, Ungewitter, Wind, See, Strom, Klippe, Nacht, andre Schiffe, Ufer, so gehört ein Gouvernement dazu, das dem Despotismus der ersten feindlichen Zeiten nahekommt. Hier ist ein Monarch und sein erster Minister, der Steuermann; alles hinter ihm hat seine angewiesenen Stellen und Ämter, deren Vernachlässigung und Empörung insonderheit so scharf bestraft wird. Daß Rußland noch keine gute Seeflotte hat, hängt also von zwei Ursachen ab. Zuerst, daß auf ihren Schiffen keine Subordination ist, die doch hier die strengste sein sollte, sonst geht das ganze Schiff verloren. Anekdoten im Leben Peters zeigen, daß er sich selbst dieser Ordnung unterwerfen und mit dem Degen in der Hand in die Kajüte habe hineinstoßen lassen müssen, weil er unrecht kommandierte. Zweitens, daß nicht jedes seinen bestimmten Platz hat, sondern alles zu allem gebraucht wird. Der alte abgelebte Soldat wird Matrose, der nichts mehr zu lernen Lust und Kraft, und dünkt sich bald, wenn er kaum ein Segel hinanklettern kann, Seemann. In den alten Zeiten wäre dies thunlich gewesen, da die Seefahrt als Kunst nichts war, da die Schiffe eine Anzahl Ruder und

Hände und Menschen und Soldaten und weiter nichts enthielten. Jetzt aber gibt's keine zusammengesetztere Kunst als die Schiffskunst. Da hängt von einem Versehen, von einer Unwissenheit alles ab. Von Jugend auf müßte also der Russe so zur See gewöhnt werden und unter andern Nationen erst lernen, ehe er ausübt. Aber, sagt mein Freund, das ist ihr Grundfehler in allem. Leichter nachzuahmen, zu arripieren[1] ist keine Nation als sie; alsdenn aber, da sie alles zu wissen glaubt, forscht sie nie weiter und bleibt also immer und in allem stümperhaft. So ist's; auf Reisen, welche Nation nachahmender? in den Sitten und der französischen Sprache, welche leichter? in allen Handwerken, Fabriken, Künsten; aber alles nur bis auf einen gewissen Grad. Ich sehe in dieser Nachahmungsbegierde, in dieser kindischen Neuerungssucht nichts als gute Anlage einer Nation, die sich bildet und auf dem rechten Wege bildet, die überall lernt, nachahmt, sammlet; laß sie sammlen, lernen, unvollkommen bleiben; nur komme auch eine Zeit, ein Monarch, ein Jahrhundert, das sie zur Vollkommenheit führe. Welche große Arbeit des Geistes ist hier für einen Politiker, darüber zu denken, wie die Kräfte einer jugendlichen, halbwilden Nation können gereift und zu einem Originalvolk gemacht werden. — — Peter der Große bleibt immer Schöpfer, der die Morgenröte und einen möglichen Tag schuf; der Mittag bleibt noch aufgehoben und das große Werk „Kultur einer Nation zur Vollkommenheit"!

Die Schiffsleute sind immer ein Volk, das am Aberglauben und Wunderbaren für andern hängt. Da sie genötigt sind, auf Wind und Wetter, auf kleine Zeichen und Vorboten achtzugeben, da ihr Schicksal von Phänomenen in der Höhe abhängt, so gibt dies schon Anlaß gnug, auf Zeichen und Vorboten zu merken, und also eine Art von ehrerbietigen Anstaunung und Zeichenforschung. Da nun diese Sachen äußerst wichtig sind, da Tod und Leben davon abhängt, welcher Mensch wird im Sturm einer

[1] D. h. gewandter im Nachahmen, im Aneignen.

fürchterlich dunkeln Nacht, im Ungewitter, an Örtern, wo überall der blasse Tod wohnt, nicht beten? Wo menschliche Hülfe aufhört, setzt der Mensch immer, sich selbst wenigstens zum Trost, göttliche Hülfe — und der unwissende Mensch zumal, der von zehn Phänomenen der Natur nur das zehnte als natürlich einsiehet, den alsdenn das Zufällige, das Plötzliche, das Erstaunende, das Unvermeidliche schrecket? O der glaubt und betet, wenn er auch sonst, wie der meinige, ein grober Ruchloser wäre. Er wird in Absicht auf Seedinge fromme Formeln im Munde haben und nicht fragen: „Wie war Jonas im Walfisch?" Denn nichts ist dem großen Gott unmöglich, wenn er auch sonst sich ganz völlig eine Religion glaubt machen zu können und die Bibel für nichts hält. Die ganze Schiffsprache, das Aufwecken, Stundenabsagen ist daher in frommen Ausdrücken und so feierlich als ein Gesang aus dem Bauche des Schiffs. — — In allem liegen Data, die erste mythologische Zeit zu erklären. Da man, unkundig der Natur, auf Zeichen horchte und horchen mußte, da war für Schiffer, die nach Griechenland kamen und die See nicht kannten, der Flug eines Vogels eine feierliche Sache, wie er's auch würklich im großen Expansum[1] der Luft und auf der wüsten See ist. Da ward der Blitzstrahl Jupiters fürchterlich, wie er's auch auf der See ist; Zeus rollete durch den Himmel und schärfte Blitze, um sündige Haine oder Gewässer zu schlagen.[2] Mit welcher Ehrfurcht betete man da nicht den stillen silbernen Mond an, der so groß und allein dasteht und so mächtig würkt auf Luft, Meer und Zeiten. Mit welcher Begierde horchte man da auf gewisse hülfsbringende Sterne, auf einen Kastor und Pollux, Venus u. s. w. wie der Schiffer in einer neblichten Nacht. Auf mich selbst, der ich alle diese Sachen kannte und von Jugend auf unter ganz andern Anzeigungen gesehn hatte, machte der Flug eines Vogels und der Blitzstrahl des Gewässers und der stille Mond

[1] Ausdehnung. — [2] Nach Horaz, „Gedichte", Buch 1, Ged. 12, V. 50: „Du wirst mit mächtigem Wagen den Olomp erschüttern und in die sündigen Haine die feindlichen Blitze schleudern."

des Abends andre Eindrücke, als sie zu Lande gemacht hatten — und nun auf einen Seefahrer, der, unkundig der See, vielleicht als ein Vertriebner seines Vaterlandes, als ein Jüngling, der seinen Vater erschlagen, ein fremdes Land suchte! Wie kniete der für Donner und Blitz und Adler! wie natürlich dem, in der obern Luftsphäre den Sitz Jupiters zu sehen! wie tröstlich dem, mit seinem Gebete diese Dinge lenken zu können! Wie natürlich dem, die Sonne, die sich ins Meer taucht, mit den Farben des fahrenden Phöbus und die Aurora mit aller ihrer Schönheit zu malen! Es gibt tausend neue und natürlichere Erklärungen der Mythologie oder vielmehr tausend innigere Empfindungen ihrer ältesten Poeten, wenn man einen Orpheus[1], Homer, Pindar, insonderheit den ersten, zu Schiffe liefet. Seefahrer waren's, die den Griechen ihre erste Religion brachten, ganz Griechenland war an der See Kolonie; es konnte also nicht eine Mythologie haben wie Ägypter und Araber hinter ihren Sandwüsten, sondern eine Religion der Fremde, des Meeres und der Haine; sie muß also auch zur See gelesen werden. Und da wir ein solches Buch noch durchaus nicht haben, was hätte ich gegeben, um einen Orpheus und eine Odyssee zu Schiff lesen zu können! Wenn ich sie lese, will ich mich dahin zurücksetzen, so auch Damm[2] und Banier[3] und Spanheim[4] lesen und verbessern und auf der See meinen Orpheus, Homer und Pindar fühlen. Wie weit ihre Einbildungskraft dabei gegangen ist, zeigen die Delphinen. Was Schönes und Menschenfreundliches in ihrem Blicke ist nicht; allein ihr Spielen um das Schiff, ihr Jagen bei stillem Wetter, ihr Aufprallen und Untersinken, das gab zu Fabeln derselben Gelegenheit. Ein Delphin hat ihn entführt, ist ebensoviel, als Aurora hat ihn weggeraubt; zwei Um-

[1] Vgl. S. 18, Anm. 4, und S. 43, Anm. 2. Noch 1796 (SWS, Bd. 18, S. 433) vergleicht Herder das angeblich orphische, thatsächlich spätgriechische Seegedicht „Argonautica" mit dem „kunstvollen" Homer. — [2] Johann Tobias Damm (vgl. S. 144, Anm. 4) verfaßte auch eine „Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte der ältesten griechisch-römischen Welt" (Berl. 1763). — [3] Vgl. S. 220, Anm. 2. — [4] Ezechiel Spanheim (1629—1710) schrieb einen mit mythologischer Gelehrsamkeit angefüllten „Commentarius in Callimachum" (Utrecht 1697).

stände kommen zusammen, und sie müssen also die Folge sein voneinander. So ist Virgils verwandelter Mast[1], die Nymphen, Sirenen, Tritonen u. s. w. gleichsam von der See aus leicht zu erklären und wird gleichsam anschaulich. Das Fürchterliche der Nacht und des Nebels u. s. w. Doch ich habe eine bessere Anmerkung, die mehr auf das Wunderbare, Dichterische ihrer Erzählungen führet.

Mit welcher Andacht lassen sich auf dem Schiff Geschichte hören und erzählen! und ein Seemann, wie sehr wird der zum Abenteuerlichen derselben disponiert! Er selbst, der, gleichsam ein halber Abenteurer, andre fremde Welten sucht, was sieht er nicht für Abenteurlichkeiten bei einem ersten stutzigen Anblick? Habe ich dasselbe nicht selbst bei jedem neuen Eintritt in Land, Zeit, Ufer u. s. w. erfahren? wie oft habe ich mir gesagt: ist das das, was du zuerst da sahest? Und so macht schon der erste staunende Anblick gigantische Erzählungen, Argonautika[2], Odysseen, Lucianische Reisebeschreibungen[3] u. s. w. Das ist das Frappante der ersten Dämmerungsgesichte; was siehet man in ihnen nicht! Ein Schiffer ist auf solche erste Wahrzeichen recht begierig; nach seiner langen Reise, wie wünscht er nicht Land zu sehen! und ein neues, fremdes Land, was denkt er sich da nicht für Wahrzeichen! Mit welchem Staunen ging ich nicht zu Schiff! sahe ich nicht zum erstenmal alles wunderbarer, größer, staunender, furchtbarer als nachher, da mir alles bekannt war, da ich das Schiff durchspazierte! Mit welcher Neuerungssucht geht man gegen Land! Wie betrachtet man den ersten Piloten mit seinen hölzernen Schuhen und seinem großen weißen Hut! Man glaubt in ihm die ganze französische Nation bis auf ihren König Ludwig den Großen zu sehen. Wie begierig ist man aufs erste Ge-

[1] Nach Vergils „Äneis", Buch 9, V. 119, tauchen die trojanischen Schiffe auf göttliches Geheiß in die Tiefe und kommen als ebenso viele über das Meer gleitende Delphine wieder empor. — [2] Vgl. S. 301, Anm. 1. — [3] In Lucians (etwa 125–180 n. Chr.) zwei Büchern „Wahrer Geschichte", an denen nur wahr ist das Geständnis des Schriftstellers, daß alles fabuliert ist, besteht die Einkleidung darin, daß die parodierend erzählten Reiseabenteuer zwischen eine nach stürmischer Fahrt erfolgende glückliche Landung auf der äußersten Insel der Welt und das spätere Scheitern des Schiffes fallen

sicht, auf die ersten Gesichter, sollten es auch nur alte Weiber sein; sie sind jetzt nichts als fremde Seltenheiten, Französinnen. Wie bildet man sich zuerst Begriffe nach einem Hause, nach wenigen Personen, und wie langsam kommt man dahin, zu sagen, ich kenne ein Land! Nun nehme man diese Begierde, Wunder zu sehen, diese Gewohnheit des Auges, zuerst Wunder zu finden, zusammen: wo werden wahre Erzählungen? wie wird alles poetisch! Ohne daß man lügen kann und will, wird Herodot ein Dichter; wie neu ist er und Orpheus und Homer und Pindar und die tragischen Dichter in diesem Betracht zu lesen! —

Ich gehe weiter. Ein Schiffer, lange an solches Abenteuerliche gewohnt, glaubt's, erzählt's weiter; es wird von Schiffern und Kindern und Narren mit Begierde gehört, forterzählt — und nun? was gibt's da nicht für Geschichten, die man jetzt von Ost- und Westindien mit halbverstümmelten Namen und alles unter dem Schein des Wunderbaren höret! Von großen Seehelden und Seeräubern, deren Kopf nach dem Tode so weit fortgelaufen, und endlich gibt das eine Denkart, die alle Erzählungen vom Ritter mit dem Schwan, von Joh. Mandevill[1] u. s. w. glaubt, erzählt, möglich findet, und selbst wenn man sie unmöglich findet, noch erzählt, noch glaubt. Warum? man hat sie in der Jugend gelesen; da paßten sie sich mit allen abenteuerlichen Erwartungen, die man sich machte; sie weckten also die Seele eines künftigen Seemannes auf, bildeten sie zu ihren Träumen und bleiben unverweslich. Eine spätere Vernunft, der Anschein eines Augenblicks kann nicht Träume der Kindheit, den Glauben eines ganzen Lebens zerstören; jede etwas ähnliche Erzählung, die man als wahr gehört (obgleich von Unwissenden, von halben Abenteurern), hat sie bestätigt; jedes Abenteuer, das wir selbst erfahren, bestätigt — wer will sie widerlegen? Wie schwer ist's, zu zeigen, daß es kein Paradies, mit feurigen Drachen be-

[1] John Mandevilles (gestorben 1372) in London noch 1725 neugedrucktes Buch über seine „Reise nach Jerusalem und die Wunder Indiens und anderer Eilande und Länder" ist voll abenteuerlichster Sagen.

wahrt, keine Hölle Mandevills, keinen babylonischen Turm gebe! Daß der Kaiser von Siam in seinem Golde das nicht sei, was er in solcher Dichtung vorstelle! Daß die weißen Schwanen und der Ritter mit ihnen Possen sind! Es ist schwer zu glauben, sagt man höchstens und erzählt's fort; — oder streitet dafür mehr als für die Bibel. Ist aber ein solcher Leichtgläubiger deswegen in jeder Absicht ein Thor, ein dummes Vieh? O wahrhaftig nicht. Solche Träume und geglaubte Possen seines Standes, seiner Erziehung, seiner Bildung, seiner Denkart ausgenommen, und er kann ein sehr vernünftiger, thätiger, tüchtiger, kluger Kerl sein.

Hieraus wird erstlich eine philosophische Theorie möglich, die den Glauben an eine Mythologie und an Fabeln der Erzählung erklärt. Unter Juden und Arabern und Griechen und Römern ist diese verändert; im Grunde aber, in den Vorurteilen der Kindheit, in der Gewohnheit, zuerst Fabel zu sehen, in der Begierde, sie zu hören, wenn unsre eigne Begebenheiten uns dazu auflegen, in der Leichtigkeit, sie zu fassen, in der Gewohnheit, sie oft zu erzählen und erzählt zu haben und geglaubt zu sein und doch manches damit erklären zu können, sollte es auch nur sein, daß Gott nichts unmöglich sei, oder andre fromme Moralen — das sind die Stützen, die sie unterhalten, und die sehr verdienen, erklärt zu werden. Hier bietet sich eine Menge Phänomena aus der menschlichen Seele, dem ersten Bilde der Einbildungskraft, aus den Träumen, die wir in der Kindheit lange still bei uns tragen; aus dem Eindruck jedes Schalles, der diesen sausenden Ton, der in dunkeln Ideen fortdämmert, begünstigt und verstärkt; aus der Neigung, gern Sänger des Wunderbaren sein zu wollen; aus der Verstärkung, die jeder fremde Glaube zu dem unsrigen hinzuthut; aus der Leichtigkeit, wie wir aus der Jugend unvergeßliche Dinge erzählen — — tausend Phänomena, deren jedes aus der Fabel der ersten Welt ein angenehmes Beispiel fände und viel subjektiv in der Seele, objektiv in der alten Poesie, Geschichte, Fabel erklärte. Das wäre eine Theorie der Fabel, eine philosophische Geschichte wachender Träume, eine genetische Er-

klärung des Wunderbaren und Abenteuerlichen aus der menschlichen Natur, eine Logik für das Dichtungsvermögen; und über alle Zeiten, Völker und Gattungen der Fabel, von Chinesern zu Juden, Juden zu Ägyptern, Griechen, Normännern geführt — wie groß, wie nützlich! Was Don Quichotte verspottet[1], würde das erklären, und Cervantes wäre dazu ein großer Autor.

Zweitens siehet man hieraus, wie eine relative Sache die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit sei. Sie richtet sich nach ersten Eindrücken, nach ihrer Masse, Gestalt und Vielheit. Sie richtet sich nach der Langwierigkeit und Öfterheit ihrer Bestätigungen, nach einer Anzahl von Konkurrenzen[2], die ihr die Hand zu bieten schienen, nach Zeiten, Sachen, Menschen. Ein Volk hat sie in dieser Sache anders, in andrer Gestalt und Graden als ein anders. Wir lachen die griechische Mythologie aus, und jeder macht sich vielleicht die seinige. Der Pöbel hat sie in tausend Sachen; ist seine Unwahrscheinlichkeit dieselbe als des zweifelnden Philosophen, des untersuchenden Naturkundigen? Klopstocks dieselbe als Hume[3] oder Moses[4] in eben der Sphäre? Jeder Erfinder von Hypothesen, welche eine Art, Unwahrscheinlichkeiten zu messen: Hermann von der Hardt[5]? Hardouin[6]? Leibniz und Plato, die beiden größten Köpfe zu Hypothesen in der Welt; Descartes, wie zweifelnd, wie mißtrauisch und welche Hypothesen? Es gibt also eine eigne Gestalt des Gefühls von Wahrscheinlichkeiten, nach dem Maß der Seelenkräfte, nach Proportion der Einbildungskraft zum Urteil, des Scharfsinns zum Witze, des Verstandes zur ersten Lebhaftigkeit der Eindrücke u. s. w.; welche Theorie der Wahrscheinlichkeit

---

[1] Der „Don Quichotte" von Miguel de Cervantes Saavedra wird meist als eine Satire auf das Phantastische und Wunderbare, auf den glaubensseligen Optimismus aufgefaßt. — [2] Hier s. v. w. Zufälligkeiten. — [3] Vgl. S. 288, Anm. 3. — [4] Moses Mendelssohn. — [5] Hermann von der Hardt (1660—1746) vertrat seine Hypothese, daß alle orientalischen Sprachen von der griechischen abstammten, z. B. auch in seinen „Elementa chaldaica et Syriaca" (Helmstedt 1694). — [6] Jean Hardouin (1646—1729), ein Jesuit, der alle Geschichte mit wüstester Einbildungskraft umdeutete; die „Äneis" z. B. sollte eine von einem Benediktiner des 13. Jahrhunderts verfaßte allegorische Beschreibung von Petri Reise nach Rom sein.

aus der menschlichen Seele hinter Hume, Moses, Bernouille[1] und Lambert[2]!

Jeder Stand, jede Lebensart hat ihre eignen Sitten; Hume hat in Geschichte und politischen Versuchen viele solcher Charaktere sehr auszeichnend gegeben; ich lerne aus einzelnen Menschen Klassen und Völker kennen. Ein solcher Schiffer — welch Gemisch von Aberglauben und Tollkühnheit, von roher Größe und Unnutzbarkeit, von Zutrauen auf sich und Feindseligkeit mit andern; in vielen Stücken wird ein alter Held kennbar: wie er von sich erzählet, auf seine Kräfte pocht, seine Belesenheit für untrüglich, die Summe gemachter Entdeckungen für die höchste, Holland auf dem höchsten Grade hält, seine rohen Liebesbegebenheiten, die ebenso unwahrscheinlich sind, seine Heldenthaten u. s. w. daherkramet — doch gnug von solcher Charakteristik des Pöbels! Es wäre besser gewesen, wenn ich einen Euler oder Bouguer[3] und La Caille von der Schiffahrt, Schiffsbau, Pilotage u. s. w. gehabt hätte — ein Teil der Mathematik, den ich noch notwendig lebendig studieren muß. Jetzt, wenn ich den Hiob aus der Sandwüste las, so war es dem Ort ebenso unangemessen, als ein hebräisches Lexikon zu studieren. Auf dem Meer muß man nicht Gartenidyllen und Georgica[4], sondern Romane, abenteurliche Geschichten, Robinsons, Odysseen und Äneiden lesen! So fliegt man mit den Fittichen des Windes und schifft mit dem abenteurlichen Seehelden, statt daß jetzt die Bewegung des Geistes und des Körpers entgegenstreben.

Man bildet sich ein, daß man auf Meeren, indem man Länder und Weltteile vorbeifliegt, man viel von ihnen denken werde; allein diese Länder und Weltteile siehet man nicht. Sie

---

[1] Jacques Bernouille (1654—1705), berühmter Mathematiker, dessen von seinem Sohne 1713 zu Basel herausgegebene „Ars conjectandi“ Herder besaß. — [2] Johann Heinrich Lambert (1728—77) veröffentlichte ein „Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung von Irrtum und Schein“ (Leipz. 1761). — [3] Pierre Bouguer (gestorben 1758), Professor der Hydrographie und Verfasser vieler Abhandlungen über Nautik, darunter „Sur les opérations nommés corrections par les pilotes“ (Paris 1752). Über Euler und La Caille vgl. S. 289, Anm. 1. — [4] Lehrgedichte über den Landbau.

sind nur fernher stehende Nebel, und so sind auch meistens die Ideen von ihnen für gemeine Seelen. Es ist kein Unterschied, ob das jetzt das kurische, preußische, pommersche, dänische, schwedische, norwegische, holländische, englische, französische Meer ist: wie unsre Schiffahrt geht, ist's nur überall Meer. Die Schiffahrt der Alten war hierin anders. Sie zeigte Küsten und Menschengattungen; in ihren Schlachten redeten Charaktere und Menschen — jetzt ist alles Kunst, Schlacht und Krieg und Seefahrt und alles. Ich wollte den Reisebeschreiber zu Hülfe nehmen, um an den Küsten jedes Landes dasselbe zu denken, als ob ich's sähe; aber noch vergebens. Ich fand nichts als Okularverzeichnisse und sahe nichts als entfernte Küsten. Livland, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun! Zu thun, um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwinglius, Calvin und Luther dieser Provinz zu werden! Kann ich's werden? habe ich dazu Anlage, Gelegenheit, Talente? was muß ich thun, um es zu werden? was muß ich zerstören? Ich frage noch! Unnütze Kritiken und tote Untersuchungen aufgeben, mich über Streitigkeiten und Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweihen, das Zutrauen der Regierung, des Gouvernements und Hofes gewinnen, Frankreich, England und Italien und Deutschland in diesem Betracht durchreisen, französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack feiner Erfindungen, deutsche Gründlichkeit und Kenntnisse und endlich, wo es nötig ist, holländische Gelehrsamkeit einsammlen, große Begriffe von mir und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen und den Geist der Gesetzgebung, des Kommerzes und der Polizei gewinnen, alles im Gesichtspunkt von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, keine Blößen mehr geben und die vorigen so kurz und gut als möglich zu verbessern suchen, Nächte und Tage

darauf denken, dieser Genius Livlands zu werden, es tot und lebendig kennen zu lernen, alles praktisch zu denken und zu unternehmen, mich anzugewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen wissen — edler Jüngling! das alles schläft in dir? aber unausgeführt und verwahrloset! Die Kleinheit deiner Erziehung, die Sklaverei deines Geburtslandes, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unstetigkeit deiner Laufbahn hat dich eingeschränkt, dich so herabgesenkt, daß du dich nicht erkennest. In kritischen unnützen, groben, elenden Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genies, die größte Stärke deiner Leidenschaft, zu unternehmen. Du wirst eine so träge, lache[1] Seele wie alle Fibern und Nerven deines Körpers; Elender, was ist's, das dich beschäftigt? Und was dich beschäftigen sollte? und nach Gelegenheit, Anlaß und Pflicht beschäftigen könnte? — O daß eine Eumenide mir in meinen Wäldern erschiene, mich zu erschrecken, mich aus denselben auf ewig zu jagen und mich in die große nutzbare Welt zu bannen! Livland ist eine Provinz, den Fremden gegeben! Viele Fremde haben es aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum Reichwerden, genossen; mir, auch einem Fremden, ist's zu einem höhern Zwecke gegeben, es zu bilden! Dazu sei mein geistliches Amt, die Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen: nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung. Dazu habe ich Raum, Zeit und Gelegenheit; ich bin ohne drückende Aufsicht; ich habe alle Groß-, Gut- und Edeldenkende gegen ein paar Pedanten auf meiner Seite; ich habe freie Hand. Lasset uns also anfangen, den Menschen und menschliche Tugend recht kennen und predigen zu lernen, ehe man sich in tiefere Sachen mischet! Die menschliche Seele an sich und in ihrer Erscheinung auf dieser Erde, ihre sinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnungen und Vergnügen, und Charaktere und Pflichten und alles, was Menschen hier glücklich

[1] D. h. schlaffe (franz. lâche).

machen kann, sei meine erste Aussicht. Alles übrige werde bloß beiseitegesetzt, solange ich hiezu Materialien sammle und alle Triebfedern, die im menschlichen Herzen liegen, vom Schreckhaften und Wunderbaren bis zum Stillnachdenkenden und Sanftbetäubenden, kennen, erwecken, verwalten und brauchen lerne. Hiezu will ich in der Geschichte aller Zeiten Data sammlen; jede soll mir das Bild ihrer eignen Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster und Glückseligkeiten liefern, und so will ich alles bis auf unsre Zeit zurückführen und diese recht nutzen lernen. Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem auf andre Art, Glückseligkeit zur Summe; wir, in dem unsrigen, schweifen aus, wenn wir wie Rousseau Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind, wenn wir aus diesen zu unserm Mißvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu genießen. Suche also auch selbst aus den Zeiten der Bibel nur Religion und Tugend und Vorbilder und Glückseligkeiten, die für uns sind; werde ein Prediger der Tugend deines Zeitalters! O wie viel habe ich damit zu thun, daß ich's werde! wie viel bin ich aber, wenn ich's bin! — Welch ein großes Thema, zu zeigen, daß man, um zu sein, was man sein soll, weder Jude, noch Araber, noch Grieche, noch Wilder, noch Märtrer, noch Wallfahrter sein müsse, sondern eben der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, tugendhafte, genießende Mensch, den Gott auf der Stufe unsrer Kultur fodert. Hier werde alles das Gute gezeigt, was wir in unserm Zeitalter, Künsten, Höflichkeit, Leben u. s. w. für andern Zeitaltern, Gegenden und Ländern haben; alsdenn das Große und Gute aus andern dazugenommen, sollte es auch nur zur Nacheiferung sein, soweit es möglich wäre, es zu verbinden — o was schläft in allen dem für Aufweckung der Menschheit! Das ist eine Tugend und Glückseligkeit und Erregung, gesammlet aus mehr als aus Iselins[1]

[1] Isaak Iselin (1728—82), Baseler philosophischer Schriftsteller, predigte in seinem Versuch „Über die Geschichte der Menschheit" (2. Aufl., Zürich 1768) begeistert den Gedanken des Fortschrittes der Menschen zur Glückseligkeit.

Geschichte, aus dem lebendigen Vorstellen der Bilder aller Zeiten und Sitten und Völker, und gleichsam daraus die Geschichte eines Agathon[1] in jeder Nation gedichtet! Welch ein großes Studium für Einbildungskraft und Verstand und Herz und Affekten! Einer aus Judäa und ein Hiob aus Arabien[2], und ein Beschauer Ägyptens, und ein römischer Held, und ein Pfaffenfreund, und ein Kreuzzieher und ein Virtuose unsres Jahrhunderts gegeneinander, und in allem Geist ihres Zeitalters, Gestalt ihrer Seele, Bildungsart ihres Charakters, Produkt ihrer Tugend und Glückseligkeit! Das sind Fragmente über die Moral und Religion aller Völker, Sitten und Zeiten für unsre Zeit — wie weit lasse ich damit hinter mir die Bruckers[3] und die Postillenprediger und die Mosheimschen Moralisten[4]! Ein solches großes Geschäfte in seiner Vollendung, welch ein Werk würde es für die Welt! Aber was sorge ich für die Welt, da ich für mich und meine Welt und mein Leben zu sorgen und also aus meinem Leben zu schöpfen habe? Was also zu thun? Dies in allen Szenen zu betrachten und zu studieren! Die ersten Spiele der Einbildungskraft der Jugend und die ersten starken Eindrücke auf die weiche, empfindbare Seele zu behorchen, aus jenen vieles in der Geschichte unsres Geschmacks und Denkart erklären, aus dieser alles Rührende und Erregende brauchen zu lernen. Das erste Verderben eines guten Jünglings auf seine Lebenszeit, was gibt's auch aus meinem Leben für rührende Züge, die noch jetzt alle meine Thränen locken und so viel homogene ähnliche Verwirrungen und Schwächungen auf mein ganzes Leben würken! Alsdenn das Wunderbare und immer Gute, was jeder

[1] Wieland stellte in seiner „Geschichte des Agathon" (Frankf. u. Leipz. 1766—1767) in altgriechischer Einkleidung seine eigene Bekehrung von weltabgewandter Schwärmerei zu feiner, heiterer Lebensfreude dar. — [2] Der Verfasser des Buches Hiob war nach Herder, „Vom Geiste der hebräischen Poesie", Teil 1, Gespräch 5 (SWS, Bd. 9, S. 305), in Arabien daheim. — [3] Jakob Brucker, Pfarrer in Augsburg, dessen „Kurze Fragen aus der philosophischen Historie von Anfang der Welt bis auf die Geburt Christi" (Ulm 1731) in Herders Besitz waren. — [4] Johann Lorenz Mosheim (1694—1755), der Begründer einer pragmatischen Kirchengeschichtsschreibung, verfaßte auch eine „Sittenlehre der Heiligen Schrift" (4. Aufl., Helmst. 1753 ff.) und die (in Herders Bibliothek vorhandenen) „Heiligen Reden" (Hamb. 1732 f., 2 Teile).

Schritt unsres Lebens mit sich bringet — weiter! ein Bild von allen Gesichten und Nationen und merkwürdigen Charakteren und Erfahrungen, die ich aus meinem Leben mich erinnere — was für Geist und Leben muß dies in meine Denkart, Vortrag, Predigt, Umgang bringen! So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden; kein Schritt, Geschichte, Erfahrung wäre vergebens; ich hätte alles in meiner Gewalt, nichts wäre verlöscht, nichts unfruchtbar; alles würde Hebel, mich weiter fortzubringen. Dazu reise ist jetzt, dazu will ich mein Tagebuch schreiben, dazu will ich Bemerkungen sammlen, dazu meinen Geist in eine Bemerkungslage setzen, dazu mich in der lebendigen Anwendung dessen, was ich sehe und weiß, was ich gesehen und gewesen bin, üben! Wie viel habe ich zu diesem Zwecke an mir aufzuwecken und zu ändern! Mein Geist ist nicht in der Lage, zu bemerken, sondern eher zu betrachten, zu grübeln! Er hat nicht die Wut, Kenntnisse zu sammlen, wo er sie kann, sondern schließet sich schlaff und müde in den ersten Kreis ein, der ihn festhält. Dazu besitze ich nicht die Nationalsprachen, wohin ich reise. Ich bin also in Frankreich ein Kind; denn ich müßte Französisch können, um mich geltend zu machen, um alles zu sehen, zu erfragen, kennen zu lernen, um von meinem Orte und aus meinem Leben zu erzählen und also dies auf gewisse Art zu wiederholen und gangbar zu machen. Ich bin also ohne dies alles in Frankreich ein Kind, und wenn ich zurückkomme, ebendasselbe. Französische Sprache ist das Medium, um zu zeigen, daß man in Frankreich gelebt und es genossen hat — so auch mit andern Sprachen — wie viel habe ich zu lernen! mich selbst zu zwingen, um nachher einer sein zu können, der Frankreich, England, Italien, Deutschland genossen hat und als solcher erscheinen darf! Und kann ich als solcher erscheinen, was habe ich in Livland als Prediger für Vorzüge und Geltungsrechte! Mit allen umgehen, von allem urteilen zu können, für eine Sammlung von Kenntnissen der polizierten[1] Welt gehalten zu werden! Was

[1] Vgl. S. 17, Anm. 1, und S. 146, Z. 1ff.

kann man mit diesem Scheine nicht thun, nicht ausrichten! Wie viel liegt aber vor mir, diesen Schein des Ansehens zu erreichen und der erste Menschenkenner nach meinem Stande, in meiner Provinz zu werden!

Bin ich's geworden, so will ich diesen Pfad nicht verlassen und mir selbst gleichsam ein Journal halten der Menschenkenntnisse, die ich täglich aus meinem Leben, und derer, die ich aus Schriften sammle. Ein solcher Plan wird mich beständig auf einer Art von Reise unter Menschen erhalten und der Falte zuvorkommen, in die mich meine einförmige Lage in einem abgelegnen skythischen Winkel der Erde schlagen könnte. Dazu will ich eine beständige Lektüre der Menschheitsschriften, in denen Deutschland jetzt seine Periode anfängt und Frankreich, das ganz Konvention und Blendwerk ist, die seinige verlebt hat, unterhalten. Dazu die Spaldinge[1], Resewitze[2] und Moses lesen; dazu von einer andern Seite die Mosers[3] und Wielands und Gerstenbergs[4] brauchen; dazu zu unsern Leibnizen die Shaftesburys[5] und Lockes; zu unsern Spaldings die Sternes[6], Fosters[7] und Richardsons[8]; zu unsern Mosers die Browne[9]

[1] Johann Joachim Spalding (1714—1804) wirkte sowohl in seinen Berliner Stellungen als Pfarrer an St. Nikolai und als Mitglied des Oberkonsistoriums wie als Schriftsteller für religiöse Aufklärung. — [2] Friedrich Gabriel Resewitz (1729—1806), Prediger in Kopenhagen, später Abt in Klosterberga und Mitarbeiter an den Berliner „Litteraturbriefen". — [3] Friedrich Karl von Moser (1723—98), patriotischer hessen-darmstädtischer Staatsmann und fruchtbarer Schriftsteller, besonders über vaterländische, Staats- und Sittengeschichte, Verfasser des Buches „Der Herr und der Diener" (Frankf. a. M. 1759). — [4] Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823), der Herausgeber der Kopenhagener aufklärenden Monatsschrift „Der Hypochondrist" und der bedeutendste Mitarbeiter der Schleswigschen „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur". Vgl. im 2. Band unsrer Ausgabe die Einleitung zu dem Ossian- und Shakespeare-Aufsatze. — [5] Über Shaftesbury vgl. S. 84, Anm. 1. — [6] Laurence Sterne (1713—68), der Verfasser des humoristischen Romanes „Tristram Shandy" und der „Empfindsamen Reise". — [7] James Foster (1697—1755), ein Londoner Anabaptistenprediger, von dem Herder in Übersetzungen besaß: „Betrachtungen über die natürliche Religion" (Lond. 1742, 2 Teile), und „Reden", übersetzt von Sack (4 Teile). — [8] Samuel Richardson (1689—1761) wurde durch seine Romane „Pamela", „Clarissa" und „Grandison" der Begründer des rührseligen und lehrhaften Sitten- und Familienromanes. — [9] Patrick John Browne gab 1757 in London die schnell sehr berühmt gewordene Schrift „Estimate of the manners and the principles of the times" heraus.

und Montesquieus; zu unsern Homileten jedes Datum einer Reisebeschreibung oder merkwürdigen Historie dazuthun. Jahrbuch der Schriften für die Menschheit! ein großer Plan! ein wichtiges Werk! Es nimmt aus Theologie und Homiletik, aus Auslegung und Moral, aus Kirchengeschichte und Ascetik nur das, was für die Menschheit unmittelbar ist, sie aufklären hilft, sie zu einer neuen Höhe erhebt, sie zu einer gewissen neuen Seite verlenkt, sie in einem neuen Licht zeigt, oder was nur für sie zu lesen ist. Dazu dient alsdenn Historie und Roman, Politik und Philosophie, Poesie und Theater als Beihülfe; bei den letzten allen wird dies nicht Hauptgesichtspunkt, aber eine sehr nutzbare und bildende Aussicht. Ein solches Journal wäre für alle zu lesen! Wir haben's noch nicht, ob wir gleich Materialien dazu haben! Es würde in Deutschland eine Zeit der Bildung schaffen, indem es auf die Hauptaussicht einer zu bildenden Menschheit merken lehrte. Es würde das Glück haben, was kein Journal so leicht hat, Streitigkeiten und Widerspruch zu vermeiden, indem es sich von allem sondert und nur bilden will. Es würde seinen Autor berühmt und, was noch mehr ist, beliebt machen; denn das menschliche Herz öffnet sich nur dem, der sich demselben nähert, und das ist ein Schriftsteller der Menschheit! O auf dieser Bahn fortzugehen, welch ein Ziel! welch ein Kranz! Wenn ich ein Philosoph sein dörfte und könnte, ein Buch über die menschliche Seele, voll Bemerkungen und Erfahrungen, das sollte mein Buch sein! ich wollte es als Mensch und für Menschen schreiben! es sollte lehren und bilden! die Grundsätze der Psychologie und nach Entwicklung der Seele auch der Ontologie, der Kosmologie, der Theologie, der Physik enthalten! es sollte eine lebendige Logik, Ästhetik, historische Wissenschaft und Kunstlehre werden! aus jedem Sinn eine schöne Kunst entwickelt werden! und aus jeder Kraft der Seele eine Wissenschaft entstehen! und aus allen eine Geschichte der Gelehrsamkeit und Wissenschaft überhaupt! und eine Geschichte der menschlichen Seele überhaupt, in Zeiten und Völkern! Welch ein Buch! – – – und so lang'

ich dies nicht kann, so sollen meine Predigten und Reden und Abhandlungen, und was ich künftig gebe, menschlich sein! und wenn ich's kann, ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung liefern, das sich wie ein Christ in der Einsamkeit u. s. w. lesen lasse, was empfunden werde, was für meine Zeit und mein Volk und alle Lebensalter und Charaktere des Menschen sei! — Das wird bleiben! —

Ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung! Es finge von der Kenntnis sein selbst, des weisen Baues an Leibe und Geist an, zeigte die Endzwecke und Unentbehrlichkeiten jedes Gliedes an Leib und Seele; zeigte die Mancherleiheit, die dabei stattfände, und daß doch jedes nur in dem Maß möglich und gut ist, wie wir's haben; alsdenn Regeln und Anmahnung, sich an Leib und Geist so auszubilden, als man kann. Dies erst an sich, und soweit ist Rousseau ein großer Lehrer! Was für Anreden sind dabei an Menschen als Menschen, an Eltern und Kinder, an Jünglinge und Erwachsne, an mancherlei Charaktere und Temperamente, Fähigkeiten und menschliche Seelen möglich! Alsdenn kommt ein zweiter Teil für die Gesellschaft, wo Rousseau kein Lehrer sein kann. Hier ein Katechismus für die Pflichten der Kinder, der Jünglinge, der Gesellschafter, der Bürger, der Ehegatten, der Eltern; alles in einer Ordnung und Folge und Zusammenhang, ohne Wiederholungen aus dem vorigen Teile, ohne Einlassung auf Stände und bloß politische Einzelnheiten — wäre ein schweres Werk. Drittens ein Buch für die Charaktere aus Ständen, um die bösen Falten zu vermeiden, die der Soldat und Prediger, der Kaufmann und Weise, der Handwerker und Gelehrte, der Künstler und Bauer gegeneinander haben; um jedem Stande alle seine Privattugenden zu geben, alle miteinander aus den verschiednen Naturen und Situationen der Menschheit zu erklären und zu versöhnen, alle dem gemeinen Besten zu schenken. Hiemit fängt sich ein vierter Teil an, wo Unterthanen und Obrigkeiten gegeneinanderkommen; vom Bauer an, der dem Sklaven nahe ist, denn für Sklaven gibt's

keinen Katechismus, zu seiner bürgerlichen Herrschaft, zum Adel, zum Prinzen, zum Fürsten hinan; alsdenn die mancherlei Regierungsformen, ihre Vor- und Nachteile und endlich Grundsätze eines ehrlichen Mannes, in der, wo er lebt. Hieraus werden fünftens die schönen überflüssigen Bedürfnisse: Kunst, Wissenschaft, gesellschaftliche Bildung; Grundriß zu ihnen; ihre Erziehung nach Temperamenten und Gelegenheiten, ihr Gutes und Böses; Auswahl aus ihnen zum ordentlichen, nützlichen und bequemen Leben unsres Jahrhunderts, und hier also Philosophie eines Privatmannes, Frauenzimmers u. s. w. nebst einer Bibliothek dazu. Sechstens: Mängel, die dabei bleiben, uns zu unterrichten, zu beruhigen, zurückzuhalten, aufzumuntern; christliche Kenntnisse, als Unterricht, Beruhigung, Rückhalt und Erhebung, was Menschen davon wissen konnten, und wie Gott sich Menschen geoffenbaret hat, in Absicht auf die Schöpfung, Ursprung des Übels in der Welt, Wanderungen des Menschengeschlechts, Erlösung, Heiligung, künftige Welt. Begriffe von der Theopneustie[1] überhaupt, von der Gestalt der Religion in Judäa, im Alten und Neuen Testament und in den verschiednen Jahrhunderten. Alles im Gesichtspunkt der Menschheit — und hieraus Lehren für Toleranz, Liebe zur protestantischen Religion, wahrer Geist derselben im akademischen Lehrer, Prediger, Zuhörer, Privatchristen. Christliche Erziehung: Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Tod, Begräbnis. — — — Ich liefre nur kurze Gesichtspunkte; wohin würde die Ausarbeitung nicht führen! — Noch ist alles Theorie; es werde Praxis, und dazu diene die Seelensorge meines Amts. Hier ist ein Feld, sich Liebe, Zutrauen und Kenntnisse zu erwerben, ein Feld, zu bilden und Nutzen zu schaffen — wenn die Religion z. E. bei Trauungen und Taufen und Gedächtnisreden und Krankenbesuchen den Großen edel und groß und vernünftig, den Geschmackvollen mit Geschmack und Schönheit, dem

[1] Die Lehre von der auf unmittelbarer göttlicher Eingebung (wörtlich: Einhauchung) beruhenden Entstehung der heiligen Schriften; s. v. w. lateinisch Inspiration.

zarten Geschlecht zart und liebenswürdig, dem fühlbaren Menschen fühlbar und stark, dem Unglücklichen und Sterbenden tröstlich und hoffnungsvoll gemacht wird. Und hier ist ein Feld besonders für mich. Sich vor einer Gewohnheits- und Kanzelsprache in acht nehmen, immer auf die Zuhörer sehen, für die man redet, sich immer in die Situation einpassen, in der man die Religion sehen will, immer für den Geist und das Herz reden: das muß Gewalt über die Seelen geben! oder nichts gibt's!.. Hier ist die vornehmste Stelle, wo sich ein Prediger würdig zeigt; hier ruhn die Stäbe seiner Macht.

Alles muß sich heutzutage an die Politik anschmiegen; auch für mich ist's nötig mit meinen Planen! Was meine Schule gegen den Luxus und zur Verbesserung der Sitten sein könne. Was sie sein müsse, um uns in Sprachen und Bildung dem Geschmack und der Feinheit unsres Jahrhunderts zu nähern und nicht hintenzubleiben. Was, um Deutschland, Frankreich und England nachzueifern. Was, um dem Adel zur Ehre und zur Bildung zu sein. Was sie aus Polen, Ruß- und Kurland hoffen könne. Was sie für Bequemlichkeiten haben, da Riga der Sitz der Provinzkollegien ist, und wie unentbehrlich es sei, die Stellen kennen zu lernen, zu denen man bestimmt ist. Wie viel Auszeichnendes eine livländische Vaterlandsschule haben könne, was man auswärtig nicht hat. Wie sehr die Wünsche unsrer Kaiserin darauf gehen, und daß zur Kultur einer Nation mehr als Gesetze und Kolonien, insonderheit Schulen und Einrichtungen nötig sind. Dies alles mit Gründen der Politik, mit einem Vaterlandseifer, mit Feuer der Menschheit und Feinheit des gesellschaftlichen Tons gesagt, muß bilden und locken und anfeuren. Und zu eben der Denkart will ich mich so lebend und ganz, als ich denke und handle, erheben. Geschichte und Politik von Liv- und Rußland aus studieren, den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Livlands zu machen, das, was der große Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist einer Nationalerziehung anwenden, und was er in dem Geist eines kriegerischen Volks fand, auf eine

friedliche Provinz umbilden. O ihr Locke[1] und Rousseau und Clarke[2] und Francke[3] und Heckers[4] und Ehlers[5] und Büschings[6]! euch eifre ich nach; ich will euch lesen, durchdenken, nationalisieren, und wenn Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft, so werde ich euch nutzen und ein Werk stiften, das Ewigkeiten daure und Jahrhunderte und eine Provinz bilde.

Die erste Einrichtung meiner Schule sei, so viel möglich, im stillen und mit Genehmigung meiner Mitlehrer; auf solche Art ist die Befestigung seiner Absichten natürlich, und ich sichere mich der Liebe meiner Kollegen. Ist's möglich, einzuführen, daß jeder seine Arbeiten wählt, die für ihn sind, Stunden wählt, die für ihn sind, keinen Unterschied an Klassen und Ordnungen findet und finden will: wie viel wäre damit ausgerichtet! So hat jeder seine Lieblingsstunden und -arbeiten; so fällt der Rangstreit weg, und das, was da bleibt, ist nur Ordnung; so wird die Achtung der Schüler unter die Lehrer verteilet; so wird der Einförmigkeit und dem verdrüßlichen Einerlei, immer einen Lehrer und eine Methode zu haben, abgeholfen; so wird Veränderung in das Ganze der Schule gebracht, und alle Klassen nehmen daran teil; so wird keine ganz und gar verwildert, da doch alle Subjekte bei einer Schule nicht alle gleich gut sein können; so wird ein größeres Band unter Lehrern und Schülern; so bekommt jeder die ganze

---

[1] John Lockes (vgl. S. 188, Anm. 2) „Gedanken von der Erziehung der Kinder" (Lond. 1693) haben sehr bestimmend auf Rousseaus Erziehungsroman „Emil" eingewirkt. — [2] Samuel Clarke (1675—1729), englischer Philosoph und Verfasser der Werke: „Beweis vom Dasein und den Eigenschaften Gottes" und „Wahrheit und Gewißheit der natürlichen und geoffenbarten Religion". Herder besaß einen deutschen „Auszug aus Samuel Clarkes geistlichen Reden" von 1756 und „Merkwürdige Schriften, von Leibniz und Clarke gewechselt" (1720). — [3] August Hermann Francke (1663—1727), der Begründer des Waisenhauses und der nach ihm benannten Stiftungen zu Halle. — [4] Johann Julius Hecker (1707—68), der erste Rektor der ökonomisch-mathematischen Realschule zu Berlin. — [5] Martin Ehlers (1732—1800), der dem Klopstockischen Kreise in Hamburg befreundete Verfasser der „Gedanken von den zur Verbesserung der Schulen notwendigen Erfordernissen" (Altona 1760; in Herders Bibliothek). — [6] Anton Friedrich Büsching (1724—93), der Direktor des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster, Begründer der neueren Geographie und Verfasser vieler theologischer, biographischer, pädagogischer und geographischer Bücher, darunter eines lateinischen Lesebuches („Liber Latinus in usum puerorum Latinam linguam discentium editus", Berlin 1767).

Schule auf gewisse Art zu übersehen, zu unterrichten, und wird ein Wohlthäter des Ganzen; so bekommt der Aufseher das Ganze der Schule mehr zu kennen; so und überhaupt so ist die Verteilung die natürlichste. Nun wird nicht alles der lateinischen Sprache aufgeopfert und ihr gleichsam zuliebe rangieret; nun kann jeder Schüler nach jeder Fähigkeit hoch und niedrig und gerade an seinem Ort sein; nun darf keiner um einer Nebensache willen in allem versäumt werden; das Papistisch-Gotische[1], das die lateinische Sprache zur Herrscherin macht, wird weggenommen, und alles wird ein regelmäßiges, natürlich eingeteiltes Ganze. Jedem Lehrer bleibt sein Name, sein Rang, seine lateinische eigne Klasse; nur jede andre Wissenschaft, Theologie, Physik, griechische, ebräische, französische Sprache, Geographie, Historie, Realien, Poesie u. s. w., wird verteilt.

Eine Realklasse fängt an. Die ersten Kenntnisse mehr der Naturgeschichte als der Naturlehre, mehr von sich als von entferntem Fremden, von Körper, Seele, merkwürdigen Sachen, die man täglich braucht und siehet und nicht kennet, Kaffee und Thee, Zucker und Gewürze, Brot und Bier und Wein u. s. w. Die ganze äußere Gestalt der Welt, in deren Mitte das lernende Kind steht, wird erklärt. Er auf den Unterschied und Ähnlichkeiten und Beschaffenheiten der Tiere geführt, die er so liebt; die gemeinsten Bedürfnisse des Lebens, Erfindungen und Künste ihm gezeigt, damit er sich selbst kennen, in seinem Umkreise fühlen und alles brauchen lerne. Das wird ihn zu keinem Fremdlinge in der Welt machen, wo er ist, ihm keine unverstandnen Ideen lassen, die er sonst mit Sprache und Gewohnheit lernt, ihn aufwecken, selbst zu betrachten, und überhaupt dem großen Zwecke nacheifern, ihm das zu erklären oder ihm die Erklärung von alledem finden zu lehren, was ihm die Sprache als Vorurteil einprägte.

[1] D. h. Mönchisch-mittelalterliche, Herrschsüchtig-weltabgewandte, Riesenförmige. Vgl. LB, Bd. 1, Abt. 3, erste Hälfte, S. 205—207, und Goethe, „Von deutscher Baukunst“(1773): „Ich war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Unter der Rubrik G o t i s c h häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gegangen waren.“

Hier braucht's keines Genies für Lehrer und Schüler, nur Treue, Fleiß und Aufmerksamkeit. Hier kommen lebendige Sachen und Kupfer zu Hülfe; er kennet seine Welt; hier wird alles lebendig; er findet sich, daß das ebendasselbe ist, was er wußte und nicht weiß, zu kennen glaubte und nicht kennet, spricht und nicht denket. Welche Wetteiferungen! welche Revolution in der Seele des Knaben! welche Erregung von unten auf! Eifer, nicht bloß akademisch toter Erklärungen, sondern lebendiger, lebendiger Kenntnisse, das erweckt die Seele. Das gibt Lust zu lernen und zu leben; das hebt aus der Einschläferung der Sprache; das läßt sich den Eltern, zum Ruhm der Kinder, vorpredigen; das läßt sich anwenden; das bildet auf zeitlebens. Buffons Naturhistorie ist hier für den Lehrer, mit Auswahl, ein gutes Buch; die Artikel von der Menschheit, von vielen einzelnen Tieren, ohne System, ist bloß für die Jugend und sonst kaum gut. Hoffmanns[1] Kinderphysik war es sonst und muß es in Ermanglung eines Bessern noch sein; Rothe[2] ist so ein Stümper wie Baumeister[3] und nichts weniger als eine Naturlehre für Kinder.

Man siehet, daß sich mit dieser Klasse von selbst manches zusammenschlinge, insonderheit aus der Geschichte der Künste, der Handwerke, der Erfindungen, nur daß dieses alles bloß untergeordnet bleibt und kein Hauptzweck wird, wie in der Domschule[4]. Ein Schüler, der von Künsten und Handwerken ohne lebendige Anschauung allgemein hinschwatzt, ist noch ärger, als der von allem nichts weiß; der aber, dem jede Kunst dienet, um andres von lebendigen Kenntnissen, die er als Knabe schon haben muß, zu erklären, der bleibt noch immer Knabe, indem er auch davon hört, und wird nicht ein Maulaffe von einem unwissenden, nachplaudernden Lehrjungen.

[1] Wohl Friedrich Hoffmann (1660—1742), Arzt und Physiker in Halle. — [2] Georg Rothe, Lehrer am Görlitzer Gymnasium, veröffentlichte 1754 in Görlitz einen „Begriff der Naturlehre". — [3] Friedrich Christian Baumeister (1707—85), Rektor ebenda, veröffentlichte außer einer „Philosophia definitiva h. e definitiones philosophicae ex systemate Wolffii in unum collectae" (Görlitz 1733, auch eine „Philosophia rationalis" (Görlitz 1739), deren ehedem von Herder benutztes Exemplar durchschossen ist. — [4] Vgl S. 13*.

Man siehet, daß mathematische Begriffe ebensogut hiezu gehören, aber nicht, wie sie in unsern Büchern stehen, sondern wie sie der Hauptbegriff einer ganzen Wissenschaft sind; Töne, Farben, Wasser, Luft, Figuren, Erscheinungen, Maschinen u. s. w. kommen als Spielwerk hieher und werden die Basis zu einem sehr großen Gebäude. Erzählungen von dieser und jener Begebenheit, Sache, Erscheinung, Erfindung, Denkwürdigkeiten weben sich überall ein, plündern Historie und Geographie, ohne von beiden einen pedantischen Schatten zu leihen, würzen und beleben alles, geben lauter Data und Merkwürdigkeiten, ob sie gleich nur immer „es war einmal" erzählen; von der heiligen Historie knüpft sich hier nichts ein, als was würklich menschlich ist: Adam, die Schöpfung, das Paradies, die Sündflut; Kirchenzeremonien, die von Christo herkommen, Taufe und Abendmahl machen dessen Geschichte unentbehrlich und rührend; alles bloß Jüdische und noch mehr Ärgerliche wird vermieden; es wird Hauptzweck, dem Knaben von alledem lebendige Begriffe zu geben, was er sieht, spricht, genießt, um ihn in seine Welt zu setzen und ihm den Genuß derselben auf seine ganze Lebenszeit einzuprägen. Mit einem solchen Anfange wird er nie der Wissenschaften und noch weniger des Lebens überdrüssig werden, nie seine Schulzeit beklagen, sich nie in einer andern Welt geboren zu sein wünschen, weil ihm durch keine andre der Kopf verrückt ist und die seinige sein erster Horizont wurde. Schöne Klasse, die erste und beste, den menschlichen Geist zu bilden, die angenehmste, die Entwicklung einer schönen jugendlichen Seele zu behorchen und sie auf ihre ganze Lebenszeit weise, gründlich, von Vorurteilen frei und glücklich zu machen. Sie verschließt auf immer den faulen, morastigen Weg, auf Wörter, Bücher und Urteile andrer stolz hinzutreten und ewig ein schwatzender Unwissender zu bleiben. O wäre ein solches Buch geschrieben! oder vielmehr, hätte ich einmal einen solchen Kursus durchgelehrt und, noch mehr, ihn selbst durchgelernt, und zuerst durchgelernt und wäre so gebildet! Nun bleibt mir nichts als eine zweite Erziehung

übrig: ich will mich in Frankreich bemühen, die Buffons und Nollets[1] recht schätzen zu lernen, überall Kunst und Natur und Auftritte der Menschen aufzusuchen und in mich zu prägen und recht zu genießen, und die rechten Quellen von Büchern kennen lernen, um mich nach ihnen, wenn ich sie habe, zu bilden — Genius meiner Natur! wirst du mich an mein Versprechen, das ich dir und mir thue, erinnern?

Für das Herz gehört eben eine solche Klasse. Der Katechismus Luthers muß recht innig auswendig gelernt werden und ewig bleiben. Erklärungen über ihn sind ein Schatz von Pflichten und Menschenkenntnissen. Was auch Basedow über das Jüdische der zehn Gebote sage[2], mit rechten Erklärungen und leichten Einleitungen sind sie eine schöne Moral für Kinder. Das Artikelbekenntnis ist dem ersten Stück nach vortrefflich und mit jedem Wort der Erklärung groß; das zweite führt auf die Lebensgeschichte Jesu, für Kinder so rührend und erbaulich; das dritte mehr nach den Worten des Artikels selbst als jedem Buchstaben der Erklärung sehr nützlich und gleichsam die Basis zum Bekenntnis dessen, was christliche Republik ist. Luther ist nicht in seinen Sinn eingedrungen, der mit jedem Wort eine politische Einleitung ist, schön und unterrichtend. Das Gebet Christi ist schwer zu erklären und Luther zu weitläuftig: es ist im Sinn und mit Worten der Zeit Jesu, zum Teil auch nach den Vorurteilen der Jünger, die auf ein Besseres mit ihren eignen Ausdrücken gelenkt werden; es hat also eine jüdisch-helleniſtische Farbe und muß, da es einmal täglich in unserm Munde ist, in solche Worte, ebenso kurz und verständlich übersetzt werden, als es ein Christus jetzt für Kinder beten würde. Das Sakrament der Taufe ist vortrefflich, um zu bilden, um daran zu erinnern, was man versprochen, um christliche Bürger zu machen. Eine

[1] Vgl. S. 289, Anm. 1. — [2] Johann Bernhard Basedow (1723—90), der den Unterricht durchaus auf Anschauung und Übung gründen und seine Stoffe auf wirklich Erlebtes und dem Leben Dienendes beschränken wollte, urteilte so in dem „Methodischen Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre" (Altona 1764).

Taufe ohne Unterricht nach derselben ist nichts; mit diesem, in den ersten frühesten Jahren, die nutzbarste Sache von der Welt. Das Abendmahl ist das, worauf sie zubereitet werden sollen und nicht zeitig und innig gnug zubereitet werden können. Das soll einer meiner größten Zwecke sein, dies Sakrament würdig zu machen, es zu erheben, die Konfirmation in alle Feier ihres Ursprungs zu setzen und die ersten Eindrücke so ewig zu machen, als ich kann. Dazu will ich Karfreitag und alles Rührende zu Hülfe nehmen, um es wenigstens von außen so ehrwürdig zu machen, als ich kann: die ersten Eindrücke in ihrem ganzen Einflusse aufs Leben zu zeigen, den Pöbel zu empören, die schönen Geister zu überzeugen, die Jugend zu erbauen.

Der Katechismus der Menschheit, wie ich ihn oben entworfen, fängt hier an, und wie schließt er sich mit Luthers Katechismus zusammen! Züge, Porträte, Geschichte, Leben aus aller Historie kommt dazu, um menschlich zu bilden; aus der Bibel wenig — Kain, die Sündflut mit gehörigen Einschränkungen, die Geschichte Josephs, Eli, einiges von David, die Geschichte von Jesu in einigen Handlungen u. s. w. Die Geschichte andrer Völker und Zeiten in großen Beispielen und Vorbildern drängt sich haufenweise heran; lebendig werde sie erzählt, wieder erzählt, nie gelernt, nie pedantisch durchgefragt und durchgeknetet; so bildet sich Seele, Gedächtnis, Charakter, Zunge, Vortrag, und nachdem wird sich in späterer Zeit auch Stil, auch Denkart bilden. Mit jedem solcher Geschichten wird die Seele des Knaben in einen guten Ton gewiegt; der Ton trägt sich stille fort, wird sich einprägen und auf ewig die Seele stimmen. —

Die zweite Realklasse ist schon ein kompletterer Kursus, der sich dem Wissenschaftlichen mehr nähert. Die Naturhistorie wird schon mehr Naturlehre, allgemeiner, zusammenhangender, mit Instrumenten und Erfahrungen. Da bekommt der Jüngling Wunderdinge zu sehen und noch mehr zu arbeiten; wie bin ich aber hierin versäumt! Weiß ich Instrumente zu wählen, zu brauchen, zu verbessern? Hier muß mir meine Reise zu

Hülfe kommen, oder alles ist vergebens. Die erste beste Instrumentensammlung, wo ich sie finde, wo ich mit einem Manne bekannt werde, insonderheit in Deutsch- und Holland, wo ich der Sprache mächtig bin — ich will sie sehen und kennen lernen und jeden Mann nutzen, mit dem ich umgehe, und mich zu solchen drängen, mit denen ich umgehen kann, und keinen Winkel leer lassen. Eine Reisebeschreibung jedes Landes soll mir die Merkwürdigkeiten in Naturſachen, Instrumenten und Kupfern sagen, die da zu sehen sind; und da jedermann gern seine Sachen erklären mag, so hoffe ich Erklärer zu finden. Und wenn ich zurückkomme, o so will ich alles erregen, um die Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit solcher Sachen des Anschauens zu zeigen, ich will das Elende der Worterzählungen beweisen und nicht ruhen, bis ich der Schule einen Schatz von Instrumenten und Naturalien verschaffe und nachlasse. Vielleicht wird sich, wie Büsching[1] das Glück gehabt, solche zu finden, auch für mich und meine Absichten Beförderer[2] finden — —

Die Naturgeschichte wird in das Entferntere fortgesetzt, durch Kupfer und Naturſachen. Buffon, Swammerdam[3], Réaumur, Röseler[4] u. s. w. sollen hier spielende Bücher sein, deren Bilder mit Erzählungen begleitet werden. Wie vieles habe ich hier selbst zu lernen, was ein Philosoph wie Reimarus[5] wußte! —

Eben hiemit wird ein Weg zu Büschings[1] Vorbereitung zur Geographie, ein Buch, das ich wünschte wie ein Kollegium in

[1] Vgl. S. 317, Anm. 5. — [2] In der erregten Schreibart des „Journals" ist das Geschlechtswort „ein" weggelassen. Vgl. S. 71*. Büsching wurde, als er 1761—1765 lutherischer Prediger in Petersburg war, vom Feldmarschall Münnich selbst der Kaiserin Katharina II. empfohlen, die ihn dann an die Akademie zu fesseln suchte. Herder mochte damals noch ähnliches für seine Rückkehr nach Riga hoffen. Vgl. S. 14* und 17*. — [3] Johann Swammerdam (1607—80), berühmter Anatom und Naturforscher. — [4] Nach LB, Bd. 2, S. 440, ist wohl August Johann Rösel von Rosenhof, in der Nähe von Arnstadt auf Schloß Augustenburg geboren (1705—59), gemeint, der als berühmter Miniaturmaler und Naturforscher in Nürnberg lebte und seit 1746 monatliche „Insektenbelustigungen" herausgab. — [5] Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), der aufklärerische Hamburger Professor der Mathematik, bekannt als Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten".

seinem Umfange durchzuwissen. Die Naturhistorie verschiedner Reiche führt auf die Geographie, die in ihrem Anfange am schwersten ist. Wie ich von meiner sichtlichen Situation ausgehe? wie Naturansicht einer Insel, Halbinsel, festes Land u. s. w. auf eine Karte komme? wie ich diese in der Natur finde? wie eine Karte der Welt werde? wie sich Meer und festes Land im ganzen verhalte? wie Flüsse und Gebürge werden u. s. w.? wie die Erde rund sein könne? wie sie sich umschiffen lasse? wie sie in der Luft schwebe? wie Tag und Nacht werde? — siehe da! so wird der Anfang der Geographie natürlich physische Geographie. Hier versammelt sich Naturlehre, Naturhistorie, etwas Mathematik und viel Data, viel Erscheinungen, viel Geschichten. Es ist nicht zu sagen, wie schwer manches den Kindern zu erklären sei, wovon sie immer schwatzen; aber eben auch ist's nicht zu sagen, wie nutzbar ein solcher Kursus sein müsse. Hier wird die vorige Naturgeschichte ausgebreitet; ich finde, daß jedes Land seine Menschen und Geschöpfe habe; ich lerne sie überall kennen, jedes an seine Stelle setzen und den ganzen Umfang einsehen, in den alles gehört, den ganzen Körper der Erde. Man läßt sich also in jedes Landes einzelnes und am wenigsten politisches Detail noch nicht ein: von allem die Hauptbegriffe, und wie alles insonderheit zum Ganzen gehört. Natur bleibt also Natur und die erste: Menschengattungen, politische und wilde und halbwilde Welt, in ihrer Gestalt, Kleidung Lebensart; also nur Hauptstädte, aber viel Data von Sitten, Haupteinrichtungen und Zuständen: was sie haben und liefern, sind und nicht sind; wiefern alles ein Ganzes ist oder nicht ist. Bei allem kommt Erzählung und Bild zu Hülfe; die ganze Geographie wird eine Bildersammlung. Wenig und keine erzwungene Reflexion, keine Charakteristik, noch keine einseitige Ideen, aber Data, Erzählungen. Da lernt der Jüngling aus seinem Winkel hinaussehen, er lernt Humanität, nichts blind verachten und verspotten, alles sehr kennen und seinen Zustand genießen oder sich einen bessern suchen. Großes Studium! wer wird dabei ermüden?

Lindingers „Charaktere“[1] sind ein elendes Werk; die Geographie in Dodsleys „Lehrmeister[2]“ ist ein Anfang; aus den besten Reisebeschreibungen, aber im Geschmacke eines Reisenden wie Rousseau (s. „Emil“, 4. Teil, über die Reisen), muß ein lebendiger Auszug alles beleben. Welche Welt hier für den Jüngling! zu hören, zu behalten, wieder zu erzählen, aufzuschreiben, Stil, Denkart, Vernunft zu bilden, abzuwechseln — welche Welt! Was Picard[3] in Absicht auf Religionen allein ist, ist dies auf alles!

Mathematik wird noch nicht anders getrieben als mit Physik verbunden; wie viel aber kann und muß da schon getrieben werden, um jene nicht zu verlassen! Zur Geographie schließt sich Astronomie, Chronologie, Gnomonik[4]; zur Kenntnis des Lichts, der Luft, des Wassers, der Körper Optik, Aerometrie, Hydrostatik, Mechanik; zur Kenntnis der Karten Geometrie und Perspektiv — von allem also lebendige, nette[5], vollständige Begriffe; ist der Raum klein oder groß?

Aber es kommt noch ein größerer, die Historie; diese muß jetzo schon eine Historie der Völker werden, und wie das? Daß sie dem andern treu bleibe, nur die Hauptveränderungen und Revolutionen jedes Volks erzähle, um seinen jetzigen Zustand zu erklären, alsdenn nur die Hauptveränderungen und Revolutionen zu erzählen, wie der Geist der Kultur, der Bekanntheit, der Religion, der Wissenschaften, der Sitten, der Künste, der Erfindungen von Welt in Welt ging; wie vieles dahinsank und sich verlor; andres Neues heraufkam und sich fortpflanzte; wie dieser mit jenem Geschmack abwechselte und weiter fortging und der Strom der Zeiten sich immer fortsenkte, bis er unsre Zeit gab, den Punkt, auf dem wir stehen. Man sieht, diese Historie ist nichts als eine Reihe von Bildern in vielen Gattungen;

[1] Johann Simon Lindinger (1723—84) gab 1756 f. in Halle „Charaktere denkwürdiger Nationen“ heraus. — [2] Robert Dodsley (1705—64), „Der Lehrmeister oder allgemeines System der Erziehung“, aus dem Englischen (Leipz. 1762 ff., 2 Teile). — [3] Bernard Picard (1673—1733), Maler und Verfasser von „Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde“ (Amsterd. 1723). — [4] Lehre von der Sonnenuhr. — [5] Genau bestimmte, knappe, saubere.

nur muß in keiner kein einziger toter Begriff gegeben werden, sonst ist alles verloren. Von keinem Geschmack, Erfindung, Kunst keine Geschichte gegeben werden, wo nicht der Begriff schon in der ersten Klasse liegt, von keinen Revolutionen, z. E. in der Politik, seinen Kriegslehre u. s. w., erzählt werden, wo nicht der Gesichtspunkt schon vorgesteckt ist. Man sieht, daß hier nichts von unsrer Geschichte bleibt: keine Reihe von Königen, Schlachten, Kriegen, Gesetzen oder elenden Charakteren; alles nur aufs Ganze der Menschheit und ihrer Zustände, der Völkerwanderungen und Einrichtungen, Religionen und Gesetze und Denkarten, Sprachen und Künste — lauter Hauptbegriffe. Keine Geschichte einer einzelnen Kunst wird hier vollständig gegeben, so wenig, als eine einzige vollständige Theorie zum Grunde lag; aber der Same zu allen Theorien und allen Geschichten, einzelner Künste, Wissenschaften, Gesetze u. s. w., sofern er im Strom der Zeiten lebendig herbeigeschwommen darsteht. Wir haben gnug Geschichten des revolutions von Franzosen und Engländern; alle sind sehr zu brauchen und keine soll vergebens da sein; nur keine muß, wie sie ist, gebraucht werden, und Rollin[1] am wenigsten. Geschichte der Juden von Prideaux[2], der Ägypter von Marigny[3], Mallet[4], mit Shaw[5], mit Pococke[6] verbunden, der Chineser von Du Halde[7], der Japaner von Kämpfer[8], der

[1] Rollin (vgl. S. 152, Anm. 2) schrieb eine „Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens etc." (Par. 1730—38, 13 Bde.). — [2] Humphrey Prideaux (1648—1724), Verfasser eines Werkes „The Old and New Testament connected in the history of the Jews and neighbouring nations" (Lond. 1716). — [3] François Augier de Marigny (gestorben 1762), Verfasser einer — von Lessing übersetzten — (französischen) „Geschichte über die Araber unter den Kalifen" (Par. 1750) und einer „Geschichte über die Auflösungen des Reiches der Araber" (Par. 1751 f.). — [4] Alain Manesson Mallet (1630—1706), Verfasser eines großen geographisch-statistisch-kulturgeschichtlichen Werkes „Description de l'univers" (Par. 1683). — [5] Von Thomas Shaws (1692—1751) Reisewerk besaß Herder die Leipziger Ausgabe von 1765: „Shaws Reisen durch die Barbarei und Levante". — [6] Richard Pococke (1701—65), Verfasser einer „Description of the East" (Lond. 1743—45). — [7] Von Jean Baptiste du Halde (1674—1745) besaß Herder die „Beschreibung des Reiches China und der großen Tartarei" in deutscher Übersetzung (Rostock 1747). — [8] Engelbert Kämpfers (1651—1716) „Geschichte Japans und Beschreibung Siams" erschien zuerst 1727 in englischer Übersetzung, deutsch erst nach dem Tode des Verfassers; in Herders Bibliothek befanden sich

Tartaren von de Guigne[1], der Indianer und Perser von Tavernier[2], der Araber von Marigny, der Griechen von Linguet[3], Winckelmann, Mably[4] u. s. w., von Toscana, von Rom, von den neuern Völkern — welche große Anzahl Sammlungen, in der ich nicht eher ruhen will, bis ich eine kleine komplette Sammlung der besten in jeder Gattung habe und mir daraus ein Geschichte des menschlichen Geschlechts mache. Abbt[5] unternahm sie und führte sie nicht aus; Bossuet[6] hat einige vortreffliche Bilder und Voltaire noch nutzbarere Betrachtungen, die Boysens[7] und Häberlins[8] sammlen vor, die Mehegans[9] u. s. w. behandeln auf ihre Art, die Gatterers[10] streiten über historische Kunst; ich will nichts als eine bildende, materielle Geschichte des menschlichen Geschlechts suchen, voll Phönomena und Data. Montesquieus „Geist der Gesetze" und „Römer", Hume über England[11], Voltaire, Mably, Goguet[12], Winckelmann u. s. w. sind hiezu große Leute! Doch ich gerate zu weit.

In diesem großen Fortfluß der Geschichte ist Griechenland ein kleiner Platz, und in diesem kleinen Platz die Mythologie eine

---

Kämpfers „Amoenitates exoticae" (Lemgo 1712). — [1] Vgl. S. 296, Anm. 1. — [2] Herder besaß von Jean Baptiste Tavernier (1605—89) sowohl die französisch geschriebenen „Sechs Reisen nach der Türkei, Persien und Indien", 1. Teil (Paris 1678), als auch die deutsche Bearbeitung: „J. B. Taverniers und Jak. Spons Reisebeschreibung" (Nürnberg 1684). — [3] Vgl. S. 288, Anm. 3. — [4] Gabriel Bonnet de Mably (1709—85), Verfasser von „Bemerkungen über die Geschichte Frankreichs, Griechenlands ꝛc." (Genf 1766). — [5] Abbts Lehrer Johann Peter Miller (vgl. S. 152, Anm. 1) gab in Halle 1767 Abbts „Fragment der ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechts" heraus. — [6] Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), großer französischer Kanzelredner und Verfasser einer „Allgemeinen Weltgeschichte bis auf Karl den Großen", die Herder in Johannes Andreas Cramers Übersetzung, 1.—5. Teil (Leipzig 1757), besaß. — [7] Friedrich Eberhard Boysen (1720—1800), Verfasser einer „Allgemeinen Weltgeschichte", 1.—10. Teil: „Alte Geschichte" (Halle 1767 ff.), und Herausgeber des „Allgemeinen historischen Magazins" (Halle 1767—70). — [8] Franz Dominikus Häberlin (1720—87), Verfasser einer „Teutschen Reichshistorie" (Halle 1763) und einer „Allgemeinen Welthistorie", „Neue Historie", 1. Band: „Geschichte der Deutschen" (Halle 1767). — [9] Guillaume Alexandre de Mehegan (1721—66), Verfasser einer „Geschichte vom Untergang des weströmischen Reiches bis 1648" (Par. 1766). — [10] Johann Christoph Gatterer (1727—99) schrieb einen „Abriß der Universalhistorie" (Götting. 1765). — [11] Vgl. S. 288, Anm. 3. — [12] Antoine Yves Goguet (1716—58), Verfasser eines Werkes über den „Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften und ihre Entwickelung bei den alten Völkern" (Par. 1758).

einzelne Merkwürdigkeit — immer merkwürdiger als hundert andre Mythologien, da sie sich über drei große Völker und so viel Zeiten und Dichter und Weltweisen und Künstler erstreckt, die die Lehrer der Welt sind. In der Kunst und Dichtkunst ist diese Mythologie am sichtbarsten, am schönsten, am anschaulichsten; in jener wird sie wie eine lebendige Daktyliothek[1] für Kunst und Denkart und Poesie und Nationalgeist studieret; und allerdings ist sie ein großer Beitrag zur Geschichte des griechischen Geistes. Statt der bloßen zerstückten Erklärungen könnte man für die Jugend schöne Stellen der Dichter, ganze Beschreibungen und ganze Gedichte aufsuchen und die tote Kunst durch die lebendige Poesie beleben. Überhaupt kann man nicht zu viel thun, um das bloß Fabelhafte in der Mythologie zu zerstören; unter solchem Schein, als Aberglaube, Lüge, Vorurteil hergebetet, ist sie unerträglich. Aber als Poesie, als Kunst, als Nationaldenkart, als Phänomenon des menschlichen Geistes, in ihren Gründen und Folgen studiert: da ist sie groß, göttlich, lehrend!

Den Übergang von Mythologie der Griechen auf Geschichte unsrer Religion ist rasch und hier nichts als Zufall; diese ist hier wie eine Geschichte der biblischen Bücher aus Zeit, Volk, Nation, Denkart zu studieren. Michaelis'[2] Einleitung ins Alte Testament würde das beste Buch hier sein, wenn wir sie hätten; jetzt wird aus seiner Einleitung ins Neue Testament nur ein weniges Merkwürdiges herausgezogen, was für die Jugend wissenswürdig ist, und bei dem Alten Testament ist auf seine Übersetzung zu warten und indessen ein Carpzow[3], Moldenhawer[4] und dergleichen zu brauchen. Es ist nicht zu sagen,

---

[1] Gemmensammlung. — [2] Michaelis' (vgl. S. 12, Anm. 3, und S. 34, Anm. 1) „Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments" erschien zuerst 1750 in Göttingen, seine „Teutsche Übersetzung des Alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte" 1769 bis 1786 ebendaselbst. — [3] Von Johann Gottlob Carpzows (1679—1767) lateinischen Schriften zur Bibel besaß Herder sowohl die „Critica sacra Veteris Testamenti" (Leipz. 1728) als auch die „Introductio ad libros Canonicos", Teil 5 (Leipz. 1731). — [4] Johann Heinrich Daniel van Moldenhawer (1709—90) veröffentlichte eine lateinische „Einleitung in die Bibel" (Königsb. 1736, 2. Aufl. 1745) und Übersetzungen, z. B. des Buches Hiob.

was ein solches pragmatisches Studium der Religion für Nutzen brächte; noch ist kein Kompendium, kein System in der Seele der Jugend präetabliert, noch ist nichts als christliche Ökonomik der Kirche nach Luthers Katechismus getrieben; jetzt wird Geschichte, die es aus Zeit und Volk erklärt, wie Theopneustie[1], und die Schriften der Theopneustie müssen verstanden werden. Das wird angenehm, wie Geschichte, wie lebendige Exegetik, wie ein Hinwandeln in andre Zeiten und Länder. Das wird bilden und pragmatische Einleitung zur Quelle der Theologie. Das gibt auf lebenslang Hochachtung und Verstand der Religion, das ist das beste Mittel, ein neues christliches Publikum zu schaffen. Mit dem Katechism zur Menschheit wird dabei fortgefahren, und er ist das Buch zur Bildung. Ordnung des Heils wird nicht anders getrieben, als sofern sie jedesmal aus der Bibel im Zusammenhange der Zeit, Geschichte und Sinnes folgt: das einzige Mittel, eine wahre Dogmatik zu bekommen, die weder eine Sammlung biblischer Sprüche noch ein scholastisches System sei.

In diesem Zeitraum muß die Einbildungskraft leben, wie im ersten Gedächtnis, Neugierde, Sinn und Empfindung befriedigt wurden. Hier ist alles Bild, Gemälde, der erste Schritt von der Erfahrung zum Räsonnement, was jetzt folgt.

Und das wird dritte Klasse. Hier wird die Physik schon in ihren abstrahierten Grundsätzen, im Zusammenhange einer Wissenschaft gezeigt. So auch die Mathematik, und hier wird's also schon Gesichtspunkt, eine Schlußreihe zu übersehen, wie sie die Newtone gedacht und ausgedacht haben. Ebenfalls nähert sich die Naturgeschichte einer Kette, bloß der Ordnung und des Übersehens wegen, bloß also aus Schwäche und nicht aus Notwendigkeit. In allem diesen offenbart sich jetzt Philosophie der Natur; allgemeine große Aussichten, um soviel als möglich die Kette der Wesen anzurühren, die in der Natur herrscht. Von Newton

[1] Vgl. S. 315, Anmerkung.

bis Maupertuis, von Euler bis Käſtner gibt's hier Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, Propheten der Natur, Ausleger der Gottheit. Auf ſolche Art wird das Syſtem nicht zu frühe Geiſt der Erziehung; es kommt aber auch nicht zu ſpät; es ſchichtet die Seele, gibt der Jugend den letzten Druck und Ausſichten auf die ganze Zeit des Lebens. Hier bediene man ſich des Sulzerſchen Geiſtes der Encyklopädie[1], um bei allem Stufe der Vollkommenheit, Mängel und wahre Beſchaffenheit zu zeigen; man werde überall, wie Bacon, um auf Lebenszeit zu entzünden und den Jüngling auf die Akademie zu laſſen, nicht als einen, der ſeine Studien vollendet hat, ſondern ſie jetzt erſt anfängt, jetzt erſt ein Bürger der Republik[2] wird, jetzt erſt zu denken anfängt und dazu auf die Akademie und aufs ganze Leben eingeweihet wird. Eltern, Obrigkeiten, könnt ihr's gnug belohnen, daß man dadurch Faulheit und Ausſchweifung bei eurer litterariſchen Jugend auf Akademien faſt unmöglich, moraliſch wenigſtens unmöglich macht?

Die Geographie wird hier ebenſo vollendet. Ein lebendiger Abriß der Statiſtik jedes Landes und des Zuſammenhanges aller Länder durch Sprache, Kommerz, Politik u. ſ. w. Hier wird, wer Geiſt dazu hat, eingeweihet, um ein Schutzgeiſt der Nationen zu werden; ihr Intereſſe gegeneinander wird gewogen; er vergleiche, denke, wähle, verbeſſre, ordne. Wie viel Unterwiſſenſchaften öffnen ſich hier! Ökonomie des Landes, Geſetzgebung, Handel, in allen ihren Zweigen! Zu allem die Samenkörner, zu allem die Morgenröte zu einem glücklichen Tage. — — Hier ſchließt ſich die Geſchichte an. Sie läßt ſich ſchon auf jedes Reich im Detail ein, und ſo werden Könige, Reihen, Geſchlechter, Namen, Kriege u. ſ. w. unvermeidlich. Alles aber wird nie eine Geſchichte der Könige, der Geſchlechter, der Kriege, ſondern des Reichs, des Landes und alles deſſen, was zu deſſen Glückſeligkeit oder Abfall beigetragen hat oder nicht. Es verſteht

[1] Vgl. S. 333, Anm. 3. — [2] Gelehrtenrepublik.

sich, daß es hieher gehört, wie sich alle Reiche zusammenschlingen, auch bloß in politischen Verträgen betrachtet; dies ist der letzte und veränderlichste Teil der Geschichte, nach welchen[1] Aussichten über alle Zeiten und Völker nach dem Genie des Montesquieu, dem Bemerkungsgeist[2] eines Mably, der Politik[3] eines Hume u. s. w. — Erziehung, die für unser Zeitalter, wo der kriegerische und Religionsgeist aufgehört hat, wo nichts als der Kommerz-, Finanzen- und Bildungsgeist herrscht, sehr nötig und nützlich ist.

So wie jede Lehre auf dieser Klasse schon überhaupt näher dem Wissenschaftlichen wird, so auch die Künste und Handwerke. Hier müssen einige, z. E. Zeichnung, Malerei, in besondern Stunden vorausgesetzt und mit Hülfe dieser von andern durch Nachzeichnungen u. s. w. Nachricht gegeben werden. Alle Instrumentalkünste sind in diesem Felde die schwersten; was soll man von ihnen zeigen? Instrumente? die würken nur, indem sie würken, und diese Momente sind in ihnen nicht sichtbar. Wortbeschreibungen? wie elend, wie schwach, wie leicht werden sie die Sprache eines Halle[4]. Man besuche also die Buden einiger Künstler, z. E. Uhrmacher u. s. w., und pflanze nur dem jungen Menschen Lust ein, die andern selbst zu besuchen. Man zeige ihm, wieviel Geist, Fleiß, Erfindung, Verbesserung, Vollkommenheitsgabe in allen ruhe, und daß dieser Teil der Menschen der nächste sei an der unnachahmlichen Kunst der Tiere, die gewissermaßen Kunst der Natur selbst ist. Hier siehet er den größten Schauplatz des menschlichen Geistes, den der Jüngling so leicht und gern verkennen lernt und darin blind bleibt.

Auf dieser Klasse ist's erst Ort zur völlig abstrakten Philosophie und Metaphysik, mit der man sonst zu frühzeitig anfängt, die aber hier unentbehrlich ist und auch eine ganz andre Gestalt annimmt. Sie ist hier das Resultat aller Erfahrungswissenschaften, ohne die sie freilich nichts als eitle Spekulation wäre, hinter denen sie aber auch der bildendste Teil ist. Die Psychologie,

[1] D. h.: und nach alledem schließen Aussichten über . . . . . ab. — [2] Vgl. S. 327, Anm. 4. — [3] Vgl. S. 288, Anm. 3. — [4] Vgl. S. 161, Anm. 2.

was ist sie anders als eine reiche Physik der Seele? Die Kosmologie anders als die Krone der Newtonischen Physik? Die Theologie anders als eine Krone der Kosmologie und die Ontologie endlich die bildendste Wissenschaft unter allen? Ich gestehe es gern, daß wir noch keine Philosophie in dieser Methode haben, die recht Jünglinge bilden könnte, und die Ontologie insonderheit, die vortrefflichste Lehrerin großer Aussichten, was ist sie als Terminologie geworden? O was wäre hier eine Metaphysik in diesem Geiste durchgängig, seine Aussichten von einem Begriffe auf einen höhern auszubreiten, im Geist eines Baco, was wäre das für ein Werk! Und ein lebendiger Unterricht darüber im Geist eines Kants, was für himmlische Stunden!

Die Logik wird nichts als eine Experimentalseelenlehre der obern Kräfte, und so wird sie ein ganz ander Ding, als sie ist. Welch ein Abgrund von Erfahrungen, wie die Seele Ideen sammlet, urteilet, schließet, liegt hier verborgen, und was ist die kleine elende Abc-Tafel, die unsre Logik enthält! Man muß immer verbergen, daß man lehren will, und nur Ideen aufwecken, die in uns schlafen; unsre Logik thut das Gegenteil, nichts als lehren thut sie, und siehe! sie lehrt trocken und erbärmlich. — Eben hieraus leuchtet's hervor, was für ein kleiner Teil in ihr entdeckt sei; welch ein weit größerer ist die Ästhetik als eine Philosophie der Sinne, der Einbildungskraft, der Dichtung! Welch ein größerer die Philosophie des eigentlichen Bonsens, worunter das Wahrscheinliche, das Phänomenon u. s. w. nur kleine Funken sind, und die die wahre Lehrmeisterin des Lebens wäre!

Ebenso die Moral mit der Seelenlehre, die Ethik mit der menschlichen Natur, die Politik mit allen Phänomenen der bürgerlichen Haushaltung verbunden! wie schließt sich alles an, was für ein Baco gehört dazu, um dies alles nur zu zeigen, wie es in den Plan der Erziehung und Aufweckung einer menschlichen Seele gehört! der es ausführe und selbst dahin bilde!

Die Theologie tritt hier heran, wird ein System, aber voll Philosophie eines Reimarus, so wie sie in der vorigen Klasse

voll Philologie eines Michaelis und Ernesti war. Alsdenn wird sie weder ermüden noch verekeln, sie wird denkende Christen und philosophische Bürger machen — und wohl dem, der mit ihr als Theologe auf die Akademie geht!

Auf die Akademie geht, und siehe da! eine Krone aller Philosophie, den Jüngling zu erheben, daß er sich selbst bestimme, seine Studien recht einzurichten wisse, gut lese, höre, betrachte, genieße, sehe, fühle, lebe, daß er wisse sein eigner Herr zu sein. Welch ein pythagoräisch Kollegium[1]! wie ein Gespräch mit sich selbst beim Schluß des Tages! Gesners Encyklopädie[2], mit mehr Realität durchwürzt, wäre darüber das beste Lehrbuch, und Sulzer[3] ihm zur Seite. Jener, um die menschliche, dieser, um die gelehrte Seite des Jünglings zu decken; jener mit dem Geist eines Rousseau, dieser eines Baco erklärt, das muß anfeuren, bilden und auf die ganze Lebenszeit anstoßen!

Ich habe mich über Sprachen nicht ausgelassen und also nur drei Klassen gesetzt; denn es ist besser, daß man lange auf einer Klasse bleibe als zu geschwinde springe. Ist der Lehrer derselbe, so ist eine solche zu öftere Veränderung nur ein Name; ist er andrer, ist seine Methode anders, so ist der zu öftere Sprung schädlich. Überdem gibt's hier würklich drei Stufen in der Natur der Sache: das Kind lernt nichts, als sich alles erklären, was um ihn ist und er sonst nur schwatzen würde, und legt durch Neugierde, Sinnlichkeit und Empfindung den Grund zu allem; der Knabe dehnt sich in Aussichten und Kenntnissen der Einbildungskraft so weit aus, als er kann, und überfliegt das Reich der Wissenschaften in hellen Bildern; der Jüngling steigt auf alles herunter und erforscht mit Verstand und Vernunft, was jener nur übersahe. Sinn und Gefühl ist also das Instrument des ersten, Phantasie des andern und gleichsam Gesicht der

[1] Vgl. S. 335, Anm. 2. — [2] Johann Matthias Gesners (vgl. S. 121, Anm. 1) „Primae lineae isagoges in eruditionem universalem, nominatim philologiam, historiam et philosophiam, in usum praelectionum ductae" (Göttingen 1757). — [3] Johann Georg Sulzers (1720—79) „Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Teile der Gelehrsamkeit" (Leipzig 1745).

Seele; Vernunft des dritten und gleichsam Betastung des Geistes! Der Materie nach teilte sich jede Stufe wieder in drei Behältnisse: Naturlehre, menschliche Geschichte und eigentliche abstrakte Philosophie. So z. E. in der ersten Klasse: Naturlehre, Geschichte, christlicher Katechismus. In der zweiten: Naturlehre mit Naturhistorie und Mathematik, Geographie und Geschichte, Einleitung in die Geschichte der Religion und Katechismus der Menschheit. In der dritten: Mathematik und Physik und Künste, Geographie, Geschichte und Politik, Metaphysik, Philosophie, Theologie, Encyklopädie. Die Einteilung ist überall natürlich. Der Physiker kann nicht ohne Mathematik und umgekehrt, der Historiker nicht ohne Geographie und umgekehrt, der Philosoph nicht ohne Religion sein und vice versa. Das erste ist für den Sinn, das andre fürs Gesicht des Geistes und Einbildung, das dritte für Verstand und Vernunft; so werden die Seelenkräfte in einem Kinde von Jugend auf gleichmäßig ausgebessert und mit Proportion erweitert. Das ist das Kunststück aller Erziehung und der Glückseligkeit des Menschen auf sein ganzes Leben!

Hiezu habe ich also drei Lehrer oder neun Lehrer oder im höchsten Notfall nur einen nötig. Das erste ist das beste, und jeder der dreien lehrt auf drei Stufen seiner Klasse: dies ist von außen gut, um ihm durchgängiges Ansehen zu verschaffen; und von innen, um ihm mehr Raum zu geben, von unten auf seine Wissenschaft zu exkolieren[1], die mancherlei Stufen derselben in Evidenz, Notwendigkeit und Bildung zu zeigen, Methode des menschlichen Geistes in drei Klassen zu lernen und ihm endlich, wenn er sich seinem Felde gibt, Ruhe von außen und von andern Arbeiten und Verwirrungen zu verschaffen. Der Schüler wiederum wird an eine fortgehende Methode gewöhnt, sieht, daß es immer der Lehrer ist, der vorher mit ihm Kind war, jetzt Knabe, jetzt Jüngling wird, und gewinnt ihn desto lieber, indem er ihn immer besser verstehen, nutzen, anwenden lernt. So wird das

[1] Auszubilden.

Gebäude ohne Verwirrung und ohne Unordnung, und da der Vormittag vier Stunden gibt, so bleibt jeder eine übrig und die vierte zu einer Sprache. Die ganze Realschule wird also ein simpler Plan[1] von 3 Klassen, 3 Lehrern, 9 Abschnitten und 9 Hauptarbeiten, die aber viel unter sich begreifen.

Klasse 1: Natur.	Klasse 2: Geschichte.	Klasse 3: Abstraktion.
Ordnung 1: Lebendige Naturhistorie, einzeln.	Lebendige Geschichte aus aller Zeit, einzeln.	Katechismus, Sprüche, Empfindung, deutsche Poesie und Sprache.
Ordnung 2: Naturlehre. Künstliche Mathematik, Physik.	Geschichte und Geographie. Künstlich Bilder aller Völker, aller Zeit, unsrer Zeit.	Einleitung in die Geschichte der Religion und Katechismus der Menschheit.
Ordnung 3: Naturwissenschaft. Scientifische Mathematik, Physik, Naturlehre, Künste.	Geschichte und Geographie. Politisch: Grund aller Zeiten, aller Völker, unsrer Zeit.	Philosophie und Metaphysik; Logik, Ästhetik, Bonsens; Moral, Politik, Ethik; Theologie, Abschied, Encyklopädie.

Es ist natürlich, daß ich dazu fähige, willige, jugendliche Subjekte von Lehrern nötig habe — Obern, die mich äußerlich unterstützen, mit Raum, Zeit, Instrumenten, Bildern, und denn Lehrbücher. Es wäre nicht unnütz, wenn der Aufseher einer Schule selbst Schemata zu den letzten gebe, wo wir sie noch nicht gedruckt haben; gedruckt aber sind sie in gewisser Masse nach unsrer Welt besser und nach der pythagoräischen[2] schlimmer.

Jetzt Sprachen! — Sprachen? — Es wird immer einen

[1] In dem obenstehenden Plane bezeichnet Klasse das Fach, während es vorher das bezeichnete, was in der Tafel Ordnung heißt (vgl. S. 333, Z. 18, und S. 337, Z. 26, und besonders die Gleichsetzung mit Ordnung S. 337, Z. 26. u. 30) und auch Stufe genannt werden könnte. Auch auf der Tafel S. 350 ist Klasse wenigstens für die Sprachschule die Sprachfachklasse, und Ordnung bezeichnet daneben in der Sprachschule die Jahresstufe, für die Realien dagegen die nach den Umständen auch mehrjährige Stufe. — [2] Der griechische Philosoph Pythagoras (um 582—510 v. Chr.) schrieb selbst nichts nieder, und seinen in der engsten Verbrüderung lebenden Anhängern (vgl. S. 333, Z. 9) war es ebenfalls streng untersagt, die Lehre unter das Volk zu verbreiten. Allabendlich hatten sie nachzuprüfen, was sie den Tag über gethan und gedacht.

ewigen Streit geben zwischen lateinischen und Realschulen; diese werden für einen Ernesti[1] zu wenig Latein, jene für die ganze Welt zu wenig Sachen lernen. Man muß also stückweise fragen. Ist die lateinische Sprache Hauptwerk der Schule? Nein! Die wenigsten haben sie nötig, die meisten lernen sie, um sie zu vergessen. Die wenigsten wissen sie auch auf solchem höllischen Wege in der Schule selbst: mit ihr gehen die besten Jahre hin, auf eine elende Weise verdorben; sie benimmt Mut, Genie und Aussicht auf alles. Das ist also gewiß, daß a) keine Schule gut ist, wo man nichts als Latein lernet; ich habe ihm zu entweichen gesucht, da ich drei völlig unabhängige Realklassen errichtet, wo man für die Menschheit und fürs ganze Leben lernet; b) daß keine Schule gut ist, wo man nicht dem Latein entweichen kann; in der meinigen ist's. Wer gar nicht nötig hätte, Latein zu lernen, hätte Stunden gnug in dem, was gezeigt ist und gezeigt werden soll; c) daß keine gut ist, wo sie nicht wie eine lebendige Sprache gelernt wird. Dies soll entwickelt werden.

Man lobt das Kunststück, eine Grammatik als Grammatik, als Logik und Charakteristik des menschlichen Geistes zu lernen; schön! Sie ist's, und die lateinische, so sehr ausgebildete Grammatik ist dazu die beste. Aber für Kinder? Die Frage wird stupide. Welcher Quintaner kann ein Kunststück von Casibus, Deklinationen, Konjugationen und Syntaxis philosophisch übersehen? Er sieht nichts als das tote Gebäude, das ihm Qual macht, ohne materiellen Nutzen zu haben, ohne eine Sprache zu lernen. So quält er sich hinauf und hat nichts gelernt. Man sage nicht, die toten Gedächtniseindrücke, die er hier von der philosophischen Form einer Sprache bekommt, bleiben in ihm und werden sich zeitig gnug einmal entwickeln. Nicht wahr! kein Mensch hat mehr Anlage zur Philosophie der Sprache als ich, und was hat sich aus meinem Donat[2] je in mir entwickelt?

[1] Vgl. S. 121, Anm. 1. — [2] Älius Donatus, römischer Grammatiker des 4. Jahrh. n. Chr., dessen Grammatik in mannigfach veränderter Form das Mittelalter hindurch und noch länger die Schulen beherrschte.

Weg also das Latein, um an ihm Grammatik zu lernen; hiezu ist keine andre in der Welt als unsre Muttersprache. Wir lernen diese dumm und unwissend; durch sie werden wir klug im Sprechen und schläfrig im Denken; wir reden fremder Leute Worte und entwöhnen uns eigner Gedanken. Was für Geschäfte hat hier die Unterweisung, und welches wäre früher als dieses! Die ganze erste Klasse von Naturhistorie ist ein lebendig-philosophisches Wörterbuch der Begriffe um uns, sie zu erklären, zu verstehen, anzuwenden, ohne Pedanterei der Logik, ohne Regeln der Grammatik. Die ganze erste Klasse der Geschichte ist Übung in der leichtesten, lebendigsten Syntaxis, in der Erzählung des historischen Stils. Die ganze erste Klasse für die Empfindungen ist Rhetorik, erste Rhetorik der Sprachenergie, alles lebendige Übung. Nur spät und wenig aufschreiben; aber was aufgeschrieben wird, sei das Lebendigste, Beste und was am meisten der Ewigkeit des Gedächtnisses würdig ist. So lernt man Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik. So lernt man Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil. So lernt man die Sprache der Leidenschaft aus der Natur, nicht diese aus der Kunst. So wird's Gang, erst sprechen, d. i. denken, sprechen, d. i. erzählen, sprechen, d. i. bewegen zu lernen; und wozu ist hier nicht der Grund gelegt! Die erste Klasse der Sprache sei alle Muttersprache, die sich mit den vorigen zusammenschlingt und immer eine Arbeit auf eine Seele fortsetze. Der Lehrer lehre denken, erzählen, bewegen; der Schüler lerne dreies: so lernt er sprechen; diese Klasse ist also nicht von den vorigen der ersten Ordnung durch alle drei Klassen unterschieden. Die Wiederholung und Methode des Lehrers ist schon Sprachübung.

Aus dieser ersten Ordnung des Sprechens folgt in der zweiten das Schreiben, und also der Stil. Laß den Schüler die Erfahrungen und Versuche, die er sieht, in aller Wahrheit aufschreiben, die Bilder der Historie und Geographie in allem ihrem Lichte aufschreiben, die Einleitung in die Geschichte der Religion

und Menschheit in aller Stärke aufschreiben: und er hat alle Übungen der Schreibart, weil er alle der Denkart hat. Er lernt zwar freilich damit nicht sachenlose, ekle Briefe, Chrien, Perioden, Reden und Turbatverse[1] machen, die bei aller Ordnung noch Turbatverse, bei allen Materialien Schulchrien, bei aller Kunst der Wendung linke Perioden, bei allem Geschrei kalte Reden bleiben; aber er lernt was Bessers: Reichtum und Genauigkeit im Vortrage der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Evidenz in Bildern, Geschichten und Gemälden, Stärke und unaufgedunstete Empfindung in Situationen der Menschheit. Jene erste Methode verdirbt in Briefen, Reden, Perioden, Chrien und Versen auf ewig; sie verdirbt Denk- und Schreibart, gibt nichts und nimmt vieles, Wahrheit, Lebhaftigkeit, Stärke, kurz Natur, setzt in keine gute, sondern in hundert üble Lagen auf Lebenszeit, macht sachenlose Pedanten, gekräuselte Periodisten, elende Schulrhetoren, alberne Briefsteller, von denen Deutschland voll ist, ist Gift auf Lebenszeit. Die meinige lehrt alles, indem sie nichts zu lehren scheint; sie ist die bildendste Klasse des Stils, indem sie nichts als ein Register andrer Klassen ist, so wie auch würklich die Worte nur Register der Gedanken sind. Sie gewöhnt also dazu, nie eins vom andern zu trennen, noch weniger sich auf eins ohne das andre was einzubilden und am wenigsten das eine gegen das andre zu verachten. Mit ihr erspart man unendlich viel Zeit, unnütze und unmögliche Mühe, die auf jedem andern Wege sein muß, thut mit einem, was nicht durch sieben gethan werden kann, bildet sachenreiche Köpfe, indem sie Worte lehret, oder vielmehr umgekehrt, lehrt Worte, indem sie Sachen lehret, bildet den Philosophen, indem sie den Naturlehrer unterrichtet, und hebt also zwischen beiden den ewigen Streit auf; bildet den Schriftsteller der Einbildungskraft, indem sie aus der Geschichte und Weltkarte unterrichtet, und hebt also zwischen beiden den ewigen Streit auf; bildet den Redner, indem sie den Philosophen der Mensch-

[1] Wirrverse.

heit, und hebt also zwischen beiden den ewigen Streit auf. Der Logiker und der Naturerklärer wird eins: was er ursprünglich auch ist und in den Tschirnhausens[1], Pascals[2], Wolffen[3], Kästners[4] und Lamberts[5] war. Der Geschicht- und Schönschreiber wird eins, was er ursprünglich auch war, da die Herodote, Xenophons, Livius, Nepos, Boccaze, Macchiavells, Thouane[6] und Bossuets, Hume und Winckelmanns galten. Der Redner ins Herz und der Redner über Situationen der Menschheit wird eins, was er auch war, da die Platone und Demosthene, die Catonen und Ciceronen, die Bossuets und Bourdaloue[7] und Rousseaus u. s. w. noch sprachen. Da war im ersten Fache noch keine Baumeisterische[8] Logik, im zweiten keine Gatterische[9] Historienkunst, im dritten keine Aristotelische oder Lindnersche[10] Rhetorik vorhanden. Da lernte man beschreiben, erzählen, rühren dadurch, daß man sahe, hörte, fühlte! —

Die dritte Klasse wird hier eine philosophische Klasse des Stils, wie es schon ihre Arbeiten mit sich bringen, die nichts als Philosophie sind. Nichts in der Welt ist schwerer, als Kunst und Handwerk zu beschreiben; wie gut muß man gesehen haben! wie gut sich auszudrücken wissen! wie oft seinen Stil wenden, Worte suchen und recht fürs Auge reden, damit man begreiflich werde! Und dazu führt die erste Ordnung — zu einer Gattung von Stil, die ganz vernachlässigt wird, zu einer Gattung, in der die Halles[11] so elend sind, zu einer Gattung, die für alle am nötigsten ist, für Kaufmann und Handwerker, für Mann von

---

[1] Ehrenfried Walther Graf von Tschirnhausen (1651—1708), berühmter Mathematiker und Physiker, Erfinder der Brennlinse, des kupfernen Brennspiegels u. s. w. — [2] Vgl. S. 64, Anm. 3. — [3] Vgl. S. 36, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 289, Anm. 1. — [5] Vgl. S. 306, Anm. 2. — [6] Jacques Auguste de Thou (1553—1617) schrieb 1604 ff. lateinisch eine „Geschichte seiner Zeit", die Herder in der Frankfurter Ausgabe von 1625 besaß. — [7] Louis de Bourdalou (1632—1704), berühmter Kanzelredner, von dem außer den authentischen „Sermons" auch andere Sammlungen umgingen, sie freilich in späten Bearbeitungen. Herder besaß „Nouvelles Remarques par Mr. Bourdalou" (Amsterd. 1710). — [8] Vgl. S. 319, Anm. 3. — [9] Vgl. S. 327, Anm. 11. — [10] Der Königsberger Professor der Dichtkunst Johann Gotthold Lindner (1729—76) war Verfasser einer „Anweisung zur teutschen Schreibart" (Königsb. 1755). — [11] Vgl. S. 161, Anm. 2.

Geschäften und Erfahrungen, für alle. Hier ist Gellert elend[1], wie es May[2] durch sein Beispiel zeigt; und hier ist doch die wahre Nutzbarkeit und Würde der Schreibart, in unsrer Sachen- und politischen und Kommerz- und ökonomischen Welt, vom Staatsminister bis zum Projektmacher, vom Mühlenschreiber bis zum praktischen Philosophen, vom Handwerker zum Kaufmann. Hier zeigt sich die rechte Würde, in welcher z. E. ein Baumeister, ein edler Mechanikus, ein Kaufmann wie H.[3] und ein Staatsmann reden, der nicht wie in Regensburg schreibt[4]. Hier sind wir Deutsche mit unsern Kreis- und Staatsgeschäften, mit unsern Ökonomie- und Handelsbüchern, mit unsern Pütters[5] und Estors[6] noch so sehr hinten, hier muß der Jüngling anfangen und vollkommen werden.

Dasselbe bezieht sich auf die zweite und dritte Klasse dieser Materie, wo er in allen Arten der Realität, von Politik bis zur Philosophie Unterricht erhält, und hier eben wird die Rhetorik in ihrer großen Allgemeinheit erst offenbar. Beschreibungen von Künsten und factis; Beschreibungen von den Gründen einer Situation, d. i. Politik, und denn Räsonnement bis zu allen Gattungen der Abstraktion; o wie viel Arten des Stils

[1] „Über Thomas Abbts Schriften. Zweites Stück" (SWS, Bd. 2, S. 294 ff.) schreibt Herder (S. 343) das Urteil Abbts aus, „daß es endlich einmal Zeit sein dürfte, die Gellertschen Briefe nicht mehr für unverbesserliche Muster zu halten", und führt dazu weiterhin selbst unter anderm aus: „Nun komme noch ein Thor, der auch den Geschäftsstil, die einzige Wohnstatt des ungekünstelten Verstandes, verderbe — der uns Handlungsbriefe 2c. nach Gellertschen Mustern gebe und auf seinen Negotianten ‚böse, recht sehr böse ist' — laß endlich ein solcher Stil [ostpreußisch statt: einen solchen Stil], der steif tändelt und ohne Gelenke scherzt, die Schreibart des gemeinen Lebens werden, so werden wir bald einander ansehn müssen: ‚Bruder, ist diese Kappe mit Schellen dein oder mein?'" — [2] Johann Karl May (1731—84) veröffentlichte 1756 und 1764 in Altona einen „Versuch in Handlungsbriefen nach den Gellertschen Regeln; nebst einer Abhandlung von dem guten Geschmack in Handlungsbriefen", der auch ins Französische und Englische übersetzt wurde. — [3] Herders Verleger Hartknoch in Riga; vgl. LB, Bd. 2 und Bd. 3, Abt. 1. — [4] D. h. in den unübersichtlichen sogenannten „Heiligenrömischenreichsdeutschernationperioden" der Regensburger Reichstagsabschiede (1663 bis 1803). — [5] Johann Stephan Pütter (1725—1807) verfaßte ein „Handbuch der teutschen Staaten" (Gött. 1762). — [6] Von Johann Georg Estor (1699 bis 1773), dem Verfasser einer „Nützlichen Sammlung zu Erkennung der ächten und reinen juristischen Schreibart" (Marb. 1746), besaß Herder eine Schrift: „Über Abfassung der Urkunden und Beschwerden" (ebenda 1745).

mehr, als unsre Redekünste geben! Vortrag in Metaphysik, Logik, Ästhetik, Bonsens, Moral, Ethik, Politik, Theologie, allemal in ihrem Umfange — Gott! welcher Reichtum, Verschiedenheit, Menge an Materien und Formen! Und endlich von allem aus philosophische Blicke auf Sprache und alles! — Das ist Stil der Muttersprache und sonst nichts in der Welt!

Jeder Lehrer legt in seiner Klasse den Grund zu den Materialien dazu; die Aufsicht und Korrektur derselben gehört dem Inspektor. So lernt er jeden Schritt der ganzen Schule, jedes Verdienst jedes Lehrers, jedes Talent jedes Schülers und jeden Fortgang jedes Talents derselben in vollem Maße, und nicht durch Behorchen der Lektionen, nicht durch Berichte der Lehrer, nicht durch falsche vage Exploratorien und Examina, sondern durch Proben und Effekte kennen. Der Lehrer hätte nichts zu thun, als die Schüler dazu anzuhalten, und der Inspektor, dem Lehrer Plan oder Lehrbuch zu geben; alles thut sich von selbst, ohne Bitterkeit, Musterungsbegierde und Herrschsucht. Die erste Klasse, die nicht schreibt, sondern sich nur übt, zeigt diese Übungen kindlich auf und erzählt desto mehr: das ist besser als parä-netische[1] und Betstunde, das ist das jugendliche Wettspiel feuriger Kinder. Eine allgemeine Versammlungsstunde der Lehrer und Schüler, wo die würdigsten hervorgezogen, die unwürdigen gesichtet und eben dadurch auch den Lehrern Aufmunterungen gegeben werden. Eine freundschaftliche Stunde monatlich unter Lehrern, wo man nicht betet, sondern sich bespricht, sich freuet, aufmuntert, ergötzet als Mitarbeiter in einer Ernte! — Eigentliche Rhetorik und Poetik als Kunst ist noch nicht hier, sie wird später hinten kommen! —

Man siehet, daß der Lehrer in jeder Stunde Materialien gibt, der Schüler sie zu Hause oder in der letzten Viertelstunde ausarbeitet; und der Inspektor hat wöchentlich neun oder wenigstens sechs Stunden nötig, um alles zu hören, zu lesen, zu

[1] Ermahnungs-, Erbauungsstunde.

beurteilen. Man begreift, daß eben damit ein gar zu großes Quantum von selbst wegfalle. Daraus wird wechselsweise eine Geschichte der Arbeiten gemacht, wie die Geschichte der Memoirs der Akademie[1]; die bleibt bei der Schule. Die Anzahl der Korrekturen wird jedem Schüler zurückgegeben, und der Rektor wählt nur die Meisterstücke, um zum Denkmal und zur Verewigung der Guten im Archiv der Schule aufbehalten zu werden. Es versteht sich, daß die gerügten Faulen ebensogut im Archiv der Schule wie auf der Rolle des Zensors mit einer Note aufbehalten werden, nur daß dies jedesmal nur das drittemal geschieht. Am Examen, das jährlich einmal öffentlich ist, wird diese Geschichte der Akademie laut und zur feierlichsten Stunde vorgelesen; der Lehrer hat eine in seiner Klasse, wenn er will; die von der Schule bleibt bei dem Rektor, um auch äußerliche Ungezogenheiten der Schülerrache zu verhüten. Der Rektor ist selbst der Sekretär davon, der es monatlich aus den Übungen herauszieht und in den Versammlungen vorliesel.

Nach der Muttersprache folgt die französische, denn sie ist die allgemeinste und unentbehrlichste in Europa; sie ist nach unsrer Denkart die gebildetste; der schöne Stil und der Ausdruck des Geschmacks ist am meisten in ihr geformt und von ihr in andre übertragen; sie ist die leichteste und einförmigste, um an ihr einen praegustus[2] der philosophischen Grammatik zu nehmen; sie ist die ordentlichste zu Sachen der Erzählung, der Vernunft und des Räsonnements. Sie muß also nach unsrer Welt unmittelbar auf die Muttersprache folgen und vor jeder andern, selbst vor der lateinischen, vorausgehen. Ich will, daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Latein könne!

Drei Klassen gibt's in ihr: die erste hat zur Hauptaufschrift Leben, die andre Geschmack, die dritte Vernunft — in allem der entgegengesetzteste Weg von unserer Bildung, die tot anfängt,

[1] Unter dem Titel „Mémoires de l'Academie royale des sciences et belles lettres à Berlin" werden z. B. in Jahresbänden hervorragende Abhandlungen von Mitgliedern der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. — [2] Vorgeschmack.

pedantisch fortgeht und mürrisch endigt. Es muß ein französischer Lehrer da sein, der spreche, Geschmack und Vernunft habe; sonst sei er von allem entnommen. Das erste Wort hieß Leben, und das erste Gesetz also: die Sprache soll nicht aus Grammatik, sondern lebendig gelernt werden; nicht fürs Auge und durchs Auge studiert, sondern fürs Ohr und durchs Ohr gesprochen, ein Gesetz, das nicht zu übertreten ist. Ich weiß, was ich mir für verwünschte Schwürigkeiten in den Weg gelegt, aus Büchern, mit dem Auge, ohne Schall und Festigkeit sie zu verstehen und zu verstehen glauben: da bin ich mehr als ein Unwissender. Die erste Sprache ist also eine Plapperstunde. Der Lehrer spricht mit dem Schüler über die bekanntsten Sachen des gemeinen Lebens, wovon überdem die erste Ordnung handelt. Der Schüler kann fragen, der Lehrer muß ihm antworten und sich nach ihm richten. Ein Schüler hat nach dem andern Freiheit (aber nur im zweiten Teil des Kursus), Materien vorzuschieben; nur alle weitere Methode, Lehre, Frage, Ausdruck bleibt dem Lehrer. So wird der Schüler ein lebendig Gespräch, und wie schön ist, wenn er das wird und ist; denn ist er auf ewig auf dem besten Wege. Nichts als eine kleine Geschichte wird bei dieser Klasse gehalten, nach der sich alsdenn der Inspektor richtet, dessen Stunde hier wie dort eine Stunde kindischer Babillards[1] ist, aber für ihn eine Stunde sein muß, der er gnug thun kann, sonst ist alles aufgehoben.

Die zweite französische Klasse spricht und lieset mit Geschmack für die Schönheiten und Tours[2] der Sprache; hier sind Bossuets und Fénelons[3], Voltaire und Fontenelle[4], Rousseaus und Sé-

---

[1] Plauderer, Schwätzer. — [2] Wendungen. — [3] François de Salignac de la Mothe Fénelon (1651—1715), französischer Prediger, dem als besonderes Amt die Protestantenbekehrung oblag, und der als Erzieher der Enkel Ludwigs XIV. den Erziehungsroman „Télémaque“ (Par. 1717) schrieb. — [4] Bernard le Bovier de Fontenelle (1657—1757), Verfasser mehrerer Dramen und Hirtengedichte, mehrerer besonders in ihren Vorreden bedeutender Sammelwerke, einer Lebensbeschreibung seines Oheims Peter Corneille des Jüngeren und einer Geschichte der französischen Akademie, als deren Sekretär er seit 1699 die „Eloges des Académiens“ entwarf und darin oft Kleines zu Großem emporschraubte.

vignés, Crébillons und Duclos[1] Leute für den Geschmack der Sprache, der Wissenschaften, des Lebens, der Schreibart. Hier wird gelesen, das Buch geschlossen und geschrieben, also gewetteifert. Hier werden alsdenn die Schönheiten der Sprache recht erklärt und gehäuft, um einen originalen französischen Stil zu bilden. Übung und Gewohnheit ist überall Hauptmeisterin, und so wie das Lehrbuch der Klasse ein Auszug aus Buffons, Nollets und allen Geschichten und ein Katechismus der Menschheit aus Rousseau u. s. w. ist, so ist das Geschichtbuch der Klasse nichts minder als ein Wetteifer mit diesen großen Leuten.

Drittens und endlich kommt die philosophische Grammatik der Sprache. Bei der Muttersprache hatten wir wenig Bücher; aber wir konnten sie, eben weil es Muttersprache war, lebendig selbst ableiten und bilden. Hier haben wir nicht bloß gute Bücher, Restauts[2], d'Arnaulds[3], Duclos, Des Marais[4], sondern die Grammatik ist auch die leichteste unter allen Sprachen. Die Sprache ist einförmig, philosophisch an sich schon, vernünftig, ungleich leichter als die deutsche und lateinische, also schon sehr bearbeitet. Zudem hat's auch den Vorzug, wenn man an ihr philosophische Grammatik recht anfängt, daß ihr Genie zwischen der lateinischen und unsrer steht; von dieser wird also ausgegangen und zu jener zubereitet. Dies Studium ist hier also am rechten Orte, angenehm und bildend: es sagt die Mängel der Sprache wie ihre Schönheiten, es verbindet Lesungen und Übungen über die Werke der großen Autoren selbst. Es übet sich im mechanischen, physischen, pragmatischen Stil, indem uns die Franzosen in allem, in ihren politischen, physischen, mechanischen

[1] Vgl. S. 288, Anm. 3. — [2] Pierre Restaut (1696—1764), Verfasser der „Principes et raisons generales de la grammaire française" (Paris 1730). — [3] Antoine Arnauld (1612—94), Jansenist und mit dem Sprachgelehrten Claude Lancelot (1615—95) am Port-Royal des Champs, einer klösterlichen Erziehungsstätte nahe bei Paris, Verfasser der „Grammaire générale et raisonnee par Messieurs de Port-Royal", die noch 1756 von Duclos (s. oben) mit neuen Erläuterungen herausgegeben wurde. — [4] François Séraphin Regnier des Marais (Desmarets, 1632—1713) verfaßte eine Abhandlung über die französische Grammatik und eine Geschichte derselben.

Werken so sehr überlegen sind; übet sich in der Geschichte, wo die französische Sprache die meisten feinen Unterschiede in Zeiten, Fluß in Bildern, Reihe von Gedanken u. s. w. hat; übet sich in der Philosophie, in der die französische Sprache den meisten Schwung genommen, und thut zu allem die Urteile der Kritiker, der Frerons[1] und Voltaire und Cléments[2] hinzu, um auch die Sprache der französischen Kritik lebendig zu lernen. Aus allem kommen Proben an den Direktor, der diese Sprache also nach aller Feinheit verstehen muß, oder der Zweck ist verloren. Dies ist eins von den Mitteln, wodurch die Schule brillieren muß, und ohne ihr Wesen zu verlieren und falsch zu brillieren. — — Jetzt sollte die italienische Sprache folgen, das Mittel zwischen der französischen und lateinischen, insonderheit für den Adel, die Kenner von Geschmack und die, die sonst nicht Lateinisch lernen, unentbehrlich; die Aussicht ist aber zu weit — ich komme aufs Latein.

Warum soll man bei dem eine Ausnahme machen, um es nur tot und verekelt lernen zu wollen? Es ist eine tote Sprache! Gut! Historisch-politisch-nationaltot; aber litterarisch lebt sie, in der Schule kann sie leben. Aber so wird sie nicht rein und klassisch gesprochen? Warum nicht? wenn es der Lehrer spricht, wenn er nur Sachen wählt, über die es lohnt, Latein zu sprechen, warum nicht? Und denn, gibt Natur und Fluß und Genie und Kern der Konstruktion und lebendige Verständlichkeit der lateinischen Sprache nicht mehr als das Schattenwerk weniger reinen Worte und Phrases? und werden nicht mehr Zwecke in der gelehrten Republik erreicht, wenn ich Latein kann, um zu sprechen, zu lesen, zu verstehen, zu fühlen, als zu wortsichten[3], zu feilen, zu mäklen? Und ist's nicht endlich Zeit, von dieser Sucht hin-

[1] Elie Catherine Freron (1719—76) gab so scharfe kritische Journale heraus, daß ihr Bestand und seine Freiheit wiederholt bedroht und sein Name zum Typus eines frechen Kritikers wurde. — [2] Pierre Clément (1707—67) gab 1751 f. in Paris die (1755 neu gesammelten) „Nouvelles Littéraires de France" heraus. eine kritische Zeitschrift in leichtem, geistreichelndem Stile. — [3] Gewaltsame Zusammensetzung statt „Worte zu sichten".

wegzulenken und das Studium der lateinischen Sprache würdiger zu machen? Die Wiederherstellung der Wissenschaften fing sich in Italien an: dies Land spricht beinahe Latein, indem es Italienisch spricht; Ohr und Zunge sind Latein, das konnte die Sprache adoptieren. Die lateinische Sprache hatte in den Klöstern die Wissenschaften und Religion erhalten, sie schien von beiden und insonderheit der letzten also untrennbar. Italien konnte also seine Reihen von Vidas[1] und Sannazars[2] haben, in denen wenigstens die leichte holde italienische Natur, die holde Musik der Sprache u. s. w. zu sehen sind; indessen hat doch schon, wie jeder weiß und der Autor über die italienische Litteratur[3] gezeigt hat, diese Sprache viele Jahrhunderte durch sehr dadurch verloren; sie hat Anagrammatisten und Kritiker gezählt und den großen Geist aufgehalten, der in Italien schläft. Was geht dies alles uns entfernte Deutsche an? Wohlan also! mit unserer eignen, nordischen Originalsprache sei die erste lateinische Klasse spät, weit nach der Muttersprache, hinter der französischen und selbst italienischen, wenn es sein kann. Sie fange zwar nicht mit Sprechen (denn das Genie ist zu verschieden!), aber mit lebendigem Lesen an, in Büschings[4] Buch, wenn es nur original-lateinischen Perioden hat, oder in den histor. select.[5], oder im Cornelius Nepos, oder wo es sei. Nur lebendig, um den ersten lateinischen Eindruck stark zu machen, den Schwung und das Genie einer neuen, der ersten antiken Sprache recht einzupflanzen und also wahre Lateiner zu bilden. Hier wird nichts geplaudert von seiten der Schüler, und der Lehrer spricht nur immer als Lektion, lebendige Lektion, rein und vorsichtig. Aber viel wird gelesen, immer Eindrücke, lebendige Bemerkungen eingepflanzt; hier ist also die erste Klasse, was bei der französischen

[1] Marco Girolamo Vida (1480—1556), anerkannter neulateinischer Dichter und Verfasser einer „Ars poetica“ (Rom 1527). — [2] Jacopo Sannazaro (1458 bis 1530), Verfasser lateinischer Elegien, z. B. „De partu virginis“, und des italienischen idyllischen Romanes „Arcadia“ (Neapel 1502). — [3] „Schöne Stücke aus dem Italienischen und überhaupt Aussichten über die Litteratur verschiedener Völker“ las Herder im „Journal étranger“ von 1769 (SW. Bd, 2, S. 62). — [4] Vgl. S. 317, Anm 6. — [5] Vgl. S. 180, Anm. 1.

die zweite war; aber wie viel Vorschritte hat nicht auch der Schüler schon!

Die zweite Klasse fährt schon gelehrter fort, übt sich in allen Arten des Stils und schreibt also. Da sind Livius und Ciceronen und Sallustius und Curtius u. s. w. was für eine neue Welt von Reden, Charakteren, Geschichtschreiberei, Ausdruck, Höflichkeit, Staatswelt! Wenig wird übersetzt, denn dies wenigstens nicht Hauptzweck; aber alles lebendig gefühlt, erklärt, Rom gesehen, die verschiednen Zeitalter Roms gesehen, das Antike einer Sprache gekostet, antikes Ohr, Geschmack, Zunge, Geist, Herz gegeben und allem nachgeeifert! Welch Gymnasium! welche schöne Morgenröte in einer antiken Welt! Welch ein römischer Jüngling wird das werden! Hier also kommt antike Historiographie, Epistolographie, Rhetorik, Grammatik! Man sieht, wie übel, daß man die Rhetorik fürs einzige nimmt! Die antike Rhetorik mit der modernen verwechselt! Die antike Historiographie nicht erklärt, die Epistolographie zum Muster nimmt und überhaupt Grammatik einer antiken Sprache nicht von der modernen unterscheidet. Hier wird alles unterschieden, lebendig gekostet, nachgeeifert; in dieser Klasse muß sich der lateinische Stil bilden!

Die dritte folgt; und hier die Poeten: Lukrez und Virgil, Horaz und Ovid, Martial und Juvenal uud Persius, Catull und Tibull. Hier ist das größte Feld, antike Schönheit, Sprache, Geist, Sitten, Ohr, Regiment, Verfassung, Wissenschaften zu fühlen zu geben. Hier keine Nacheiferungen, es sei denn, wen die güldne Leier Apolls selbst weckt; aber viel Gefühl, Geschmack, Erklärung. Auf dieser Klasse sind die Blumen und die Krone der lateinischen Sprache: die Virgile und Horaze, die Ciceronen in ihrer philosophischen und höchsten Rede, die Pliniusse und Tacitus, die größten Muster also antiker Poetik und Poesie, antiker Rhetorik und Rede, antiker Politik und Naturhistorie — welche Welt, wahre Gelehrte, Weise aus der Alten Welt, römische Sachgelehrte zu bilden, die die Römer kennen! Wie viel habe ich selbst noch auf solche Art zu studieren! —

Griechisch endlich ist das unter den Antiken, was Französisch unter Modernen war. Auch der bloße Theologe fängt nicht mit dem lateinischen Testament und der Hällischen Grammatik[1] an, sondern mit einer reellen Grammatik, deren wir viele haben, und sogleich mit Lesen des Herodots, Xenophons, Lucians und Homers. Wohlverstanden in einem Zirkus von Zeit, Fortschritten und Wissenschaften! Hier ist die wahre Blume des Altertums in Dichtkunst, Geschichte, Kunst, Weisheit! Welcher Jüngling wird hier nicht, der die lateinische Sprache durchschmeckt, höher atmen und sich im Elysium dünken! Drei Klassen gibt's hier; ich bin aber noch zu wenig mit mir selbst über Methode einig, um sie genau zu bestimmen. Am sichersten, daß sie sich nach dem Latein richten; in der ersten viel *gelesen*, in den Herodots und Xenophons und Lucianen oder im ersten allein. In der zweiten viel *geschmeckt* und *bemerkt*, in allen prosaischen Gattungen. Im dritten der ganze griechische Geist gekostet in Poesie und was dem anhängt. Es schadet nichts, daß diese in der Geschichte vorausgegangen ist; denn in der Geschichte des Geistes nach unsrer Zeit, Welt, Sitten, Sprache geht sie nicht voraus; zuerst genommen, verdirbt sie sogar, da gegenteils, hintennach erscheinend, alles auf sie bereitet und einladet, wie blühende Kinder auf ihre blühendere Mutter! O wer hier ein Kenner der Griechen wäre!

In der *hebräischen Sprache* möchte ich mit Michaelis[2] einig sein, sie gar nicht, oder wenigstens müßte sie mit der kleinsten Auswahl getrieben werden, gleichsam der innigste Kreis eines Pythagoras.[3] Sie kommt also sehr spät und wird bloß als orientalische, botanische[4], poetische Sprache eines Buchs oder einer Sammlung wegen getrieben, die vortrefflich ist. Dies ganze Studium ist Philosophie; die Sprache geht zu sehr ab, als sie sprechen, in ihr schreiben zu können; aber als orientalische

[1] Die „Verbesserte und erleichterte griechische Grammatik, in deutliche Regeln abgefaßt", von dem Arzte Johann Juncker (1679—1750), die zuerst 1705 in Halle erschien. — [2] Vgl. S. 12, Anm. 3, und S. 34, Anm. 1. — [3] Vgl. S. 335, Anm. 2. — [4] Vgl. S. 32, Z. 17 ff.

Natur und Nationaldenkart betrachtet — welch eine Welt! Moses fängt an, und wir lernen seine Lieder selbst wie Kinder — von Abraham bis Moses wird lebendig zu lesen gesucht; Jakobs Lobgesang und Mirjam wird studiert; Moses' Leben und Republik studiert[1], erklärt, und so weit muß man gekommen sein, um auf Akademie zu wandern. Wer weiter will, geht Josua und die Richter durch, fängt die Samuelis an und geht jetzt an die Psalmen, Jesaias und einige Propheten, fährt in den Königen fort und geht mit einer Auswahl der Propheten und Psalmen weiter; mit einigen Büchern Ezechiel, Daniel, Malachias, Esra, Nehemia, Esther zu endigen, ist kaum nötig. —

Hier ist eine Tabelle der Klassen der Sprachschule: deutsche Sprache hat Vorsprung, französische folgt, italienische bei manchen, bei andern lateinische, französische, ebräische.

1. Deutsche Klasse. Erste Ordnung.	Franz. Klasse. Erste Ordnung.	Lateinische Klasse. Erste Ordnung.	Griechische. Erste Ordnung.	Hebräische. Zweite Gr. Ordnung.
	Zweite deutsche.	Zweite französische.	Zweite lateinische.	Dritte lateinische.
		Dritte deutsche.	Dritte französische.	Zweite italienische.
			Erste italienische.	Repetition des Franz.
				Repetition des Deutschen.

[1] Vgl. hierzu die entsprechenden Abschnitte „Vom Geist der ebräischen Poesie" (Bd. 3 dieser Ausgabe).

Also[1]

Man siehet mit Fleiß nur zwei italienische, zwei griechische Klassen; denn beide sind sich an Subjekten entgegen. Nur eine hebräische; denn sie ist die letzte, philosophische, eingeschränkteste Sprache; und ihr Anfang ist leicht, so wie ihr schwerster Fortgang zum Glück bloß akademisch ist, nicht scholastisch[2] ist. Französisch hat vier Klassen, denn es muß immer fortgesetzt werden; Lateinisch nur drei; Deutsch fünf, denn es dauret so lang, als Unterricht in den Wissenschaften dauret, und ist nach unsrer Methode unabtrennbar von den Gedanken. Die erste deutsche Klasse koinzidiert mit der ersten Ordnung der drei ersten Klassen und fodert keine Besonderheit als die Korrektur des Lehrers. Die zweite Schichte, wo die französische anfängt, will's, und das bis zur griechischen Schichte: das sind täglich drei Stunden, wovon die eine zwei, die andere drei, die dritte vier Absonderungen hat. Die hebräische Schichte fällt auf zwei Stunden die Woche, etwa Mittwoch und Sonnabend, mit fünf Abteilungen. Und so sind mit allen diesen Spracharbeiten täglich drei und Mittwoch und Sonnabend eine Stunde besetzt; mit den vorigen drei zusammenaddiert, sind täglich sechs, Mittwoch und Sonnabend eine nach Mittage, und das ist auch der Raum der Schule.

Hier ist also die Haupttabelle des Ganzen:

	7—8	8—9	9—10
1. Ordn.	Katechism. ꝛc. Abstrakt.	Lebend. Geschichte	Leb. Nat. Histor.
2. Ordn.	Geschichte u. Geogr.	Naturlehre	Religion.
3. Ordn.	Naturwissen.	Philosophie.	Gesch. u. Geogr.

Sprachenschule

10—11	2—3	3—4	Mittw. u. Sonn.
Erste franz. Klasse	2. deutsche	3. deutsche.	Hebräisch.
Erste lat. Klasse	2. franz.	3. franz.	Griech. u. Ital.
Erste gr. od. ital.	2. latein.	3. latein.	Deutsch u. Franz.

So wechseln Lehrer, Schüler, Arbeiten ab, alles!

[1] Siehe die Tabelle S. 349. — [2] Auf der Hoch-, nicht auf der Mittelschule zu treiben.

Daß die Schule, so möglich, National- und Provinzialfarbe bekomme, versteht sich, und das in Religion, Geschichte, Geographie, Naturhistorie, Politik, Vaterlandsgegenständen u. s. w., daß dies aber nicht mehr als Farbe sein müsse, versteht sich ebensosehr; denn der Schüler soll für alle Welt erzogen werden. Die Ritterklassen sind Reiten, Zeichnen, Fechten; sie sind vor 7, um 11 oder Nachmittag um 4 oder endlich Mittwochen und Sonnabend. Sonnabend nach Mittag bleibt wenigstens ganz von scholastischen Arbeiten leer!

Aber ausführen? und warum könnte ich eine solche Stiftung nicht ausführen? War's den Lykurgen, Solonen möglich, eine Republik zu schaffen, warum nicht mir eine Republik für die Jugend? Ihr Zwingels, Calvins, Ökolampadius[1], wer begeisterte euch? und wer soll mich begeistern? Eifer für das menschliche Beste, Größe einer Jugendseele, Vaterlandsliebe, Begierde, auf die würdigste Art unsterblich zu sein, Schwung von Worten zu Realien, zu Etablissements, lebendige Welt, Umgang mit Großen, Überredung des General-Gouverneurs, lebendiger Vortrag an die Kampenhausen[2], Gnade der Kaiserin, Neid und Liebe der Stadt! . . O Zweck! großer Zweck, nimm alle meine Kräfte, Eifer, Begierden! Ich gehe durch die Welt — was hab' ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache?

Ich schiffete Kurland, Preußen, Dänemark, Schweden, Norwegen, Jütland, Holland, Schottland, England, die Niederlande vorbei bis nach Frankreich; hier sind einige politische Seeträume. Kurland, das Land der Licenz und der Armut, der Freiheit und der Verwirrung, jetzt eine moralische und litterarische Wüste. Könnte es nicht der Sitz und die Niederlage der Freiheit und der Wissenschaft werden, wenn auch nur gewisse Plane einschlagen? Wenn das, was bei dem Adel Recht und Macht ist, gut angewandt, was bei ihm nur gelehrter Luxus ist,

[1] Johannes Ökolampadius, eigentlich Hußgen (1482—1531), führte die Kirchenverbesserung in Basel durch. — [2] Regierungsrat in Riga; er bot Herder im Auftrage der russischen Krone noch 1771 die Leitung des Lyceums und das Diakonat an der Kronskirche samt Assessorat im kaiserlichen Oberkonsistorium an.

aufs Große gerichtet würde? Bibliothek ist hier das erste, es kann mehr werden, und so sei es mir Vorbild und Muster der Nacheiferung und Zuvorkommung. Auf welche Art wäre dem livländischen Adel beizukommen zu großen guten Anstalten? Dem kurländischen durch Freimäurer-Loge[1], dem livländischen durch Ehre, geistliches Ansehen, gelehrten Ruhm, Nutzbarkeit. Also zur Verbesserung des Lyceum, also zur Anschaffung eines physischen Kabinetts von Naturſachen und Instrumenten, also zur Errichtung neuer Stellen zum Zeichnen und der französischen und italienischen Sprache u. s. w. Der gute Umgang zwischen den Predigern im Kurland sei mir auch Vorbild! . . Was für ein Blick überhaupt auf diese Gegenden von West-Norden, wenn einmal der Geist der Kultur sie besuchen wird! Die Ukraine wird ein neues Griechenland werden; der schöne Himmel dieses Volks, ihr lustiges Wesen, ihre musikalische Natur, ihr fruchtbares Land u. s. w. werden einmal aufwachen; aus so vielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen vormals auch waren, wird eine gesittete Nation werden; ihre Grenzen werden sich bis zum Schwarzen Meer hin erstrecken und von dahinaus durch die Welt. Ungarn, diese Nationen und ein Strich von Polen und Rußland werden Teilnehmerinnen dieser neuen Kultur werden; von Nordwest wird dieser Geist über Europa gehen, das im Schlafe liegt, und dasselbe dem Geiste nach dienstbar machen. Das alles liegt vor, das muß einmal geschehen; aber wie? wenn? durch wen? Was für Samenkörner liegen in dem Geist der dortigen Völker, um ihnen Mythologie, Poesie, lebendige Kultur zu geben? Kann die katholische Religion ihn aufwecken? Nein, und wird's nicht nach ihrem Zustande in Ungarn, Polen u. s. w., nach dem Toleranzgeist, der sich auch selbst in dieser und der griechischen Religion mehr ausbreitet, nach dem anscheinenden Mangel von Eroberungen, den diese Religion mehr machen kann. Vielmehr werden also unsre Religionen mit ihrer Toleranz, mit ihrer Ver-

[1] Vgl. S. 14* und 64*.

feinerung, mit ihrer Anrückung aneinander zum gemeinschaftlichen Deismus einschlafen, wie die römische, die alle fremde Götter aufnahm; die brausende Stärke wird einschlafen und von einem Winkel der Erde ein andres Volk erwachen. Was wird dieses zuerst sein? Auf welche Art wird's gehen? was werden die Bestandteile ihrer neuen Denkart sein? wird seine Kultur bloß off- oder defensiv im stillen gehen? was ist's, das eigentlich in Europa nicht ausgerottet werden kann vermöge der Buchdruckerei, so vieler Erfindungen und der Denkart der Nationen? Kann man über alles dies nicht raten nach der Lage der gegenwärtigen Welt und der Analogie verflossner Jahrhunderte? Und kann man nicht hierin zum voraus einwürken? Nicht Rußland auf eine Kultur des Volks hinzeigen, die sich so sehr belohne? Da wird man mehr als Baco; da wird man im Weissagen größer als Newton[1]; da muß man aber mit dem Geist eines Montesquieu sehen, mit der feurigen Feder Rousseaus schreiben und Voltaires Glück haben, das Ohr der Großen zu finden. In unserm Jahrhundert ist's Zeit; Hume und Locke, Montesquieu und Mablys sind da; eine Kaiserin von Rußland da, die man bei der Schwäche ihres Gesetzbuchs fassen kann, wie Voltaire den König von Preußen[2]; und wer weiß, wozu der gegenwärtige Krieg[3] in den Gegenden bereitet. Hier will ich etwas versuchen. Schlözers Annalen[4], Beilagen, Merkwürdigkeiten, Millers[5] Sammlungen, jenes seine Geschichte der Moldau soll mir Gedenkbuch sein, das ich studiere, Montesquieu, nach dem ich denke und

[1] Mit Beziehung auf Isaak Newtons (1643—1727) „Abhandlung über die Weissagungen" (deutsch, Leipzig 1757, in Herders Besitz). — [2] Zum Teil ward Friedrich d. Gr durch Voltaire bestimmt, die Rechtspflege verbessern und durch Cocceji den „Codex Fridericianus" und das „Corpus juris Fridericianum" ausarbeiten zu lassen. — [3] Der erste Krieg Katharinas II. gegen die Türkei 1768—74, der Rußland das Land zwischen Dniepr und Bug, Asow, Kinburn und einen Teil der Krim brachte. — [4] August Ludwig von Schlözer (1735—1809) verfaßte „Proben russischer Annalen" (Bremen u. Gött. 1768) sowie „Annalen von Rußland", I. Teil (Riga 1767), und veröffentlichte unter dem Namen Johann Haigold die „Beilagen zum Neuveränderten Rußland", wie dann auch das Werk selbst unter dem gleichen Namen erschien. — [5] Wohl nicht Johann Peter Miller (vgl. S. 327, Anm. 5), wie SWS, Bd. 4, S. 502, nach Redlichs Vermutung steht, sondern Gerhard Friedrich Müller, dessen „Sammlung Russischer Geschichte" (Petersb. 1732—64) Herder zur „Adrastea", Bd. 3, S. 62, selber anmerkt.

wenigstens spreche, das Gesetzbuch der Kaiserin wenigstens Einfassung meines Bildes „Über die wahre Kultur eines Volks und insonderheit Rußlands". Worin die wahre Kultur bestehe? nicht bloß im Gesetze-geben, sondern Sitten-bilden. Was Gesetze ohne Sitten und fremdangenommne Grundsätze der Gesetze ohne Sitten sind? Ob bei Rußlands Gesetzgebung Ehre das erste sein könne? Bild der Nation? Ihre Faulheit ist nicht so böse, wie man sie beschreibt, natürlich, war bei allen Nationen und Schlaf zum Aufwachen.[1] Ihre List — ihre Nachahmungssucht — ihre Leichtigkeit — wie in allem der Same zum Guten liege? wie er aufzuwecken sei? was ihn verhindre? Weg zur allmählichen Freiheit. Was eine plötzliche schaden könne? Weg zur allmählichen Einrichtung? Was plötzliche Kolonien, Vorbilder u. s. w. schaden können? Was die Deutschen geschadet haben? Vortrefflichkeit guter Anordnung, die über Gesetze und Hofbeispiele geht. Einrichtung des Ackerbaues, der Familien, der Haushaltungen. Der Dependenz der Unterthanen, der Abgaben, ihrer Lebensart. Einige Vorschläge für die neue ökonomische Gesellschaft, die mehr den Geist der Ökonomie in Rußland betreffen. Daß andre Länder und selbst Schweden nicht immer Vorbilder sein können. Vom Luxus. Daß Befehle hier nichts machen können; üble Folgen in Riga. Daß das Exempel des Hofes nur an Hofe gelte und da auch große Vorteile, aber auch Nachteile habe. Daß viele einzelne Exempel in einzelnen Provinzen mehr thun, und noch mehr einzelne Beispiele in einzelnen Familien. Folgen davon, daß die russische Herren das Ihrige in Peterburg verzehren. Daß der Peterburger Staat ins prächtige Geschmacklose verfällt; wogegen unsre Kaiserin arbeitet. Daß es mit Frankreich anders sei durch den Besuch der Fremden und andre Anstalten, und daß auch selbst dieses sich erschöpft. Übles Beispiel der Gouverneure in den Provinzen und der Hausväter in Fabriken und Bauerhütten. II. Daß weder Englands noch Frank-

[1] D. h. sie war natürlich und bei allen Nationen ursprünglich vorhanden; sie war der Schlaf, der dem Aufwachen vorangeht.

reichs noch Deutschlands gesetzgeberische Köpfe es in Rußland sein können. Wie sehr man sich in der Nachahmung Schwedens versehen. Daß man Griechenland und Rom nicht zum Muster nehmen könne. Daß es Völker in Orient gebe, von denen man lernen müsse: Persien, Assyrien, Ägypten, China, Japan. Grundsätze hievon, nach dem Charakter, der Vielheit und der Stufe der russischen Nationen. Einteilungen in ganzkultivierte, halbkultivierte und wilde Gegenden. Für diese ihre Gesetze, um sie heraufzubilden, das sind Gesetze der Menschheit und der ersten rohen Zeiten. Wie diese Nationen von Rußland vortrefflich zu brauchen sind. Wie das Halbkultivierte Gesetze haben muß, um gesittete Provinz, nichts aber mehr zu werden. Unterschied des Geistes der Kultur in Provinz und Hauptstädten. Endlich Gesetze für Haupt- und Handelsstädte. Wie Montesquieu Muster sein kann. Die wilden Völker sind an den Grenzen, das Halbgesittete ist Land, das Gesittete Seerand. Gebrauch von der Ukraine. Vorige Plane hieher. III. Das Materielle von den Gesetzen und der Beitrag jedes auf die Bildung des Volkes macht das dritte aus. Alles nach Montesquieu Methode kurz, mit Beispielen, aber ohne sein System. Die Fehler der Gesetzgebung frei beurteilt und ihre Größen frei gelobt. Viel Beispiele, Geschichten und Data angeführt, und o, ein großes Werk! und wenn es einschlüge? was ist's, ein Gesetzgeber für Fürsten und Könige zu sein! und wo ist ein besserer Zeitpunkt als jetzt, nach Zeit, Jahrhundert, Geist, Geschmack und Rußland!

Die Staaten des Königs von Preußen werden nicht glücklich sein, bis sie in der Verbrüderung zerteilt werden.[1] Wie weit ist's möglich, daß nicht ein Mann durch sich kommen kann! wie groß, wenn man ihn in allen geheimen Spuren seines Geistes verfolgte! wie groß, wenn er sein politisches Testament schriebe, aber ohne das Epigramm zu verdienen, was er selbst auf Riche-

[1] D. h. nicht mehr in einem zentralisierten kriegslustigen Staate zusammengefaßt sind, sondern in einer Zeit der allgemeinen Friedensverbrüderung je und je mit dem national nächstverwandten Nachbarstaat vereinigt werden.

lieu gemacht hat[1]. So dünkt er uns jetzt, wie aber der Nachwelt? was ist denn sein Schlesien? wo wird sein Reich bleiben? Wo ist das Reich des Pyrrhus? Hat er mit diesem nicht große Ähnlichkeit? — — Ohne Zweifel ist das Größeste von ihm negativ, Defension, Stärke, Aushaltung[2]; und nur seine großen Einrichtungen bleiben alsdenn ewig. Was hat seine Akademie ausgerichtet? Haben seine Franzosen Deutschland und seinen Ländern so viel Vorteil gebracht, als man glaubte? Nein! seine Voltaire haben die Deutschen verachtet und nicht gekannt; diese hingegen haben an jenen so viel Anteil genommen, als sie auch immer aus Frankreich her genommen hätten. Seine Akademie hat mit zum Verfall der Philosophie beigetragen. Seine Maupertuis[3], Prémontvals[4], Formeys[5], d'Argens[6], was für Philosophen? was haben sie für Schriften gekrönt? den Leibniz und Wolf nicht verstanden und den Hazard eines Prémontval, die Monadologie eines Justi[7], den freien Willen eines Reinhards[8], die

[1] Das Sinngedicht, mit welchem Friedrich d. Gr. Voltaires Anfechtungen des „Testament Politique du cardinal Richelieu" zurückwies, lautete:

Quelques vertus, plus de faiblesses,	Manche Tugenden, mehr Schwächen,
Des grandeurs et des petitesses,	Große und kleine Züge
Sont le bizarre composé	Sind die wunderlichen Bestandteile
Du Héros le plus avisé.	Des klügsten Helden.
Il jette des traits de lumière;	Er wirft Lichtstrahlen, [Laufbahn
Mais cet astre dans sa carrière	Aber dieser Stern leuchtet auf seiner
Ne brille pas d'un feu constant.	Nicht mit gleichmäßigem Feuer.
L'esprit le plus profond s'éclipse;	Der tiefste Geist verdunkelt sich;
Richelieu fit son Testament	Richelieu machte sein Testament
Et Newton son Apocalypse.	Und Newton seine Apokalypse.

[2] Anders, politisch reifer, urteilte Herder seit den achtziger Jahren; vgl. S. 56*. — [3] Maupertuis (vgl. S. 289, Anm. 1) verfaßte auch einen „Essai de philosophie morale" (Berl. 1749) und einen „Essai de cosmologie" (Dresden 1752). — [4] Prémontval (vgl. S. 53, Anm. 3) reichte 1755 bei der Berliner Akademie eine Preisschrift ein: „Du hazard" (Vom Zufall im Reiche der Vorsehung als Heilmittel gegen den modernen Fatalismus). — [5] Johann Heinrich Samuel Formey (1711—97), aus einer Familie französischer Réfugiés, Lehrer und Prediger der Berliner französischen Gemeinde und Mitglied der Berliner Akademie, verfaßte viele auch für Laien anziehende philosophisch-theologische Schriften und gab ein (auch von Friedrich dem Großen mit Stoff versorgtes) Journal heraus. — [6] Jean Baptiste Boyer Marquis d'Argens (1704—71) war lange der vertraute Freund Friedrichs des Großen und Direktor der schönen Wissenschaften bei der Berliner Akademie. — [7] Johann Heinrich Gottlob von Justi (gestorben 1771) löste 1748 die Preisaufgabe der Berliner Akademie „Sur le système des monades". — [8] Adolph Friedrich von Reinhard (1726—83) löste 1755 die Preis-

Moralphilosophie und Kosmologie eines Maupertuis, den Stil eines Formey ausgebrütet. Was ist dieser gegen Fontenelle? was sind die Philosophen auch selbst mit ihrer schönen Schreibart gegen die Locke und Leibnize? — Über die Sprachen sind sie nützlicher geworden. Michaelis[1], Prémontval und die jetzige Aufgabe[2]; aber doch nichts Großes an Anstalt und für ewige Ausführung. Mathematik hat einen Euler gehabt, der wäre aber auch überall gewesen, so wie Le Grange[3] sich im stillen bildete. Und denn fehlt's allen seinen Entdeckungen noch an dem großen Praktischen in der Anwendung, wodurch Völker lernen und Weise ihre Theorien verbessern, um sie augenscheinlich ins Werk zu richten. Der Geschmack der Voltaires in der Historie, dem auch er gefolgt ist, hat sich nicht durch ihn ausgebreitet; seine Unterthanen waren zu tief unter ihm und Voltaire, um ihn zum Muster zu nehmen, zu sehr unwissende Deutsche, zu sehr Unterthanen. Seine und Voltaires Philosophie hat sich ausgebreitet, aber zum Schaden der Welt; sein Beispiel ist schädlicher geworden als seine Lehre. Daß er seine Deutsche nicht kennet. Warum er Preußen verachtet? Daß er Machiavell folgt, ob er ihn gleich widerlegt hat. Aussichten auf das Glück seiner Unterthanen nach der Zerteilung.

Schweden: da sehe ich die Klippe des Olaus[4]! Wie war die Zeit, da er lebte, da er starb! Wie große Gedanken gibt sein Grab, mit Nebel und Wolken bedeckt, von Wellen bespült u. s. w., von dem Nebel und der Zauberei seiner Zeit! Wie hat sich die Welt verändert! Was für drei Zeiten, die alte skandinavische

---

aufgabe „Sur l'optimisme" und veröffentlichte seine Abhandlung 1757 als „Vergleich des Lehrgebäudes des Herrn Pope mit dem System des Herrn von Leibniz". — [1] Vgl. S. 12, Anm. 3. — [2] Die 1769 von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe über die Fähigkeit der Menschen, sich selbst eine Sprache zu erfinden, deren Lösung Herders Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache" ist. — [3] Joseph Louis La Grange (1736—1813) war nach Eulers (vgl. S. 289, Anm. 1) Weggang nach Petersburg 1766—87 Direktor der mathematischen Klasse bei der Berliner Akademie. — [4] Im Sunde, wo der kühne Wikingerführer und Verbreiter des Christentums in Norwegen, Olaf Tryggvason (995—1000), von Sven von Dänemark und Olaf Schoßkönig von Schweden geschlagen wurde und, alles verloren gebend, sich ins Meer stürzte.

Welt, die Welt des Olaus, unsre Zeit des armen ökonomischen und erleuchteten Schwedens. Hier war's, wo voraus Goten, Seeräuber, Wikinger und Normänner segelten! Wo die Lieder ihrer Skalden erklangen! Wo sie ihre Wunder thaten! Wo Lodbroge und Skille[1] fochten! welche andre Zeit! Da will ich also in solchen dunkeln, trüben Gegenden ihre Gesänge lesen und sie hören, als ob ich auf der See wäre; da werde ich sie mehr fühlen als Nero seine Heroide[2], da Rom brannte. Wie verändert von diesem, als auf dieser See die Hanseestädte herrschten! Wisby, wo bist du jetzt? Alte Herrlichkeit von Lübeck, da ein Tanz mit der Königin Bornholm kostete[3] und du Schweden ihren Gustav Wasa[4] gabst, wo bist du jetzt? Alte Freiheit von Riga, da der Altermann seinen Hut auf dem Rathause ließ und nach Schweden eilte, um die Stadt zu verteidigen, wo jetzt? Alles ist zurückgefallen: mit weichen Sitten ist Schwachheit, Falschheit, Unthätigkeit, politische Biegsamkeit eingeführt; der Geist von Hanseestädten ist weg aus Nordeuropa, wer will ihn aufwecken? Und ist's für jede dieser Städte, Hamburg, Lübeck, Danzig, Riga, nicht große wichtige Geschichte, wie sich dieser Geist verloren? nicht, wie sich ihr Handel, ihre Privilegien u. s. w., sondern ihr Geist vermindert und endlich Europa verlassen hat, und haben wir solche Geschichte von Hanseestädten? Willebrand[5]

[1] Regnar Lodbrog und Skille sind zwei sagenhafte nordische Helden; von dem ersten, der ein dänischer König des 8. Jahrhunderts war, führt Herder aus Malletts „Geschichte Dänemarks" schon im ersten „Kritischen Wäldchen" (SWS, Bd. 3, S. 24) den „Sterbegesang" an, den der in England Gefangene sang, während man ihm bei lebendigem Leibe einen Teil der Rippen herausschnitt und nach außen bog, daß sie Adlerschwingen glichen. Der Gesang ist voll Erinnerung an tapfere Thaten und voll Zuversicht, daß er in Walhall eingehen, seine Söhne aber ihn rächen werden. Vgl. im 2. Band zu „Volkslieder", Teil 1, Buch 3, Nr. 6. — [2] Nero sang nach ihm abgünstigen Berichten bei Sueton, „Nero", Kap. 38, und Dio Cassius, Buch 62, Kap. 18, während er dem Brande Roms zusah, seine „Einnahme Trojas", wohl einen Abschnitt aus einem größeren Epos über Troja. — [3] Nach der Sage von Bornholms Verpfändung an Lübeck im Jahre 1522. — [4] Gustav Erichson Wasa (regierte 1523—60), der im Kampfe um den schwedischen Thron 1519—20 als Flüchtling in Lübeck weilte, wurde 1521 bei der Belagerung Stockholms von den Lübeckern mit zehn Schiffen unterstützt und dafür bei seiner Wahl zum König von Schweden genötigt, jenen als Ersatz für ihre Aufwendung von 77,000 Mark Lübisch ausschließliche Handelsfreiheit zuzusichern. — [5] Johann Peter Willebrand (1719—86),

sollte sie schreiben, wenn er nicht zu fromm wäre, und alle Hanseestädte auf ihren offenbaren Rechtstägen lesen! — Jetzt, Riga, was ist's jetzt? Arm und mehr als arm, elend! Die Stadt hat nichts, und mehr auszugeben, als sie hat! Sie hat eine dürftige, nutzlose Herrlichkeit, die ihr aber kostet! Ihre Stadtsoldaten kosten, und was thun sie? — ihre Wälle und Stadtschlüssel kosten, und was thun sie? Das Ansehen ihrer Ratsherren kostet ihnen so viel schlechte Begegnung und nutzt nichts, als daß sie sich brüsten und den Bürgern für den Kopf stoßen können. Alles reibt sich an der Stadt, Gouverneur und Regierungsrat, Minister und Kronsschreiber. Dieser gibt sich ein dummes Ansehen mit seinen 150 Rubeln über Bürgermeister und Rat: das ist Übelstand. Der Minister läßt sich's bezahlen, daß er nicht schade: Übelstand. Der Regierungsrat zwackt Foderungen ab, daß er helfe: Übelstand. Gouverneur wird in Ansehen Despot und verbindet noch Interesse: Übelstand — alles ist gegeneinander. Kaiserin und Stadt, Hof und Stadt, Gouvernement und Stadt, Kronsbediente und Stadt, Titelräte und Stadt, Adel und Stadt, Schmarutzer und Stadt, Ratsherren und Stadt — welcher Zustand! Man kriecht, um über andre sich zu brüsten; man schmarutzt, um sich zu rächen; man befördert sein Interesse und schiebt's auf die Kaufmannschaft; man erkauft sich einen Titel, um elend zu trotzen; man bereichert sich, um mit leeren Versprechungen zu helfen. Welcher Zustand! Unmöglich der rechte, sondern die Hölle zwischen Freiheit und ordentlichem Dienste. Es höre der Unterschied zwischen Stadt und Krone auf, der Rat behalte seine Einrichtungen, Freiheiten, Departemente, Gewalt; nur er bekomme einen Präsidenten, der sie gegen militarische Begegnung durch sein Ansehen schütze. Auch sie müssen Kronsbediente werden, und aller Unterschied der Begegnung, z. E. bei Gerichten u. s. w., aufhören; sie selbst und jeder unter ihnen, Advokat u. s. w.,

bänischer Regierungsrat in Glückstadt, dann Polizeidirektor in Altona, veröffentlichte 1748 in Lübeck eine „Hansische Chronik" und 1768 in Hamburg „Betrachtungen über die Würde der teutschen Hansa".

Rang bekommen; die Kasse muß ihr bleiben, nur der Präsident sei das Mittel, das sie mit dem Hofe binde und von allem wisse. Er sei der Burggraf und der Vater der Stadt, der Vertreter gegen Gewalt und Vorsprecher bei der höchsten Obrigkeit. Im Kommerzkollegio bekomme der Präfekt der Stadt mehr Ansehen und könne dem Oberinspektor näherkommen. Der Oberpastor stehe über dem Pastor der Jakobikirche, aber unter dem Superintendenten, und das Stadtkonsistorium so unter dem Oberkonsistorium wie Magistrat unter Hofgericht. Die Kanzelei sei nicht erblich, aber doch die Stadtkinder behalten Vorzug, und kein militarisches Aufdringen sei möglich. Sie balanciere mit der Krone, und aller Haß werde ausgelöscht. Man nehme Ratsherrn so gut aus Advokaten hier wie bei der Krone; Kanzlei und Advokatur sei kein Widerspruch, aber auch keine nötige Verbindung. Man wähle, wo man findet, und lasse nicht zwei Ratsherrn und den Advokaten freie Hände. Kein Bürger werde in Ohrenklagen gegen den Magistrat gehört und kein Magistrat beschimpft. Der Parteiengeist werde erstickt, in der Handlungsverbesserung bessere bürgerliche Kommission gesetzt, so im Geistlichen auch, wo so viel Verbesserung nötig ist, und die Stadt werde eins, ruhig, glücklich. Sie bleibe keine Scheinrepublik, keine respublica in republica; aber eine Dienerin mit Vorzügen und Range; wie glücklich, wer das könnte! Der ist mehr als Zwinglius und Calvin! ein Befreier und zugleich Bürger — sind dazu keine Wege möglich? aber jetzt nicht, spät, durch Gewalt an Hofe. Ich bin bei der Stadt gewesen, mit Advokaten, Kanzlei und Rat umgegangen, komme unter die Krone[1], werde dies Departement kennen lernen, beides untersuchen — soll dies nicht Vorurteil für mich sein? Kampenhausen und Tesch und Schwarz und Berens[2] nützen; im stillen arbeiten, und vielleicht bekomme ich einmal ein Wort ans Ohr der Kaiserin! Was Morellet[3] in Frankreich ausrichtet, ich das

[1] Vgl. S. 17* und S. 287, Anm. 3. — [2] Tesch und Bürgermeister Johann Christoph Schwarz waren gleich Berens (vgl. S. 17*) Häupter mit Herder eng befreundeter Rigaer Patrizierhäuser. — [3] André Morellet (1727—1819), Verfasser vieler volkswirtschaftlicher Schriften.

nicht an einem andern Ort? Dazu will ich meine Gabe zum Phlegma und zur Hitze ausbilden, mir erste Anrede und Gabe des kalten deutlichen Vorschlages geben, den nur spät ein Enthusiasmus unterstütze, und so mich im stillen bereiten, um einst nützlich zu werden — o hätte ich doch keine kritische Wälder geschrieben! — — — Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen! — Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!

Die dritte Periode auf der Ostsee sind die holländischen Domänen. Holland, dies Wunder der Republik, hat nur eine Triebfeder, Handelsgeist, und dessen Geschichte möchte ich lesen. Wie er auf den Geist der Feudalkriege folgte? sich aus Amerika und Asien in Europa übertrug und einen neuen Geist der Zeit schuf? Er war nicht einerlei mit dem Erfindungsgeiste[1]; Portugal und Spanien nutzten nichts von ihren Entdeckungen; er war eine Ökonomie Europens, zu dem sich aus Morästen eine arme, dürftige, fleißige Republik emporhob. Welch ein großer Zustrom von Umständen begleitete sie zum Glück! zum Glück von Europa! Aber von ihnen hat alles gelernt; derselbe Geist hat sich überall ausgebreitet: England mit seiner Akte[2], Frankreich, Schweden, Dänemark u. s. w. Holland ist auf dem Punkte, zu sinken; aber natürlicherweise nur allmählich. Der Verfasser des „Commerce de la Hollande“[3] hat's gezeigt; sein Mittel aber zur Entdeckung des fünften Weltteils wird nichts thun; der Entdeckungsgeist ist nicht der Kaufmannsgeist. Daher hat man nichts einmal[4] unternehmen wollen; auch unternommen, wäre für Holland kaum eine Ein-

[1] D. h. Entdeckungsgeist; s. das Folgende. — [2] Die gegen Holland gerichtete Navigationsakte von 1651, wonach in England überseeische Waren nur auf englischen, festländische nur auf englischen oder auf Schiffen des Ursprungslandes eingeführt werden durften. — [3] Der nur als „l'auteur des Intérêts des nations de l'Europe“ bezeichnete Verfasser des „Commerce de la Hollande“, worin auch gehandelt wird über „Mittel, die Zweige des Handels zu erweitern oder zu erhalten“, ist wohl Jean Rousset de Missy (1686—1762); wenigstens heißt so der Verfasser der in Herders Bücherei befindlichen Schrift „Les intérêts presents et les prétentions des puissances de l'Europe“ (Haag 1733—35). — [4] D. h. es nicht einmal.

nahme und Einrichtung zur Botmäßigkeit möglich; und endlich würden sie es so gewiß verlieren, als Holland sein Brasilien und Portugal sein Ostindien verlor. Dieser Verfall ist kaum mehr vermeidlich, die Gestalt Europens ist zu sehr darnach eingerichtet, daß sie ihn fodert; und Holland sinkt durch sich selbst. Seine Schiffe gehen umsonst; die Preise der Kompagnie[1] fallen; die Republik ist weniger in der Wage Europens und muß dies Wenige bleiben, sonst wird sie noch mehr sinken. Sie bereichert sich von dem, was andre ihr zu verdienen geben, und diese geben ihr weniger zu verdienen und werden endlich von ihr verdienen wollen. Es wird also einmal und vielleicht schon bei meinen Lebzeiten eine Zeit sein, da Holland nichts als ein totes Magazin von Waren ist, das sich ausleert und nicht mehr vollfüllen mag und also ausgeht, wie eine Galanteriebude, die sich nicht ersetzen will. Der Geldwechsel wird noch länger als der Warenhandel dauren; wie aber, wenn England mit seinen Nationalschulden da einmal ein Fallissement macht? In diesem Betracht aber kann es sich noch lange erhalten; denn einmal ist doch vor ganz Europa eine Geldwechslerin nötig; diese muß eine Republik sein, liegen, wie Holland liegt, mit dem Seedienst verbunden sein, die Genauigkeit zum Nationalcharakter haben, und siehe! das ist Holland! Republik, in der Mitte von Europa, für die See geboren, arbeitsam und nichts als dieses, genau und reinlich wie im Gelde so in der Rechnung; es wird lange Wechslerin bleiben, was ist's denn aber als dieses allein? Keine Seemacht, sondern Seedienerin; keine handelnde Nation mehr, sondern Dienerin und Hand des Handels; welche große Veränderung! Denn wird man sehen, was Handelsgeist, der nichts als solcher ist, für Schwächen gibt; das wird alsdenn kein grübelnder Philosoph, sondern die reelle Zeit lehren, nicht mit Worten, sondern Thaten,

[1] D. h. der 1521 gestifteten Holländisch-westindischen Handelsgesellschaft, die anfangs oft 50 Proz. Dividende verteilte, nach dem Verlust der meisten brasilischen Besitzungen 1654 aber nur noch geringe Gewinne erzielte und 1734 den Handel in ihren Besitzungen gegen 2½ Proz. Anteil an den Verwaltungseinnahmen freigab.

in einem großen Beispiel, für ganz Europa, an einer ganzen Nation. Da wird man sehen, wie der bloße Handelsgeist den Geist der Tapferkeit, der Unternehmungen, der wahren Staatsklugheit, Weisheit, Gelehrsamkeit u. s. w. aufhebet oder einschränket; man kann's zum Teil in Holland schon jetzt sehen. Ist hier wahres Genie? einen ehrlichen Friso[1] nehme ich aus; diese Provinz ist nicht Holland; für das übrige ist, als öffentliche Sache, Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, Arabisch Experiment, Medizin Kram; sehr gut nach unsrer Litteratur, vortrefflich, ein Muster, unentbehrlich. Sie kommen weiter als die Deutschen und Franzosen, die sich allem widmen, und weniger weit als die Engländer, die immer Genie mit ihren Erfahrungen verbinden und das erste oft übertreiben. Alles ist in Holland zu Kauf: Talente, und die werden also Fleiß; Gelehrsamkeit, und die wird Fleiß; Menschheit, Honnêteté, alles wird vom Kaufmannsgeiste gebildet; — doch ich will erst Holland sehen! — Und zum Übersehen des Genies oder zum Gedächtnislernen des Krams der Gelehrsamkeit ist das, glaub' ich, das erste Land.

Was wird aber auf den Handelsgeist Hollands folgen? Geist der Parteien, d. i. der ökonomischen innerlichen Handlung eines jeden Landes? Auf eine Zeitlang glaub ich's, und es läßt sich dazu an in ganz Europa. Oder der Parteien, d. i. der Aufwieglung? Dies ist auf das Ebengenannte unvermeidlich. Eines der großen Völker im ökonomischen Handel, z. E. England, wird ein andres aufwiegeln, das wild ist, und dabei selbst zu Grunde gehen — könnte dies nicht Rußland sein? — Oder der völligen Wildheit, Irreligion, Überschwemmung der Völker? was weiß ich? Die Jesuiten in Amerika haben aufgehört[2]; ich habe mich

[1] D. h. Friesen. Damit wird Friesland im alten Sinne, d. h. der zu beiden Seiten des Zuider-Sees und nördlich vom Rhein gelegene Teil Hollands als Sitz besonders philologischer Gelehrsamkeit an Plätzen wie Leiden, Utrecht und Groningen, und bedeutender Naturforscher, wie Drebbel, Huyghens, Swammerdam, oder Ärzte, wie Helmont, bezeichnet. — [2] Im Jahre 1755 wurde der Jesuitenstaat Paraguay zerstört, da sich die von ihm aufgehetzten Indianer des Landes einer zwischen Spanien und Portugal vereinbarten Landaustauschung und ihrer Ansiedelung außerhalb ihrer Heimatstriche widersetzten.

betrogen[1]; seinem Untergang indessen wird der feine politische[2] Geist Europens nicht entgehen. In Griechenland sprach man nicht ein Wort von Rom, bis dies jenes überwand; so mit Griechenland und Ägypten, Ägypten und Persien, Assyrien und Meden. Nur Rom und die Barbaren — das war anders: da munkelte es lange, wie der Pöbel sagt; in unsrer Zeit muß es noch länger munkeln, aber desto plötzlicher losbrechen. —

Was wollen doch alle unsre Kriegskünste sagen? Ein griechisches Feuer[3], eine neue Erfindung, die alle vorige zerstört, ist allen überlegen. Was will alle Gelehrsamkeit, Typographien[4], Bibliotheken u. s. w. sagen? Eine Landplage, eine barbarische Überschwemmung, alsdenn ein herrnhutischer Geist auf den Kanzeln, der Gelehrsamkeit zur Sünde und Mangel der Religion und Philosophie zum Ursprunge des Verderbens macht, kann den Geist einführen, Bibliotheken zu verbrennen, Typographien zu verbrennen, das Land der Gelehrsamkeit zu verlassen, aus Frömmigkeit Ignoranten zu werden. So arbeiten wir uns mit unserm Deism, mit unsrer Philosophie über die Religion, mit unsrer zu feinen Kultivierung der Vernunft selbst ins Verderben hinein. Aber das ist in der ganzen Natur der Sachen unvermeidlich. Dieselbe Materie, die uns Stärke gibt und unsre Knorpel zu Knochen macht, macht auch endlich die Knorpel zu Knochen, die immer Knorpel bleiben sollen; und dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gesittet macht, macht ihn auch endlich alt, schwach und nichts tauglich. Wer kann wider die Natur der Dinge? Der Weise geht auf seinem Wege fort, die menschliche Vernunft aufzuklären, und zuckt nur denn die Achseln, wenn andre Narren von dieser Aufklärung als einem letzten Zwecke, als einer Ewigkeit reden. Alsdenn muß man die Diderotschen und schweizerischen Politiker[5] widerlegen oder, da dies im Geist unsrer Zeit, da der

[1] Wohl in diesem Einzelfalle mit der Annahme, daß die beiden in der vorigen Anmerkung genannten Staaten gegenüber der mit den Jesuiten verbundenen Naturkraft der Indianer unterliegen würden. — [2] Vgl. S. 17, Anm. 1. — [3] Eine aus Wurfmaschinen geschleuderte Zündmasse. — [4] Druckereien. — [5] Solche Diderotsche Politiker, d. h. aufklärerische Darsteller der Kultur- und Staatsrechtsentwickelung,

Anti-Rousseauianism[1] herrscht, zu einer Fabel wird und noch zu früh auch für Nutzen und Ausführung wäre, bei sich das Bessere denken. Alle Aufklärung ist nie Zweck, sondern immer Mittel; wird sie jenes, so ist's Zeichen, daß sie aufgehört hat, dieses zu sein, wie in Frankreich und noch mehr in Italien, und noch mehr in Griechenland und endlich gar in Ägypten und Asien. Diese sind Barbarn und verachtenswürdiger als solche; die Mönche von Libanon, die Wallfahrter nach Mekka, die griechischen Papas[2] sind rechte Ungeziefer aus der Fäulnis eines edlen Pferdes. Die italienischen Akademien in Cortona[3] zeigen die Reliquien ihrer Väter auf und schreiben drüber, daß es erlaubt sei, sie aufzuzeigen, lange Bücher, Memoires, Quartanten und Folianten. In Frankreich wird man bald so weit sein; wenn die Voltaire und Montesquieu tot sein werden, so wird man den Geist der Voltaire, Bossuets, Montesquieu, Racine u. s. w. so lange machen, bis nichts mehr da ist. Jetzt macht man schon Encyklopädien; ein d'Alembert und Diderot selbst lassen sich dazu herunter; und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich das erste Zeichen zu ihrem Verfall. Sie haben nichts zu schreiben und machen also Abregés, Dictionnaires, Histoires, Vocabulaires, Esprits, Encyklopädien u. s. w. Die Originalwerke fallen weg. — Daß ein Volk durch seine Feinheit

---

sind die Mitarbeiter der unter Diderots und d'Alemberts Leitung 1751—66 herausgegebenen Pariser „Encyklopädie", die z. B. auch über die Verfertigung der Pomade, überhaupt über alle Genüsse der Kultur Aufschluß gab. Zu ihnen gehört u. a. Helvetius, dem Tugend lediglich richtig verstandene Selbstsucht ist, mit seinem Buche „Vom Geiste" und mit seinem sprachlich bisweilen glänzenden, doch oft auch harten und gezwungenen Gedichte „Das Glück"; Baron von Holbach wegen seines „Systems der Natur"; Etienne Bonnot de Condillac mit seinem „Essai sur l'origine des connaissances", worin jede rein geistige Seelenkraft geleugnet wird, und seinen „Traités des sensations" und „des systèmes"; endlich Raynal mit seiner „Geschichte der beiden Indien", worin er z. B. ausrief: „Feiges Volk, dumme Herde, ihr begnügt euch, zu seufzen, während ihr losschnauben müßtet!" Bei den schweizerischen Aufklärern denkt Herder wohl an Voltaire, der seit 1753 am Genfer See lebte, den Baseler Iselin (vgl. S. 309, Anmerkung) und den Naturforscher Charles Bonnet, von dessen physi chen und psychologischen Schriften er z. B. die „Considérations sur les corps organisés" (Lond. 1762) besaß. — [1] Die Richtung auf das Künstlich-Raffinierte statt auf das Natürliche. — [2] Mönche. — [3] Die 1727 gegründete etruskische Akademie zu Cortona veröffentlichte seit 1755 „Proben (Saggi) in der Akademie zu Cortona gelesener Abhandlungen".

des Geistes, wenn es einmal auf Abwege gerät, desto tiefer hinein sich verirre, zeigt der unvergleichliche Montesquieu an den Griechen, die durch ihren feinen Kopf ebenso tief hinein in die Spekulation gerieten über die Religion, die ihr Gebäude umwarf.

England — in seinem Handel geht es sich zu ruinieren? seine Nationalschulden, werden die Verfall des Ganzen machen? — aus Amerika, wird's da nicht von seinen Kolonien Schaden nehmen? was ist's in der Konkurrenz andrer Nationen? wie weit kann diese dagegen noch steigen? — geht es im Handel also zu Bette oder noch höher zu werden? Aber sein Geist der Manufakturen, der Künste, der Wissenschaften, wird der sich nicht noch lange erhalten? Schützt es da nicht seine Meerlage, seine Einrichtung, seine Freiheit, sein Kopf? Und wenn es insonderheit die Aufwieglerin überwindender Nationen sein sollte, wird es nicht dabei wenigstens eine Zeitlang gewinnen und lange für dem Ruin sich wenigstens noch bewahren? - - —

Frankreich: Seine Epoche der Litteratur ist gemacht, das Jahrhundert Ludwigs vorbei; auch die Montesquieus, d'Alemberts, Voltaires, Rousseau sind vorbei; man wohnt auf den Ruinen; was wollen jetzt die Heroidensänger und kleinen Komödienschreiber und Liederchenmacher sagen? Der Geschmack an Encyklopädien, an Wörterbüchern, an Auszügen, an „Geist der Schriften" zeigt den Mangel an Originalwerken. Der Geschmack an äußerlichen fremden Schriften, das Lob des „Journal etranger"[1] u. s. w. den Mangel an Originalen; bei diesen muß doch immer Ausdruck, Stempel u. s. w. verloren gehen, und wenn sie doch gelesen werden, so ist's ein Zeichen, daß der bloße Wert und die Natur der Gedanken schon reichhaltig gnug sei, um nicht die Wortschönheit nötig zu haben. Und da die Franzosen von der letzten so viel und alles machen, da ihnen Wendung, Ausdruck und überhaupt Kleid des Gedankens alles ist, da die Deutschen

[1] Von Herder in Frankreich fleißig gelesen. Vgl. S. 53, Z. 4.

so sehr von den Wendungen und dem Lieblingsstaat der Franzosen abgehen und doch, die so verachteten Deutschen! doch gelesen werden — so ist dies ein großes Kennzeichen von der Armut, von der demütigen Herabkunft des Landes. Marmontel[1], Arnaud[2], Harpe[3] sind kleine Stoppeln oder sprossende Herbstnachkömmlinge; die große Ernte ist vorbei.

Was hat das Jahrhundert Ludwigs würklich Originelles gehabt? Die Frage ist verwickelt. Aus Italien und Spanien haben ihre größten Geister vieles her, das ist unleugbar; die Klubbe unter Richelieu[4] arbeitete über fremde Gegenstände; Corneilles Cid ist spanisch[5]; seine Helden noch spanischer, seine Sprache in den ersten Stücken noch spanischer, wie Voltaire in seinem Kommentar darüber zu lesen ist. Seine Medea war ein Hexenstück; sein Cid: siehe davon die merkwürdige Vorrede Voltaires und die Romanzen drüber.[6] Von Molière findet man etwas im zweiten Teil der Bibliothek der Ana[7] — der Kardinal Mazarin, der Quinault[8] und die Oper aufweckte, war Italiener. Die Ritteraufzüge, Festlichkeiten u. s. w. italienisch, Lully[8] ein Italiener; der Geschmack der Kunst, Baukunst, Bildhauerei, Verzierungen, Münzen italienisch, die Komödie italienisch. Die Ge-

[1] Vgl. S. 276, Anm. 5. — [2] Gemeint ist Jean François Arnould (1734—95), Verfasser zahlreicher Lustspiele und Pantomimen. — [3] Jean François de Laharpe (1739—1803), mittelmäßiger akademischer Kritiker und Trauerspieldichter. — [4] Richelieu soll die unter seinem Namen aufgeführten Stücke „Mirame", „Les Tuileries", „L'aveugle de Smyrne" und „Europe" von den sogenannten „Cinq Auteurs", die er besoldete, haben anfertigen lassen; es waren zeitweilig Boisrobert, Pierre Corneille, Colletet, de l'Estoile und Rotrou. — [5] Pierre Corneille hat seinem epochemachenden Hauptwerke, dem „Cid" von 1636, das Spaniers Guillen de Castro Schauspiel „Las mocedados del Cid" („Die Jugendthaten des Cid") zu Grunde gelegt. Voltaire machte nicht nur in den „Melanges de Littérature" auch viele sprachliche Bemerkungen über Corneille, sondern verfaßte auch ein besonderes Werk: „Théâtre de Pierre et Thomas Corneille" (Par. 1764). Doch war seine Angabe, Corneille habe zum „Cid" ein Drama des Spaniers Diamante benutzt, irrtümlich: zwischen Corneille und Diamante ist das Verhältnis vielmehr umgekehrt. S. auch im 2. Bande „Shakespeare", Abschnitt 15. — [6] Betreffs der Romanzen vom Cid vgl. die Einleitung zu Herders „Cid" im 5. Bande dieser Ausgabe. — [7] Die lateinische Adjektivendung -anus in der sächlichen Mehrzahl, zur Benennung von allerhand Sammlungen verwendet, bezeichnet hier die auf der Bibliothek zu Nantes (vgl. S. 17* f.) befindliche. — [8] Philippe Quinault (1637—88), Verfasser der Operntexte „Kadmus" und „Ariadne", die Jean Baptiste Lully (1633—87) in Musik setzte.

sellschaft der Wissenschaften meist Italiener im Anfange, siehe Fontenelle und Voltaire; „Telemach“[1] ein Gedicht halb lateinisch, halb italienisch in seinen Beschreibungen, u. s. w. Die vornehmsten Künste waren erfunden oder zurückerfunden von den Italienern; was haben die Franzosen gethan? nichts, als das Ding zugesetzt, was wir Geschmack nennen. Dazu disponierte sie ihre philosophischere Sprache, mit ihrer Einförmigkeit, Reichtum an abstrakten Begriffen und Fähigkeit, neue abstrakte Begriffe zu bezeichnen. Da kam also der spanische und italienische Geschmack mit ihren Gleichnissen und Spielwörtern ab; man nenne diese Katachresen[2] oder Konzetti[3] oder wie man wolle, wovon noch die ersten französischen Romanen, Tragödien und Poesien voll sind. Die zu hitzige Einbildungskraft der Spanier und Italiener ward in der kältern Sprache und Denkart der Franzosen gemildert; das gar zu Feurige der Liebe verschwand, es ward gemildert; aber mit dem Abenteuerlichen ging auch das wahrhaftig Zärtliche weg, es ward endlich frostige Galanterie, die nur Adel in Gedanken, Franchise[4] in Worten und Politesse in Manieren sucht. So wird also keine wahre zärtliche Liebe mehr die Szene eines Franzosen von Geschmack sein. — Man sehe sie selbst auf ihrem Theater: welche ausstudierte Grimassen! einförmige Galanterien! — Sie haben das Herzbrechende weggeworfen; das gar zu Niedrige von Küssen u. s. w. ist weg; das Übertriebene von Augen u. s. w. ist weg; die wahre eheliche Liebe wird nicht gespielt; der wahre Affekt der Brautliebe ist gemein, ist einem Teil nach unedel und verächtlich, dem andern Teile nach übertrieben und lächerlich — was bleibt über? wo sind die schönen griechischen Szenen der Iphigenia u. s. w. auf dem französischen Theater? — — Ebenso ist's mit dem Helden des französischen Geschmacks. Der Spanier abenteuerlich; Italien hat jetzt keine mehr; was ist aber der galante Held Frankreichs? — — Die Komödie ist in Italien zu gemein, zu hanswurstmäßig; in Frankreich ist sie in

[1] Vgl. S. 343, Anm. 3. — [2] Falscher Gebrauch. — [3] Vgl. S. 27, Anm. 3. — [4] Freiheit.

Szenen des gesellschaftlichen Lebens ausgeartet. Molière ist nicht mehr. Man schämt sich, von Herzen aus zu lachen; man lächelt wie im „Lügner" des Gressets[1] und andren (s. Cléments Nouvell.[2] darüber). Die französische Komödie macht Szenen des gesellschaftlichen Lebens, Abende nach der Mode, Marquis oder nichts. — — Die wahre Kanzelberedsamkeit weg; keine unmittelbare Rührung, sondern Tiraden von großen Bildern, langschwänzigen Perioden, nichts mehr. Können die Bossuets[3], Fléchiers[4] u. s. w. rühren? Dazu ist weder Thema noch Publikum noch das Ganze der Rede; erleuchten, hie und da erschüttern, das können sie — nur jener Redner vom Jüngsten Gericht in einer Provinz wußte zu rühren mit dem Ganzen der Rede; in Paris wäre er ausgelacht oder ausgezischt u. s. w.

Also ist's nur eine gewisse Annäherung an die kältere, gesunde Vernunft, die die Franzosen den Werken der Einbildungskraft gegeben haben: das ist Geschmack und ihr Gutes. Es ist aber auch Erkältung der Phantasie und des Affekts, die sie ihm damit haben geben müssen; und das ihr Geschmack im bösen Verstande, der endlich nichts als das bleibt, was Montesquieu politische Ehre ist[5]. Dieser große Mann gibt auch hierin eine Bahn zur Aussicht. Griechenland war gleichsam wahre Republik der Wissenschaften; da galt auch seine Triebfeder, Litteratur-Tugend, Liebe zu den Musen. In Rom war's Aristokratie; da schrieben nur einige Vornehme, und ihre Tugend war Moderation. Mit einemmal ward's Despotism unter der päpstischen Regierung. Eine andre Art von Gestalt bei der Wiederauflebung, wo es Ehre war, die Alten nachzuahmen; das war aristokratische Monarchie, die Alten das Depot der Gesetze und des Senats. Vergleichung

[1] Jean Baptiste Louis Gresset (1709—77), Verfasser komischer Heldengedichte und des „Méchant", eines der besten Dramen seiner Zeit. — [2] Vgl. S. 345, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 327, Anm. 6. — [4] Esprit Fléchier (1632—1710), Akademiker und Verfasser von Kanzelreden in sehr gekünstelter Sprache. — [5] Nach Montesquieu kann die Tugend nicht die Grundlage der Monarchie sein, sondern es nimmt hier die Ehre, d. h. das Verlangen nach Vorzügen, Auszeichnungen und Unterscheidung, die Stelle der politischen Tugend ein, deren Wesen darin liegt, daß man den Staat um seinet-, nicht um des persönlichen Vorteils willen liebt und vertritt. Vgl. „Geist der Gesetze", Buch 3; Buch 4, Kap. 1—5; Buch 5, Kap.

dieses Zeitpunkts mit den Römern, bei denen die Griechen auch ein Depot der Gesetze und Senat waren, aber bei ähnlichern Sitten, Sprachen, Zustande; also minder tyrannisch, minder venezianisch wie die letzte. — In Frankreich war's Monarchie! Ehre und, wie sie Montesquieu beschreibt, ward Triebfeder in allem — in England ist's Despotism und Demokratie, Shakespear u. s. w. regieren und werden verspottet; Bolinbroke regierte und wird verspottet — was ist's in Deutschland? — In Holland Despotism und Scharwerksarbeit.

Wie kann sie in Deutschland nachgeahmt werden? Eben um so weniger, da wir von dieser Monarchie, von diesem Hofzustande, von dieser Honneur in der Litteratur wenig wissen, sie nicht haben können, und wo wir sie haben, mit Verlust erkaufen. Der Franzose weiß nichts vom Reellen der Metaphysik und kann nicht begreifen, daß es was Reelles in ihnen gebe (s. Clément bei Gelegenheit Condillacs[1], Maupertuis, Königs[2] u. s. w. Siehe ebenso die Spöttereien Voltaires[3], Crébillons u. s. w.). Er hat lauter Konvention des Gesellschaftlichen in seiner Philosophie, die er hat und sucht; wir lieben abstrakte Wahrheit, die an sich liebenswürdig ist, und das Faßliche ist nicht Hauptwerk, sondern conditio sine qua non. So auch in der Physik u. s. w. Bei Fontenelle erstickt alles unter Gespräch, in seinen Lobreden alles Materielle unter schöne Wendung, daß die Wissenschaft selbst Nebensache wird. So auch in der menschlichen Philosophie; bei Rousseau muß alles die Wendung des Paradoxen annehmen, die ihn verdirbt, die ihn verführt, die ihn gemeine Sachen neu, kleine groß, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung, alles neu, frappant, wunder-

17 ff., dazu „Lettres persanes", Nr. 90 f. — [1] Vgl. S. 364, Anm. 5. — [2] Samuel König (1709—56), ein in der Schweiz geborener berühmter Mathematiker, Mitglied der Berliner Akademie, die ihn aber ausstieß wegen seiner Anfechtung des Maupertuisschen Grundsatzes „von der kleinsten Bewegung". — [3] Voltaire spottet in einem Briefe an Helvetius z. B. über König, daß er, auf Leibniz schwörend, die ausgedehnte Materie aus nicht ausgedehnten Monaden und die undurchdringbare Materie aus kleinen durchdringbaren Monaden zusammengesetzt sein lasse.

bar; so wird das an sich Schöne doch übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf, Wahrheit zu sein; es muß ihm seine falsche Tour genommen, es muß in unsre Welt zurückgeführt werden; wer aber kann das? Kann's jeder gemeine Leser? ist's nicht oft mühsamer, als daß es das lohnt, was man dabei gewinnt? und wird nicht also Rousseau durch seinen Geist unbrauchbar oder schädlich bei aller seiner Größe? — Endlich Voltaire gar — was ist bei dem Historie als ein Supplement und eine Gelegenheit zu seinem Witze, seiner Spotterei, seiner Betrachtungslaune? Diese ist an sich schön, sie kann insonderheit die Deutschen sehr bilden, nur nachgeahmt werden? in der Historie nachgeahmt werden? Muster der Historie sein? mit oder ohne Voltaires Geist — nie! mit ihm wird die Historie verunstaltet, ohne ihn noch mehr verunstaltet — man lese ihn also als Voltaires Einfälle über die Historie! so recht und kann viel lernen. Dies gilt noch mehr die abstrakten Wissenschaften, die Newtonische Philosophie und am meisten seine Metaphysik. . . Thomas[1], was muß man ihm nehmen und geben, daß er würdig lobe! Geben den Geist der Helden, die er lobt, Sully und d'Aguesseaus, Trouins und des Marschalls und insonderheit Descartes — hat er den? kann er den haben? Er ist also ihr Deklamateur, was man bei allen, am meisten bei Descartes, Sully und dem Marschall sieht: macht Kleinigkeiten groß und vergißt Größen, hat, so viel er's auch verbergen will, seine loci communes von Erziehung, Schutzgeist, Ungewöhnlichem der großen Seele, Charakter aus Trublet[2] und Bossuet, hat noch mehr seine erschrecklichen loci communes bei Beschreibung der Länder, der Wissenschaften, der Völker, Kriege und großen Unternehmungen — da

[1] Antoine Léonard Thomas (1732—85), französischer Akademiker und Dichter, besonders berühmt geworden durch sein Lobgedicht (Eloge) auf den Marschall von Sachsen, dem dann viele folgten, so auf Heinrichs IV. Minister Herzog von Sully (1560—1641), auf Ludwigs XIV. Kanzler d'Aguesseau (1668—1751), der zugleich ein eleganter Redner war, auf den französischen Admiral René du Guai-Trouin (1673—1736) und auf Descartes, worin er jedem seinen Genius (Schutzgeist) gibt. — [2] Nicolas Charles Joseph Trublet (1697—1770), französischer Geistlicher und Mitglied der Akademien zu Paris und Berlin, verfaßte in zierlichem,

siehet man die Thomasschen Aufstutzungen; die ihm genommen, was bleibt übrig? seine Anekdoten, die er anführt, und historische Umstände! Indessen ist er bei seinen Fehlern zu lesen; diese sind süße, bildende Fehler! aber nicht, daß sie das Hauptwerk der Lobreden werden. Ein Deutscher, der Wolf und Leibniz lobte, wie anders der?

Rochefoucault![1] wie entfernt er sich! wie vertieft er sich! seine Hauptmaxime selbst ist nur halbwahr, und welche unmenschliche Anwendung! politisch wahr und vielleicht auch nützlich! aber menschlich nicht wahr und erniedrigend, demütigend, nicht bessernd, sondern verschlimmernd — die Ausgeburt eines scharfsinnigen Kopfs, eines witzigen Gesellschafters, der oft betrogen ist und sich durch seinen Stand ein ernsthaftes Dessus[2] gibt; eines melancholischen Temperaments und gallichten Herzens. Ich lese meinen „Tristram“[3] lieber! — Montesquieu endlich selbst, ist er ganz frei vom faux-brillant[4]? Man sehe, wie oft er in der Übersetzung unkenntlich ist und es zum Teil sein muß, der Güte und Fehler seiner Sprache halben. Ganz frei vom falsch Philosophischen? noch minder! und seine Übersetzung in unsre philosophischere Sprache ist hier noch mehr Zeugin. — — Man sieht, die Mühe, die er sich gibt, abstrakt, tiefsinnig zu sein, Ideen zu verkürzen, um nur viel zu denken zu geben und[5] es scheine, daß er noch mehr gedacht habe: Aufstutzungen kleiner juristischen Fälle und Phänomene unter Gerüste von großen Aussichten, Kontinuationen desselben Sujets, Bemerkungen, Zubereitungen u. s. w. Selbst seine Grundsätze sind wahr, fein, schön, aber nicht vollständig und einer unendlichen Mischung unterworfen. Es gibt demokratische Aristokratien und v. v.[6], Aristokratien und Demokratien

klarem Stile „Lobreden auf die Heiligen“, denen er in der 2. Auflage (Paris 1764) „Gedanken über die Beredsamkeit“ vorausschickte. — [1] François, Duc de La Rochefoucault, Prinz von Marsillac (1603—80), dessen oft, z. B. Paris 1822, wieder aufgelegte „Gedanken und Grundsätze“ aufs mannigfachste den einen Grundsatz beleuchten, die Eigenliebe sei der Beweggrund zu jeglicher menschlichen Handlungsweise. — [2] Äußeres. — [3] Vgl. S. 312, Anm. 6. — [4] Falschen Glanz. — [5] Kühn für: und daß es scheine. — [6] D. h. vice versa, umgekehrt (aristokratische

in verschiedner Stufe der Kultur diese, der Macht und des Ansehens jene, aristokratische Monarchien und monarchische Aristokratien, wie z. E. Rom, Florenz u. s. w. diese, jenes Schweden und Polen sind, und selbst diese, wie verschieden sind sie! und noch mehr können sie sein, nach Einrichtungen, Sitten, Kultur, Macht der Aristokraten und des Monarchs. Monarchischer Despotism, da dieser durch jenen nur gemildert wird, wie unter Ludwig XIV. und Richelieu in Frankreich, und despotische Monarchie, wie in Preußen und mit schwächern Zügen in Dännemark. Aristokratischer Despotism wie in Rußland, demokratischer wie in der Türkei. Demokratisch-aristokratische Monarchie wie in Schweden, monarchische aristokratische Demokratie wie in England, u. s. w.; wer kann alle kleinere Republiken und Staatsverfassungen durchgehen? in allen Zeiten? Ländern, Veränderungen? das einzige Rom, wie viel hat's gehabt? wenn war es sich gleich? Nie! Welch ein feines Werk ist da noch aus Montesquieu (Geist der Gesetze) über Montesquieu (Geist der Römer) zu schreiben, was er[1] und Mably[2] nicht geschrieben! — Wie muß er also verstanden, vermehrt, ausgefüllt, recht angewandt werden! Wie schwer ist das letzte insonderheit? das zeigt das größeste Beispiel, die Gesetzgebung Rußlands! Wie groß für Montesquieu, wenn er so geschrieben hätte, um nach seinem Tode ein Gesetzgeber des größesten Reichs der Welt sein zu können! Jetzt ist er's, der Ehre nach! aber ob auch der Würde, dem würklichen Nutzen nach? Das weiß ich nicht.

Die Monarchin Rußlands setzt eine Triebfeder zum Grunde, die ihre Sprache, Nation und Reich nicht hat: Ehre. Man lese Montesquieu über diesen Punkt, und Zug für Zug ist die russische Nation und Verfassung das Gegenbild; man lese ihn über Despotism und Crainte[3], und Zug für Zug sind beide da. Nun höre man ihn selbst, ob beide zu einer Zeit da sein können.

Die Ehre will, daß man sich von Mitbürgern unterscheide,

Demokratien). — [1] „Geist der Gesetze", Buch 3, Kap. 8—11; Buch 5, Kap. 14. — [2] Vgl. S. 327, Anm. 4. — [3] Furcht.

schöne, große, außerordentliche Handlungen thue; ein Russe kann nicht diese Triebfeder haben, denn er hat keine Mitbürger, er hat für Bürger kein Wort in seiner Sprache. Der junge Russe von Stande sieht an Bürgern nichts als Knechte, wovon ich selbst ein redendes Beispiel gekannt habe; der junge Russe ohne Stand sieht nichts als Pfiffe, wodurch er sich heben kann. Diese Pfiffe sind nicht Geist der Nation, weil sie Größe des Geistes sind, sondern weil sie Vorteile bringen; so hebt sich der Große, wenn er glücklich rebelliert, und der Arme, weil er dadurch reich wird. Beide wagen, als Sklaven, ein Letztes! unglücklich oder glücklich! Furcht oder Hoffnung! — ganz also das Gegenteil der Ehre! Ist's honett, ein betrügerischer Kaufmann, ein Schmeichler, ein Rebell, ein Königsmörder zu sein? der Russe ist alles durch Natur!

Die Ehre will, daß man nicht niedrig schmeichle; der Russe ist nie andres als niedrig in seiner Schmeichelei, damit er groß gegen andre sei, d. i. er ist Sklave, um Despot zu werden. Die Ehre will, daß man die Wahrheit spreche, wenn es Honnêteté gebeut; der Russe sagt sie denn am wenigsten, und wenn es auch nur der geringste Vorteil wollte. Die Politesse der Russen ist grob despotisch, z. E. im Saufen, Küssen u. s. w., hat grobe Ehre oder ist grobe Gewohnheit oder endlich Betrügerei. Kein Russe ist fein, um zu zeigen, daß er nicht grob und niedrig ist; denn sonst würde er's immer sein, auch gegen Bediente, Untere u. s. w., sondern gegen die ist er eben Despot. Solche Sitten haben sich z. E. dem Rate in Riga selbst eingeflößt, und der dicke B.[1] ist ein Muster russischer Politesse; sein Anhängling hat wahrere französische, um ihr selbst willen, daß er doch nicht B. sei.

Diese Triebfeder ist also nicht bloß nicht; die sklavische Furcht, ihr Gegenteil, ist um so mehr würksam. Wie kann jene nun zur Triebfeder genommen werden? Damit sich der Hof betrüge! damit das Gesetzbuch nie gehalten werde! damit eine völlige Verwilderung einbreche! der Furcht und ihren greulichen Unternehmungen wird nicht zuvorgekommen, sie nicht eingehalten, sie

[1] Der Rats-Obersekretär Anton Belmerincq.

nicht gelenkt; die Gesetze sind zu gelinde! Von der andern Seite werden Gesetze keine Ehre einflößen, diese also nicht würksam machen; der Staat hat also keine Triebfeder; er wird despotische Aristokratie oder wenigstens demokratischer aristokratischer Despotism bleiben und sich in eine große Umwälzung hineinrollen, sobald das Gesetzbuch und nicht die Person eines Prinzen regiert. Diese regiert jetzt; wird sie aber immer regieren?

Die Monarchin will, um ihre Nation nicht zu schmälern, den Despotism verkennen in der Triebfeder; vielleicht verkennet sie ihn auch im Effekt; denn wie und welche Art und woher sie regiert, ist sie keine Despotin und kann es auch nicht sein. Aber sieht sie denn keine Despoten ihrer selbst? sieht sie keinen Senat, Großen u. s. w., denen sie sich bequemen muß? Und was ist nun ärger als ein aristokratischer Despotism? . . Sie sieht nichts als aristokratische Republik im Senate; sie ehrt ihn mit dem Namen eines Depots der Gesetze u. s. w.; sie nimmt Regeln aus einer Republik her, um sie auf ihn zu passen. Große Kaiserin! wie unrecht genommen! — — Diese Herren, stellen sie das Reich vor? sind sie aus dem ganzen Adel des Landes genommen? durch rechte Wege hineingekommen? sind sie die Gewährleute der Gesetze, da Rußland keine Gesetze hat? haben sie die gehörige Macht, zu widersprechen? die gehörige Triebfeder, fürs Reich zu reden? was ist ihr Reich? ihre Unterthanen? die sind Sklaven. Dein Reich! Große Kaiserin! Nein! ihr Palais, Güter, Luxus, Bedürfnisse, Parthen[1], die sie durch Geschenke gewonnen, das ist ihr Reich, dem sie dienen! für das sie alles thun werden — für welches sie Pöbel für dir sind, um Despoten über dich und das Reich zu sein; welche Republik! welch eine Zerstreuung! — und nun, wo ist Montesquieu an seiner Stelle? — Ein zweiter Montesquieu, um ihn anzuwenden!

Die Normandie — o Land, was bist du gewesen? Wo ist dein Geist der Galanterie und des Heldentums, der Gesetze und der Erziehung, wo ist er? und wie groß war er? was hat er nicht in Europa ausgerichtet? in Frankreich, in England, in

[1] Wohl = Anteile.

Neapel, in Sizilien, in Italien, in Asien durch die Kreuzzüge, in Cypern, in der Welt? Eine Geschichte von ihm wäre mehr als eine Geschichte des französischen Patriotismus: sie enthielte zugleich einen großen Teil des Ritter- und Riesengeschmacks, mithin der französischen, englischen und italienischen Litteratur. Und wohin ist dieser Geist verflossen? Er hat sich im Fluß der Zeiten verdünnet, er ist in Orden und Zerimonien, in Kreuzzüge und Wanderungen verflossen, er ist nicht mehr. Indessen waren's doch noch meistens aus der Normandie, die die berühmtesten Schriftsteller Frankreichs gewesen: Marot[1], Malherbe[2], Sarrazin[3], Segrais von Caën[4], Scudéry von Havre[5], die Corneillen, Brebeuf[6], Fontenelle[7] von Rouen, Benserade[8] dabei und der Kardinal Perron aus Niedernormandie.[9] Einer in den Ana[10] zerbricht sich darüber den Kopf, wie dies mit dem Phlegma der Provinz zu reimen sei; ich hätte Lust, hievon zu abstrahieren und die zweite Wiederauflebung ihres Geistes hier zu suchen.

In Frankreich: alles spricht hier französisch, sogar Piloten und Kinder. Man legt die letzte Frage einem deutschen Bedienten in den Mund, und es wird Buffonnerie. Wieviel Sachen aber sind nicht von den Alten, die wir so untersuchen, daß uns nur

---

[1] Jean Marot (1463—1523), ein zu seiner Zeit angesehener Dichter in Cahors (Guyenne). — [2] François de Malherbe (1556—1628), bedeutender lyrischer Dichter und Begründer eines regelrechten Versbaues sowie der Herrschaft des Alexandriners. — [3] Jean François Sarrazin (1603—54), aus Hermanville, nahe bei Caën, Geschichtschreiber und Verfasser zum Teil mutwillig ausgelassener Gedichte. — [4] Jean Regnault Segrais (1624—1701), Übersetzer Vergils und Verfasser feinsinniger, gehaltvoller Hirtengedichte. — [5] George de Scudéry (1601 bis 1667) schrieb das berühmte Heldengedicht „Alarien" und wurde durch seine Theaterstücke ein Vorläufer Corneilles. — [6] Guillaume de Brebeuf (1618—1661) übersetzte unter anderm die „Pharsalia" des römischen Dichters Lukan. — [7] Vgl. S. 243, Anm. 4. — [8] Isaac de Benserade (1612—91), aus dem Städtchen Lions in der obern Normandie, war unter Richelieu und noch mehr unter Mazarin am französischen Hofe durch seine Ballett-Texte voller Beziehungen auf Zeitgenossen beliebt. Sein Sonett „de Job" wurde für den Prinzen Conti ebenso ein Parteigedicht wie das „d'Uranie" von Voiture, dem Angebeteten des Hôtel de Rambouillet, für Contis Schwester, Frau von Longueville. — [9] Jacques Davy de Perron (1556—1618), aus einem alten kalvinistischen Hause der Niedernormandie stammend, aber im Kanton Bern geboren, wurde später katholisch, trat in den geistlichen Stand und ward in Ämtern und Schriften der eifrigste Verfechter der kirchlich-päpstlichen Forderungen. — [10] Vgl. S. 367, Anm. 7.

immer ein Bedienter diese Frage zurufen sollte. So wenn wir die griechische Sprache im Homer untersuchen; diese Sprache, muß man alsdenn denken, sprachen alle Kinder, verstanden alle Leute, Poeten und Narren sangen sie auf den Gassen. Das waren Götter des Volks und des Pöbels! Geschichte und Heldenthaten des Volks und der Kinder! Accente und Silbenmaße des Volks und der Nation! So muß man sie lesen, hören, singen, als ob man sie in Griechenland hörte, als ob man ein Grieche wäre! — — Was das für Unterschied gibt zwischen einer lebendigen und toten Sprache, das weiß ich. Diese lieset man mit den Augen, man sieht sie, man hört sie nicht, man spricht sie nicht aus, man kann sie oft nicht aussprechen, wenn man sie gleich verstehet. So entbehrt man allen lebendigen Klang, und bei einem Poeten, bei einem griechischen Poeten allen lebendigen Wohlklang, alles Malende im Ton der Wörter, alle Macht des Silbenmaßes, des Schalls, der Annehmlichkeit. So wenig ich alle Süßigkeiten in Voltaires Silbenmaßen fühlen kann, so wie ich's immer mehr lernen muß, sie in ihm und Gresset[1] und Racine zu fühlen, tausendmal mehr mit der lebendigen, tönenden, im Leben abgezognen, lebendig gesungnen griechischen Sprache. Welche Zauberei gehört dazu, sie zu singen, nicht zu deklamieren, sondern zu singen, zu hören, wie sie Jo bei Plato[2] sang und hört' und fühlte, und wer kann das? — Wie viel Bemerkungen Clarks[3], Ernesti[4] fallen da nicht weg! werden unleserlich! unausstehlich! In Holland will ich Homeren so lesen und den dürftigen zweiten Teil meiner „Kritischen Wälder" damit voll füllen![5] —

Zweitens fällt mit der toten Sprache aller lebendige

---

[1] Vgl. S. 369, Anm. 1. — [2] Vgl. zu S. 42, Z. 16 mit Anmerkung 5 noch ein Stück weitere Anführung aus dem „Jo" in SWS, Bd. 1, S. 324: „Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen und brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges und heiliges Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt wird." — [3] Mit Bezug auf Samuel Clarkes (vgl. S. 317, Anm. 2) Homerausgabe. — [4] Ernesti (vgl. S. 121, Anm. 1) gab besonders griechische Dichter, darunter den Homer, mit Anmerkungen heraus. — [5] Vgl. S. 16* und 20*.

Accent weg, die Flick- und Bindewörter, auf die sich die Rede stützt, wenn es auch nur ein eh bien! ma foi! u. s. w. sein sollte, aber so hörbar ist, um Leben oder nichts zu geben. So sind im Französischen das n'allez pas ꝛc. das je m'en vais ꝛc. und tausend andre Ausdrücke, und viele Phrases, Bindewörter u. s. w. müssen's im Griechischen sein. Hier ist Clarke sehr zu brauchen, und für mich zu wünschen, daß ich einen gebornen Griechen fände oder selbst nach Griechenland käme, auch nur, wie es jetzt ist, um diesen lebendigen Ton des Sinnes, den Accent des Ausdrucks u. s. w. zu hören, um Nationalgriechisch sprechen zu können. Wieviel tausend kleine Unterschiede gibt's da nicht, bei Konstruktionen, temporibus, Partikeln, Aussprache, die man bloß durch die lebendige Rede hört. Die Franzosen z. E. scheinen mit ganz andern und höhern Organen zu reden als wir; unsre scheinen tiefer im Munde und Rachen zu liegen; so Holländer, Engländer; jene höher, öffnen mehr den Mund; insonderheit wird das beim Singen merklich. Daher auch mit je höhern Organen man spricht, man musikalischer wird und sich dem Gesange nähert; s. Rousseaus Wörterbuch[1] unter Accent, Schall, Ton, Stimme u. s. w. Die Deutschen singen also wenig oder gar nicht, der Franzose mehr, der Italiener seiner Sprache und Organen nach noch mehr, der Grieche noch mehr und sang. Das gehört zu haben, so sprechen zu können, so die Sprache in allen Accenten der Leidenschaft kennen, das heißt Griechisch können. O könnte ich Homer so wie Klopstock lesen! Skandiere ich nicht, welch andrer Poet! Weiß ich für die Leidenschaft und Natur ihn zu skandieren — was höre ich da nicht mehr! Welche Verstärkung, Stillstand, Schwäche, Zitterung u. s. w.! O sänge mir Homer, Pindar und Sophokles vor!

Drittens endlich; der Sinn und Inhalt der Rede: Lieblingsausdrücke und Bezeichnungen der Nation, Lieblingswendung und Eigenheit in der Denkart — Gott! welcher Unterscheid! Wie hier der Franzose das Jolie[2] liebt, immer vom Amusanten

[1] Rousseaus „Dictionnaire de Musique" (Paris 1767, 2 Bde.). — [2] Franz. joli mit deutscher Neutral-Endung.

spricht, von Honnêteté, die bei ihm ganz was anders ist; was hatte da der Geist der griechischen und lateinischen Sprache? Nicht, was das Wort heißen kann, nach ein paar Wörterbüchern, sondern nach dem Sinn des lebenden Volks, hier, jetzt und mit Eigensinn heißet? So muß Thersit charakterisiert werden und alle Charaktere und Homer und alles! Welch ein Feld zu lernen, den Geist der griechischen Sprache zu lernen! nach Zeitaltern und Schriftstellern! Da muß man aber in der Erziehung ein Montagne und Shaftesbury gewesen sein und lebendig Griechisch können, oder kann nichts! Welche große Sache, wenn ein Professor der griechischen und lateinischen Sprache diese so kann! nicht durch Wörterbücher und Grammatik, sondern durch ein feines innerliches Gefühl, was uns unsre Ammen besser beibringen als unsre gelehrte Aristarche[1]! Dies feine Gefühl am Sinn der Worte, der Redarten, der Konstruktion, des Klanges, haben es im Lateinischen Geßner und Ernesti[2]? hat es Klotz[3] gehabt? kann er Geßner und Christ[4] und Crusius[5] beurteilen? Wie beurteilt er sie und Reiske[6] und Sannazar insonderheit und Vida[7] und andre? Hier muß man sich aus den alten Lateinern und aus den neuen Italienern und aus den Favoritsprüchen in ana[8] bilden und ja gewisse Jahre und Fertigkeiten und am meisten lebendige Eindrücke nicht versäumen. Hat Ruhnke[9] dies Gefühl im Griechischen? Herel[10] im Griechischen? Heine[11] nicht im Lateinischen! das wäre Weg, ihn zu loben (im zweiten Teil der „Kritischen Wälder"). Hat's Klotz in Absicht auf Horaz? Hat's Algarotti[12]

[1] Aristarch von Samothrake (um 150 v. Chr.) war ein berühmter griechischer Grammatiker in Alexandrien und Herausgeber Homers. — [2] Vgl. S. 121, Anm. 1, und S. 377, Z. 23. — [3] Vgl. S. 16* und S. 201. — [4] Von Christ (vgl. S. 143, Anm. 1) besaß Herder z. B. die „Noctes Academicae". — [5] Martin Crusius (1526—1607), Professor in Tübingen und einer der ersten Lehrer des Griechischen in Deutschland, gab „Turco-Graeciae libri VIII" (Basel 1584) und „Germano-Graeciae libri VI" (ebenda 1585) heraus. — [6] Johann Jakob Reiske (1716 bis 1774), einer der bedeutendsten Gräzisten und Orientalisten seiner Zeit. — [7] Vgl. S. 346, Anm. 1 und 2. — [8] Wahl-, Lieblingssprüchen; vgl. S. 367, Anm. 7. — [9] David Ruhnken (1723—98), berühmter Philolog zu Leiden, den Herder Anfang 1770 flüchtig kennen lernte (vgl. S. 20*). — [10] Johann Friedrich Herel (1745—1800). Professor in Erfurt, schrieb 1767 „Satirae tres" und 1767 eine „Epistola critica ad J. G. Meuselium". — [11] Vgl. S. 220, Anm. 1. — [12] Algarotti (vgl. S. 165.

in Absicht auf diesen mehr? Wie sind in diesem Betracht die verschiednen Urteile verschiedner von einem Manne zu vereinigen? Siehe die Bibliothek der ana S. 84, 85 u. s. w. Hat Lambin[1], B.[2] — — und Ramler ein solch Gefühl von Horaz? Klotz von Tyrtäus, Weiße[3]?.. Dies ist auch der beste Weg, mich herauszuziehen, wo man mich der wörtlichen Schwäche im Griechischen und Lateinischen beschuldigt.[4] Hierdurch werden die „Kritischen Wälder" sich im ersten und zweiten Teil sehr heben, und das soll Holland thun! So will ich in Frankreich Französisch, in Holland Lateinisch und Griechisch, in England Englisch, in Italien Italienisch und Lateinisch und Griechisch lernen; ei, wo Hebräisch und Arabisch?.. Ja aber, daß ich nirgends die Frage vergesse: in Frankreich reden auch die Kinder französisch?

Von diesem Geist der Zeit hängen Sprachen wie Regierungen ab: die Sache wird bis zum Augenschein frappant, wenn man vergleicht. Derselbe Geist der monarchischen Sitten, den Montesquieu an seiner Person so augenscheinlich malt, herrscht auch in ihrer Sprache. Tugend, innere Stärke hat diese wenig, wie die Nation; man macht mit dem Kleinsten das Größeste, was man kann, wie eine Maschine durch ein Triebrad regiert wird. Nationalstärke, Eigenheit, die an ihrem Boden klebt, Originalität hat sie nicht so viel; aber das, was Ehre auch hier heißt, das Vorurteil jeder Person und jedes Buchs und jedes Worts ist Hauptsache. Ein gewisser Adel in Gedanken, eine gewisse Freiheit im Ausdruck, eine Politesse in der Manier der Worte und in der Wendung, das ist das Gepräge der französischen Sprache wie ihrer Sitten. Nicht das, was man andern

Anm. 2) hatte im „Journal étranger" einen Aufsatz über Horaz veröffentlicht. — [1] Denis Lambin (1520—72), französischer Philolog, von dessen Erläuterungen klassischer Schriftsteller der Kommentar zu Horaz am berühmtesten war. — [2] Richard Bentley (1662—1742), großer englischer Philolog, dessen Horazausgabe Herder besaß. — [3] Klotz (vgl. S. 16* und S. 201) hatte die Überbleibsel des Tyrtäus behandelt und 1767 herausgegeben, und Christian Felix Weiße (1726—1804), der bekannte Verfasser des „Kinderfreundes", hatte nach diesem Vorbilde seine „Amazonenlieder" (Leipz. 1760 und wieder 1762 mit „Kriegsliedern des Tyrtäus" im Anhange) gedichtet. — [4] Vgl. S. 16* und S. 20*.

lehrt, ist Hauptmine, sondern das, was man selbst weiß und lehren kann; was man sich selbst schuldig ist, und das weiß keiner vortrefflicher als Voltaire und Rousseau, so sehr es der letzte auch verleugnet, und so greulich verschieden sie es auch sind. Sie sind's doch, der erste eitel und frech auf sich, der andre stolz und hochmütig auf sich, aber beide suchen nichts so sehr als das Unterscheidende. Nur jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und verficht sich bloß durch Witz; dieser durch seine unausstehliche, immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie. So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner Gedanken gelegen ist, sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuen, Frappanten. Wo er dies finden kann, ist er Sophist und Verteidiger; und daher haben die Franzosen auch so wenig Philosophen, Politiker und Geschichtschreiber; denn diesen drei Leuten muß es bloß an Wahrheit gelegen sein. Was aber opfert nun nicht Voltaire einem Einfall, Rousseau einer Neuigkeit und Marmontel[1] einer Wendung auf!

Die Galanterie ist daher so fein ausgebildet unter diesem Volk als nirgends sonst. Immer bemüht, nicht Wahrheit der Empfindung und Zärtlichkeit zu schildern, sondern schöne Seite derselben, Art, sich auszudrücken, Fähigkeit, erobern zu können, ist die Galanterie der französischen Romane und die Koketterie des französischen Stils entstanden, der immer zeigen will, daß er zu leben und zu erobern weiß. Daher die Feinheit der Wendungen, wenn sie auch nichts sind, damit man nur zeige, daß man sie machen könne. Daher die Komplimente, wenn sie nur nicht niedrig sind, daher also aus dem ersten die Crébillons, aus dem zweiten die Fontenelle, aus dem dritten die Bossuets und Flechier, die Prologen[2] und die Journalisten. Hätte Fontenelle die Gaben auf den Inhalt gewandt, die er jetzt auf Wendungen

[1] Vgl. S. 276, Anm. 5. — [2] Von Herder frei gebraucht für den einführenden Erläuterer einer Dichtung, den conferencier von heute, oder für den Verfasser von Prologen, wie es z. B. Molière mit dem Prologue zwischen Mercure und La Nuit vor seinem „Amphitryon" oder Paul Pelisson (1624—90) für Molières „Fâcheux" war.

und die Oberfläche der Wissenschaften wendet, welch ein großer Mann wäre er geworden, in einer Klasse, da jetzt als Sekretär aller Klassen[1] keiner über ihn ist unter denen, die vor ihm gewesen und nach ihm kommen werden. So die Komplimenten der Journalisten; keine Nation kann besser, feiner, genauer, reicher schildern als diese; nur immer wird diese Schilderung mehr zeigen, daß sie schildern können, daß sie Erziehung haben, daß sie nicht grob wie Deutsche sind, als die Sprache des Sturms der Wahrheit und Empfindung sein. Die Galanterie ist nichts weniger als die Sprache des Affekts und der Zärtlichkeit, aber des Umgangs, und ein Kennzeichen, daß man die Welt kenne.

So auch der Tadel; er ist immer die Sprache, die da zeigt, daß man auch zu tadeln hardi[2] und frei und klug gnug sei; nicht die Sprache, daß der Tadel unentbehrlich, nützlich, notwendig, gut, gründlich sei. Das ist Wahrheit des Pöbels, der sie bloß aus Simplizität um ihr selbst willen sagt. — — So auch der Wohlstand: er ist Hauptsache der Manier. Man will gefallen; dazu ist der große Überfluß der Sprache an Wohlstands-, Höflichkeits-, Umgangsausdrücken, an Bezeichnungen fürs Gefällige, die immer das erste sind, Bezeichnungen für das, was sich unterscheidet, an Egards[3], ohne sich was zu vergeben, u. s. w. Diese Hofmiene hat die Sprache von innen und außen gebildet und ihr Politur gegeben. Geschmack ist Hauptsache und tausendmal mehr als Genie, dies ist verbannt oder wird verspottet oder für dem Geschmack verkleinert. Der beständige Überfluß von vielen Schriften und Vergnügen macht nichts als Veränderung zur Haupttugend; man ist der Wahrheit müde, man will was Neues, und so muß endlich der barockste Geschmack herhalten, um was Neues zu verschaffen. Dies Neue, das Gefällige, das Amüsante ist Hauptton. Auch als Schriftsteller, auch in der ganzen Sprache ist der honnet homme der Hauptmann. Tausend Ausdrücke hierüber, die auch im Munde des Pöbels sind, geben der Sprache ein Feines und Kultiviertes, was andre nicht haben.

[1] Vgl. S. 343, Anm. 4. — [2] Kühn. — [3] Rücksichten, Achtungsbezeigungen.

Jeder wird von seiner Ehre, von Honnêteté u. s. w. sprechen und sich hierüber so wohl und oft so fein, so delikat ausdrücken, daß man sich wundert. Hierin ist sie Muster, und es wäre eine vortreffliche Sache, vom Geist, vom Wohlstande, von der Ehre, von der Höflichkeit der französischen Sprache und ihrer Kultur zu schreiben.

Aber nun umgekehrt: wo ist Genie? Wahrheit? Stärke? Tugend? Die Philosophie der Franzosen, die in der Sprache liegt, ihr Reichtum an Abstraktionen ist gelernt; also nur dunkel bestimmt, also über und unter angewandt, also keine Philosophie mehr! Man schreibt also auch immer nur beinahe wahr; man müßte auf jeden Ausdruck, Begriff, Bezeichnung acht geben, sie erst immer selbst erfinden, und sie ist schon erfunden; man hat sie gelernt, weiß sie praeter propter, braucht sie also, wie sie andre verstehen und ungefähr brauchen, schreibt also nie sparsam, genau, völlig wahr. Die Philosophie der französischen Sprache hindert also die Philosophie der Gedanken. — — Welche Mühe hat sich hierüber Montesquieu gegeben, wie muß er oft bestimmen, sich immer an einem Wort festhalten, es oft neu schaffen, um es zu sichern! wie muß er kurz, trocken, abgeschnitten, sparsam schreiben, um völlig wahr zu sein! Und doch ist er's nicht immer, und das seiner Sprache halben! doch ist er nicht genau, oft seiner Sprache halben! und den Franzosen unleserlich, kurz und freilich, da man immer ins Extrem fällt, zu abgekürzt! Helvetius[1] und Rousseau bestätigen noch mehr, was ich sage, jeder auf seine Art. Hieraus werde beurteilt, ob die französische Sprache philosophische sei. Ja, sie kann's sein, nur Franzosen müßten sie nicht schreiben! nicht sie für Franzosen schreiben! sie als tote metaphysische Sprache schreiben! Und da nehme man doch ja lieber gerade statt dieser barbarischen, die es damit würde, eine andre noch mehr barbarische, die nicht Franzosen erfunden, die sich nicht wie die französische verändert, die tot, metaphysisch, bestimmt ist,

[1] Vgl. S. 364, Anm. 5.

die lateinische. — — Aber freilich in Sachen lebendigen Umgangs mit etwas Teinture[1] der Philosophie keine besser als die französische. Sie hat einen Reichtum an feinen und delikaten[2] Abstraktionen zu Substantiven, eine große Menge Adjektiven zur Bezeichnung, insonderheit Dinge des Geschmacks, eine Einförmigkeit in Konstruktionen, die Zweideutigkeiten verhütet, eine mehrere Kürze von verbis als die deutsche; sie ist zur lebendigen Philosophie die beste.

Insonderheit in Sachen des Geschmacks! Großer Gott! welche Menge, Reichtum, glücklicher Überfluß in Bezeichnungen, Charakterisierung der Schönheit und Fehler herrscht nicht in Clémentś[3] Nouvellen! Welch ein Überfluß von Hof- und galanter Sprache im „Angola“[4], im „Sopha“, in den feinen Romanen des Jahrhunderts! Selbst der Mangel hat hier Reichtum gegeben! Man macht Subst. aus Adject., man macht Bezeichnungen mit dem genitive: c'est d'un ꝛc., man formt neue Wörter, man biegt andre alte in einen neuen Sinn — was wäre hier für ein Wörterbuch und für eine Grammatik über den Geschmack in der französischen Sprache zu schreiben, wie das Komische z. E. bekannt ist, so hier das Ästhetische, das Feine, das Galante, das Artige, das Poli[5]! Ich wünsche und wäre es nicht wert, mich daran zu üben! Wer von dieser Seite die französische Sprache innehat, kennt sie aus dem Grunde, kennt sie als eine Kunst zu brillieren und in unsrer Welt zu gefallen, kennt sie als eine Logik der Lebensart. Insonderheit aber wollen die Wendungen derselben hier berechnet sein! Sie sind immer gedreht, sie sagen nie, was sie wollen; sie machen immer eine Beziehung von dem, der da spricht, auf den, dem man spricht; sie verschieben also immer die Hauptsache zur Nebensache, und die Relation wird Hauptsache, und ist das nicht Etikette des Umgangs? Mich dünkt, diese Quelle der Wendungen hat man noch nicht gnug in diesem Licht angesehen, und verdient's doch so sehr, philosophisch

[1] Färbung. — [2] Gewählten. — [3] Vgl. S. 345, Anm. 2. — [4] Wohl ein Werk ähnlich dem „Sopha“ (vgl. S. 289, Anm. 2). — [5] Der Schliff.

behandelt zu werden. Hier geht die französische Sprache von allen ältern ab, hier hat sie sich einen ganz neuen Weg gebahnet, hier ist sie andern und der deutschen Sprache so sehr Vorbild geworden, hier und hier allein ist sie Originalsprache von Europa. Die Alten kannten dies Ding der galanten Verschiebungen nicht; wie oft ist Montesquieu in Verlegenheit, wenn er seinen Perser[1] französische Wendungen machen läßt oder ihn orientalisch will reden lassen und also diesen Wendungen entsagen muß. Und doch ist Montesquieu noch so edel, so simpel, so einfach in seinem Ausdruck, daß er in seinen Briefen z. E. oft wie ein Winckelmann spricht, und in seinen Sachen, die ausgearbeitet sind, und wo er nicht drechselt, noch mehr. Und doch ist Montesquieu der vielleicht, der unter allen Franzosen am meisten von seinen Freunden, den Römern und Orientaliern, gelernt hat! Wie viel verliert man, daß sein Arsaces[2] nicht erscheint! wie würde er da auch über die eheliche Liebe morgenländisch denken und französisch sprechen! Nun nehme man aber andre, die die französische Sprache haben orientalisieren wollen, um den Unterschied zu sehen! Wo bleibt da das morgenländische Wiederholen des Chors? Es wird in französische Wendung umgegossen. Hier will ich noch die „Lettres Turques" von Saintfoix[3] lesen und überhaupt sehen, wie dieser delikate Geist den Orientalismus behandelt! Alsdenn die „Peruvianerin"[4] mit ihrer französischen Liebesmetaphysik! Alsdenn den guten Terrasson[5] in seinem „Sethos"!

---

[1] In den „Lettres Persanes". — [2] Die schon 1754 fertig geworbene orientalische Geschichte „Arsaces et Ismie" erschien erst nach Montesquieus Tode, und zwar, wie der Verfasser am 15. Dezember 1754 an Abbé Guasco schrieb, weil er befürchtete, „dieser Triumph der ehelichen Liebe des Orients könnte der französischen Sitte zu sehr zuwiderlaufen". — [3] Germain François Poullin de Saintfoix (1703 bis 1776), ein Edelmann aus der Bretagne, schrieb pikant und satirisch, aber nicht so geistvoll wie Montesquieu, „Türkische Briefe" (in den Werken, Paris 1778) und (in Herders Besitz befindliche) „Essais historiques sur Paris", gesammelt in 7 Bänden (ebenda). — [4] Françoise d'Issembourg d'Happoncourt de Grafigny (1694—1758) gab „Lettres d'une Peruvienne" (Paris 1747) heraus, die geistvolle, wahre Ausführungen über die Liebe neben metaphysisch kalten Erörterungen über das Wesen dieser Leidenschaft enthalten. — [5] Jean Terrasson (1670—1750), ein ziemlich naiver und stoisch genügsamer Abbé, in dessen moralisch-naturwissenschaftlichem Bildungsroman „Sethos" besonders die Charakteristik dieser ägyptischen

Ramsay[1] in seinem „Cyrus“, und hier wäre die Parallele schön, wie Xenophon den Perser gräzisieret und Ramsay ihn französieret, oder nicht! Alsdenn ein Blick über die türkischen Spione, sinesischen und jüdischen, irokesischen und barbarischen Briefe[2], über die französischen Heroiden aus Orient[3] her, über die orientalischen Erzählungen in den englischen Wochenblättern, in Wieland, in Sonnenfels[4], in Bodmer[5] — — um aus allem Verschiedenheit des Genius der Sprache zu sehen. — — Die griechische Sprache hat ebensowenig von diesen Wendungen des bloßen Wohlstandes gewußt, wie es ihre Sprache der Liebe, des Umganges, des Affekts, der Briefe, der Reden zeigt. Daher der jämmerliche Unterschied, wenn Euripid und Racine seine griechischen Liebhaber, wenn Corneille und Sophokles seine Helden sprechen läßt — bei den Griechen ist alles Sinn, bei dem Franzosen alles loser, gewandter Ausdruck. Voltaire hat recht, daß es schwer sei, griechische und lateinische Verse französisch zu machen, und daß Corneille dabei viel Kunst bewiesen. Viel Kunst freilich; Voltaire hat wahr, daß aus einem meist zwei werden, weil Wendung und Endreim in der französischen Sprache gegeben sind und vorgestochen daliegen. Aber wehe der Sprache, die so was gibt und vorzeichnet! das sind nicht olympische Schranken! Hier öffnet sich überhaupt die große Frage, ob bei dieser Bildung des französischen Stelzenausdrucks in der Tragödie nicht viel an Corneille gelegen!

Königin im ersten Bande berühmt war. — [1] André Michel de Ramsay (1686—1743) schrieb nach dem Muster Bossuets und Fénelons „Les voyages de Cyrus“ (Paris 1730). Vom Athener Xenophon (440 bis 355 n. Chr.) haben wir eine romanhafte „Erziehung des Cyrus“. — [2] Z. B. „Lettres Juives“ vom Jahre 1736 (6 Bände), in Herders Bibliothek; oder „Lettres Atheniennes“ vom jüngeren Crébillon (vgl. S. 289, Anm. 2). — [3] Unter Rousseaus Werken ist „Der Levit von Ephraim“; des jüngeren Crébillon „Sopha“ enthält das Porträt einer Zulika; der ältere schrieb ein Drama „Rhadamiste“; besonders zahlreich sind orientalische Stoffe bei Voltaire, neben den Dramen „Mahomet“, „Zaire“, „Zulime“, „Semiramis“, „l'Orphelin de la Chine“ die Romane „Zadig“, „Memnon“, „Candide“, „Prinzesse de Babylon“. Noch früher, unter spanischem Einfluß, schrieb schon Madeleine de Scudéry (1607—1701) eine „Artamène ou le Grand Cyrus“, einen „Ibrahim ou l'illustre Bassa“ und „Almahide ou l'Esclave Reine“. — [4] Joseph von Sonnenfels (1733—1817) gab in Wien drei Wochenschriften heraus: „Der Mann ohne Vorurteil“, 1765 und 1769, „Theresia und Eleonore“, 1767 und 1769, und „Das weibliche Orakel“, 1767. — [5] Vgl. S. 85, Anm. 3.

an seiner schweren Art, sich auszudrücken! an dem Geschmack, den er vor sich fand! an der gewandten Ritter- und Höflichkeitssprache, die man liebte, der er aus dem Spanischen folgte! die ganz Europa angesteckt hatte! Und denn, Corneille war ein Normann, so wie die Scudéry, so wie Brebeuf, so wie Benserade, so wie Fontenelle! und haben alle mit ihrem normännischen Romangeist im Ausdruck nicht ebensoviel und mehr zum Verfall des guten simpeln Geschmacks beigetragen, als man's von den Seneca und Persius und Lukans[1] aus Spanien abmißt! Seneca und Corneille, Lucan und Brebeuf, der Philosoph Seneca und Fontenelle, wie gut passen sich die nicht überhaupt! Vom Fontenelle zeigt's die Vorrede vor dem „Esprit de Fontenelle"[2], von Corneille hat's Voltaire in einigen Remarquen gezeigt und wäre über ihn ausführlicher zu zeigen. Von Brebeuf, Scudéry, Benserade, Marot ist alles bekannt! Von hier aus ein Weg über die Verschiedenheit des Ausdrucks in der griechischen und französischen Tragödie! und wie viel Corneille auf diese gewürkt! eine große und weder vom Elogisten Fontenelle noch vom Kommentator[3] Voltaire berührte Frage! Racine folgte dieser Sprache nach und hat sie zur künstlichsten Versifikation zugeschmiedet; und Belloi[4] und Marmontel[5], jener in der „Zelmire", dieser im „Dionys" und „Aristomen" u. s., wie übertreiben sie! Noch artiger wäre die Aufgabe von der Verschiedenheit des griechischen oder römischen und

[1] Annäus Seneca (54 v. Chr. bis 38 n. Chr.), Verfasser einer rhetorischen Schrift, und sein Sohn Lucius Annäus Seneca, der Erzieher Neros und Verfasser geistvoller philosophischer Werke und mehrerer Trauerspiele, stammten aus Corduba in Spanien, wo auch des letzteren Neffe Lukanus, der Dichter der „Pharsalia", geboren ist; der Satiriker Persius Flaccus stammt aus Volaterrä in Etrurien. — [2] Ein Auszug der Hauptgedanken Fontenelles (vgl. S. 343, Anm. 4). Vgl. Herder (SWS, Bd. 23, S. 235) selbst: „Von dieser Zeit an begann man in Frankreich aus jedem Hauptschriftsteller den Geist, esprit, herauszuziehen, und so bekam man eine ungeheure Anzahl getrennter scharfsinniger, witziger Gedanken. Von welchem berühmten Schriftsteller hätte Frankreich nicht einen esprit?" — [3] So genannt als Verfasser des „Commentaire historique sur les œuvres de l'auteur de la Henriade" (d. h. seine eigene), mit Beziehung auf die S. 367, Anm. 5 angeführten Schriften. — [4] Pierre Laurent Buyrette du Belloi (1727—75) häufte in seiner „Zelmire" die gewaltsamsten Situationen und grellsten Theatereffekte. — [5] Marmontels (vgl. S. 276, Anm. 5) „Tyrann Dionys" wurde 1748, sein „Aristomenes" 1749 aufgeführt.

französischen Wendungsausdrucks in Reden! Hier müßte man Übersetzungen vergleichen und Original gegen Original halten, Demosthen gegen Bossuet, Cicero gegen Fléchier, und urteilen! Daraus entscheiden sich die Inversionen der französischen Sprache, über die Batteux[1] und Cerceau[2] und Diderot[3] und Clément[4] so geteilt sind. Ohne Zweifel hat die französische Sprache viele, aber das sind Tours des Wohlstandes! nicht Inversionen für die Einbildungskraft! wie das Latein, wie das Griechische! Diese den Alten ganz unbekannte Sprache, sofern sie ans Decorum grenzt, würde den zweiten Teil der „Kritischen Wälder" sehr heben! und wäre völlig neu!

Woher ist aber dieser Geist des Wohlstandes bei den Franzosen entstanden? Aus dem Genie der Nation? die, wie Saintfoix[5] will, schon als Barden das schöne Geschlecht ehrten und schon zu Julius Cäsars Zeiten leichtsinnig und Tänzer waren? Alsdenn aus dem Feudalgeist der alten Franken! wo hier die Gesetze der Ehre und der Monarchie für Montesquieu sich herleiten, da hier die Gesetze der Ehre in der Sprache! Alsdenn aus dem spanisch-italienischen Geschmack, der vor dem Jahrhundert Ludwigs die Welt beherrschte! Alsdenn aus dem Hofgeschmack Ludwigs, der die Teniers aus seiner Stube hinwegroch[6], und bei dem vieles aus seinem jugendlichen Romangeist erklärt werden kann! Und endlich aus dem einmaligen Ton, in den sich die Nation gesetzt hat, und auf welchen sie andre Nationen besuchen, um ihre Höflichkeit zu sehen und zu lernen.

Mit diesem Geist des Wohlstandes geht aber den Franzosen

---

[1] Charles Batteux (1713—80) ist durch seinen „Cours des Belles Lettres" (Par. 1747, deutsch von Ramler, 1758) der Begründer der französischen Kunstphilosophie geworden. — [2] Jean Antoine Cerceau (1670—1730) verfaßte „Reflexions sur la Poésie française". — [3] Vgl. S. 61, Z. 7 ff., und S. 121, Anm. 2. Im „Ursprung der Sprache", Abschnitt 3, lautet Herders Anmerkung 2: „Diderot ist in seinem ganzen Briefe sur les sourds et muets kaum auf diese Hauptmaterie [wie nämlich Eindruck, Laut und Wort werde] gekommen, da er sich nur bei Inversion und andern Kleinigkeiten aufhält." — [4] Vgl. S. 345, Anm. 2. — [5] Vgl. S. 385, Anm. 3. — [6] Als man einst mit derben Genrebildern David Teniers des jüngeren (1610—90) ein Zimmer Ludwigs XIV. geschmückt hatte, befahl dieser, man solle ihm diese Paviane aus den Augen schaffen.

das meiste innre Gefühl weg! Sowie die Regelmäßigkeit ihrer Sprache aus Wohlstand immer verschoben ist, daß sie sich nie recht und geradezu ausdrückt, so macht auch überhaupt der Wohlstand Barriere für den Geist! Ihr vive le roi ist Wort, Ausdruck, den sie empfinden, wie sie alles empfinden, leicht, ohne Jugement, auf der Oberfläche, ohne Grund, und dabei sind sie glücklich — sie preisen ihn und dienen ihm und thun alles pour le roi, auch wenn sie aus der Schlacht laufen! Die Deutschen grübeln schon mehr, murren, wenn ihr König Invaliden die Erlassung gibt, und der König von Frankreich thut's immer; murren, wenn sie nicht aus dem Lande sollen, und die Franzosen machen sich eine Ehre draus, es nicht zu wollen! murren bei Auflagen und Verpachtungen, und in Frankreich ist alles verpachtet! Kurz, in Frankreich ist alles, selbst bis auf den Namen Ludwigs des Vielgeliebten Ehre des Patriotism, darüber man schreiben möchte: sie wissen nicht, was sie thun und warum sie es thun! So die Generosité des Franzosen! Sie ist Politesse, selten reelle, gründliche Freundschaft, Einlassung in die Situation des andern. So selbst ihr Vergnügen: Agrement, Zerstreuung, nicht innerliches Eindringen, und daher hat Yorik[1] recht, daß es eine zu ernsthafte Nation ist; ihre Gayeté ist Flüchtigkeit, nicht innerliche Freude. Ihr Lachen ist mit Wohlstand verbunden, daher wenig von dem süßen, beseligenden Lachen, das uns den Genuß der Natur zu fühlen gibt, sondern so, wie es Clément in seinem ersten Briefe bei Gelegenheit des „Méchants" von Gresset[2] und im letzten bei seinem „Der Teufel ist los" zeigt. Daher hat ihre Komödie so große Schranken und schildert nichts als Auftritte des bürgerlichen Lebens oder Komplimentenszenen oder Wohlstandsübungen. Worin sind die Franzosen glücklicher als

[1] Aus Paris schrieb Herder an Hartknoch (LB, Bd. 2, S. 89): „Sie können nicht glauben, wie oft Yorik [d. h. der in dieser Gestalt seines „Tristram Shandy" porträtierte Sterne, vgl. S. 312, Anm. 6, selbst] im ‚Shandy' und in seinen ‚Sentimentalträumen' [‚Empfindsame Reise'] der französischen Nation bis auf Herz und Busen gegriffen hat." Die hier angezogene Stelle ist „Tristram Shandy", Kapitel 116: „Der Teufel hole die Ernsthaftigkeit dieses Volkes!' sagte ich (bei Seite). Ironie verstehen sie nicht besser als dieser...!" — [2] Vgl. S. 369, Anmerkung.

in diesen? Im Abend nach der Mode, in Visiten, in Stellungen, um eine Gruppe zu machen, in Amanten[1] nach den Affenmienen des Wohlstandes. Aber den wahren Liebhaber? wer macht den mit dem Händedrücken und Affektieren? — den wahren Menschen im Auftritt? — das wird gemeiniglich coup de theâtre, wie z. E. in de la Chaussée[2], „Prejugé à la Mode", der beste, schönste Auftritt ein Theaterstreich wird. Das kann der Franzose nicht sehen, daß ein gerührter Ehemann wiederkehrt und zu Füßen fällt und die ganze Szene sich ordentlich entwickle, dazu muß Maske und Radebrechen in epigrammatischen Versen und ein bout rimé[3] nötig sein. Das wahre Lachen ist überdem aus der feinen neuen französischen Komödie so glücklich ausgestorben als der wahre Affekt von ihrem Trauerspiel. Alles wird Spiel, Schluchsen, Händeringen, Deklamieren, Szene, Bindung der Szenen u. s. w. Von diesem letzten und von dem, was Wahrscheinlichkeit des Orts, Zeit u. s. w. ist, haben sie ein Gefühl, von dem der Deutsche weniger, der Engländer nichts fühlt. Und es ist auch in der That nichts als Etikette des Theaters, woraus sie das Hauptwerk machen. Man lese alle Voltairische Abhandlungen über das Theater und in seinen Anmerkungen über Corneille gleich die erste Anmerkung vom Schweren und Wesentlichen des theatralischen Dichters, und man sollte schwören, den Zeremonienmeister, nicht den König des Theaters zu lesen. So wie bei aller französischen Anordnung der Häuser doch nicht in allem Bequemlichkeit herrscht, so wie sie bei ihren Gesellschaftszimmern ein andres ebenso nötiges vergessen, so wie sie bei ihrem Etikette sich Lasten aufgelegt haben, die sie nicht, aber andre fühlen, so auch bei ihrem Theater, Romanen und allem, was Szene des Wohlstandes heißt. Welche freiere Natur haben da die Engländer, nur auch freilich übertrieben! und was könnten wir Deutsche uns für eine schöne mittlere Laufbahn nehmen! Die Komödie vom

[1] Liebhaber. — [2] Pierre Claude Nivelle de la Chaussée (1692—1754), geistvoller Akademiker und Verfasser mehrerer Lustspiele, darunter des selbst nach französischen Urteilen frostigen und gezwungenen „Vorurteils nach der Mode". — [3] Gereimtes Schlußcouplet.

Italiener, die Tragödie vom Engländer, in beiden die französische Feile hintennach, welch ein neues Theater! Da wird keine Zelmire sich mit hundert Verbrämungen es zu sagen schämen, daß sie ihrem Vater die Brust gegeben! Da wird kein Ehemann sich schämen, sich mit seinem Weibe zu versöhnen! Da wird die opera comique nicht Lieder und petits airs[1] des Wohlstands lallen, sondern Szenen der Empfindung, Lieder der Empfindung haben! und wie viel hätte sie damit gewonnen — o was wäre hierüber zu sagen! — — —

Den 4/15. Juli stiegen wir in Painböf[2] an Land, und unser Wahrzeichen war ein altes Weib. Man gewöhnt sich an alles, sogar ans Schiff, und mein erster Eintritt in die Barke war nicht ohne kleinen Schauder, so bei Helsingör, so hier. Wie gut wäre es gewesen, mich bei Kopenhagen zu debarkieren! Ich erinnere mich noch der himmlischen Nächte, die ich vor Kopenhagen hatte[3], der schönen Tage, da wir die Jagdschlösser des Königs und seine Flotte vorbeizogen, der schönen Abende, da wir seine Gesundheit im letzten guten Rheinwein trunken[4]. Ich bin aber zu gut, um mich lenken zu lassen, und ich gab mein Wort, ohne daß ich selbst wollte, und ohne daß ich sagen kann, ein andrer habe mich dazu gezwungen. Der Geist Klopstocks[3] hatte nicht gnug Anziehung vor mich, um über die kleinen Hindernisse der Reise zu profitieren, und so ward mein ganzer Plan vereitelt. In Deutschland wäre kein Schritt für mich ohne den größesten Nutzen gewesen, und meine Beschäftigung wäre in ihrem vollen Feuer geblieben. Klopstock, wie sehr dachte ich ihn zu nutzen, um seinen Geist und sein Temperament kennen zu lernen, um mich mit ihm über sein Bild des Messias und seiner Zeit und seiner Religion überhaupt zu besprechen! um einen Funken von seinem Feuer zu bekommen! um seinen „Messias" noch einmal und von Angesicht zu Angesicht zu lesen, ihn lesen, ihn deklamieren zu hören und also auch nur von seinen Silbenmaßen

[1] Kleine Weisen, Liedchen. Vgl. „Volkslieder", Teil 2, Buch 1, Nr. 3 und 14. — [2] Einige Stunden von Nantes. — [3] Vgl. S. 17*. — [4] Ältere Mehrzahl zu: ich trank.

rechten Begriff zu erhalten! — — Resewitz[1]! über wieviel Punkte der Offenbarung hatte ich nicht zu reden, wo man nur mündlich offenherzig ist. Über die ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts. Über unsere Begriffe von den Patriarchen. Von Moses und seiner Religion. Von der Theopneustie und dem Zustande der jüdischen Kirche zu aller Zeit. Vom Charakter des Erlösers und der Apostel. Vom Glauben. Von den Sakramenten. Von der Bekehrung. Vom Gebet. Von der rechten Art zu sterben. Vom Tode und Auferstehung. Von einer andern Welt nach den Bildern der Christen — — welch ein Katechismus der Redlichkeit und mündlichen Offenherzigkeit! — — Alsdenn Cramer[2], und ihn predigen zu hören, ihnen meine Ideen von der geistlichen Beredsamkeit zu geben, vielleicht selbst zu predigen! — — Das Münzkabinett zu sehen und da Begriffe zu sammlen, die ich durchaus noch nicht habe! — — Gerstenberg[3] aufzusuchen, mit ihm die Barden und Skalder zu singen, ihn über seine Liebe und Tändeleien im „Hypochondristen", und wo es sei, zu umarmen, die „Briefe über die Merkwürdigkeiten ꝛc." mit ihm zu lesen, von Hamann, Störze[4], Klotz u. s. w. zu sprechen und Funken zu schlagen zu einem neuen Geist der Litteratur, der vom dänischen Ende Deutschlands anfange und das Land erquicke. Alsdenn da über die Skalden zu schreiben und nach Kiel hin ins Arabische[5] zu verschwinden. Das war meine erste Periode; werde ich sie in Frankreich erreichen?

Es ist freilich vortrefflich, die französische Sprache und Nation von ihr selbst aus zu kennen; aber wenn man schon wählen muß, wenn man nicht lange Zeit, nicht viel Geld zu reisen hat und am meisten noch nicht reisen gelernt hat, muß man da Frankreich wählen? Für die Kunst, für die Wissenschaft, was ist da zu sehen, wo alles in dem großen Paris versteckt liegt,

---

[1] Vgl. S. 312, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 35, Anm. 1. — [3] Vgl. S. 312, Anm. 4, und S. 17*. — [4] Helfrich Peter Sturz (1736—79), damals Legationsrat in Kopenhagen, Klopstock befreundet und Mitarbeiter an den „Schleswigschen Briefen" (vgl. S. 312, Anm. 4). — [5] Wohl nach Göttingen zu Michaelis (vgl. S. 31, Anmerkung) behufs Abschlusses der Arbeiten über das hebräische Altertum (vgl. S. 17*), die Herder auch in Nantes betrieb (SWS, Bd. 6, S. 120 ff.).

wo alles mit Luxus, Eitelkeit und französischem Nichts verbrämt ist? Wie viel große Leute gibt's denn, die für mich so merkwürdig sind? Etwa einen Wille[1], und wird der nicht vielleicht bloß Künstler sein? Einen Diderot, und hat der sich nicht vielleicht schon ausgelebt? Einen Buffon, Thomas, Duclos, d'Alembert, Marmontel — und sind die nicht gewiß in einen Hefen französischer Welt und Anstandes und Besuchs eingehüllet? Und wem kann ich mich denn mitteilen? Wem Interesse an mir einflößen? Gegen wen mir den Stempel des Ausdrucks geben, der nach der französischen Denkart allein den Menschen von Geschmack und von Geist ausmacht? Ton, Anstand, Geschwindigkeit, Wendung! siehe, dahin ist alles geflohen. Armer! wirst du dich mit deiner deutschen Denkart, die mit deiner Muttersprache so zusammengewachsen ist, mit deiner deutschen Langsamkeit dich nicht durch alle französische Litteratur nur durchbetteln müssen? Und in welche Kluft stürzest du dich alsdenn, von Beschämungen, Mißvergnügen, unaufgeräumten Stunden, verfehlten Visiten, müßigen Tagen? Wo wirst du einen Freund finden, der mit dir dies Land der Fremde für dich durchreise? Louvre und Luxembourg[2] auffuche, Tuileries und Gärten[3] durchpromeniere, dir Bibliotheken und Naturkabinette aufschließe, dich Künstler und Kunstwerke betrachten lehre? Wo wirst du ihn finden? und wird's ein Franzose oder ein Deutscher sein?

Ich habe A gesagt, ich muß auch B sagen: ich gehe nach Frankreich, eine Nacht vor Helsingör hat's entschieden. Ich überließ mich meiner Trägheit, meiner Schläfrigkeit, um zwei Tage zu verderben, da mir nichts leichter gewesen wäre, als von Helsingör nach Kopenhagen zu gehen; wir sind fortgesegelt; ich fand mich in der See; ich gehe nach Frankreich. Nun ist also die französische Sprache nach der Mundart der Nation, nach ihrem Ton und Nasenlaut, nach ihrem Geschmack und Schönheit und

[1] Vgl. S. 18*. — [2] Dieses Palais enthielt das Museum zeitgenössischer Künstler. — [3] Die Gärten von Versailles zogen ihn besonders an, und angesichts ihrer Bildsäulen prüfte er seine Gedanken über die Plastik.

Genie mein Hauptzweck — und da denke ich in vierzehn Tagen, wie mir mein Freund Berens Hoffnung gemacht hat, in den Ton zu kommen, und mit ihr, wie viel habe ich, insonderheit in Riga, gewonnen! Welche Schande, bei Landräten und Sekretären von Wind und von Geschmack kein Französisch zu sprechen! Welche Schande, eine Schweizer Französin und einen durchwandernden Franzosen, insonderheit wenn es ein Abbé wäre, nicht zu verstehen! Welcher Vorteil hingegen, mit jedem Narren nach seiner Narrheit zu reden! den Geschmack auch in der Sprache des Geschmacks hören zu lassen! Werke des Geschmacks in Poesie, Prose, Malerei, Baukunst, Verzierung auch in der Sprache des Geschmacks zu charakterisieren! Anekdoten von Paris zu wissen, wenigstens alles das kennen, wovon andre plaudern! — Ferner die französische Oper und Komödie zu studieren, zu schmecken! die französische Deklamation, Musik und Tanzkunst zu genießen! mir, wenn nicht neue Äste der Vergnügen, wenigstens neue Farben zu geben! Kupferstecher-, Maler- und Bildhauerkunst, wenn es möglich ist, unter der Aufsicht eines Wille zu studieren! Von allem, was zum Jahrhundert Frankreichs gehört, lebendige Begriffe zu haben, um z. E. einen Clement, einen de la Place[1], einen Freron[2] recht verstehen zu können! — Ferner die französischen Gelehrten kennen zu lernen, wäre es auch nur, wie sie aussehen, leben, sich ausdrucken, bei sich und in Gesellschaft sind! Auch sie nur kennen, bringt Leben in ihre Werke und, wenn nicht einen Stachel der Nacheiferung, so doch ein gutes Exempel, sich wie sie zu betragen. Das ist alsdenn ein Kursus der domestiken[3] Litteratur in Frankreich, der viel erklärt, an sich und im Kontrast von Deutschland, und viel aufschließt! — Endlich die französische Nation selbst, ihre Sitten, Natur, Wesen, Regierung, Zustand; was daraus auf ihre Kultur und Litteratur folge? was ihre Kultur eigentlich sei? die Geschichte derselben? ob sie verdiene,

[1] Pierre Antoine de la Place (1707—93), der lange in England gelebt und viel aus dem Englischen ins Französische übersetzt hatte, war damals Herausgeber des „Mercure de France". — [2] Vgl. S. 345, Anm. 1. — [3] Einheimischen, nationalen.

ein Vorbild Europens zu sein? es sein könne? was der Charakter der Franzosen dazu beigetragen? durch welche Wege sie das Volk von Honnêteté, Sitten, Lebensart und Amusements geworden sind? wie viel sie dabei Wesentlichers verlieren? und es andern Nationen durch die Mitteilung ihrer Narrheit rauben und geraubt hatten! — Ja endlich! sollte sich denn keiner finden, der mein Freund und mein Muster werde, als Mann von Welt, um seine Kenntnisse recht vorzutragen, in unsrer Welt geltend zu machen, als Mann von Adresse[1] und von Umgange, um auch in den Sachen, für die ich reise, es zu werden und das in meiner Zeit auszurichten, wozu ich da bin? Gütiges Schicksal, gib mir einen solchen, lehre mich ihn kennen! und gib mir Biegsamkeit, mich nach ihm zu bilden! Vor jetzt bin ich schon in Frankreich, ich muß es nutzen; denn gar ohne französische Sprache, Sitten, Anekdoten und Kenntnisse zurückzukommen, welche Schande!

In Painböf Begriffe von Frankreich holen, welche Schande! Und gibt's nicht Reisebeschreibungen, die sie so geholt haben — Smollet[2] z. E. und selbst große Reisebeschreibungen in den fünften Weltteil, die von den Küsten aus geurteilt haben?

Meine Reisegesellschaft von Painböf nach Nantes: es ist immer wahr, daß eine Niedrigkeit dem Dinge anklebt, von solchen Gesellschaften nach der Manier Teniers und Tristrams Gemälde nehmen wollen.

Ich verstand weder Pilot noch Wirtin noch alte Weiber mit alle meinem Französischen. So müßte ebenfalls ein Grieche daran sein, wenn er nach Griechenland käme. O Pedanten, leset Homer, als wenn er auf den Straßen sänge; leset Cicero, als wenn er vor dem Rate deklamierte!

Der erste Anblick von Nantes war Betäubung: ich sah überall, was ich nachher nie mehr sahe: eine Verzerrung ins Groteske ohngefähr; das ist der Schnitt meines Auges, und nicht auch meiner Denkart? Woher das? ein Freund, den ich über eben

[1] Gewandtheit. — [2] Tobias Smollet (1720—71), Verfasser englischer Reise- und Abenteuerromane.

diesen ersten Anblick fragte, stutzte und sagte, daß der seinige auch vast[1], aber vaste Regelmäßigkeit, eine große Schönheit gewesen wäre, die er nachher nie in der Vue à la Josse hätte finden können[2]. Entweder hat dieser kälter Geblüt oder, wenn ich so sagen darf, einen andern Zuschnitt der Sehart. Ist in der meinigen der erste Eintritt in die Welt der Empfindung etwa desgleichen gewesen? ein Schauder, statt ruhiges Gefühl des Vergnügens? Nach den Temperamenten derer, die dazu beitrugen, kann dies wohl sein, und so wäre das der erste Ton, die erste Stimmung der Seele, der erste Anstoß von Empfindung gewesen, die nur gar zu oft wiederkommt. Wenn ich in gewissen Augenblicken noch jetzt meinem Gefühl eine Neuigkeit und gleichsam Innigkeit gebe, was ist's anders als eine Art Schauder, der nicht eben Schauder der Wollust ist? Selbst die stärksten Triebe, die in der Menschheit liegen, fangen in mir so an, und gewiß, wenn ich in diesen Augenblicken zum Werk schritte, was könnte für eine frühere Empfindung dem neuen Wesen sich einpflanzen als eben dieselbe? Und breite ich nicht also eine unglückliche, verzogene Natur aus? oder ist's kein Unglück, diese zu haben? oder werden mir bei reiferen Jahren, in der Ehe, bei rechten sanften Schäferstunden andre Gefühle und Schwingungen bevorstehen? Was weiß ich? Indessen bleibt dies immer Bemerkung in mir, die sich auf alles erstreckt. Ein erstes Werk, ein erstes Buch, ein erstes System, eine erste Visite, ein erster Gedanke, ein erster Zuschnitt und Plan, ein erstes Gemälde geht immer bei mir in dies gotische Große, und vieles von meinen Planen, Zuschnitten, Werken, Gemälden ist entweder noch nicht von diesem hohen zum schönen Stil gekommen oder gar mit dem ersten verschwunden. Gefühl

[1] Weit, unermeßlich. — [2] D. h. wenn er sie finden wollte, mit Berechnung. In Molières „L'amour médecin" (1665) wird der Rat des Goldschmieds Josse, den Sinn der schwermütigen Lucinde durch Kauf eines Geschmeides zu erheitern, mit den Worten abgewiesen: „Vous êtes orfèvre, monsieur Josse, et votre conseil sent son homme qui a envie de se défaire de sa marchandise" (Sie sind ein Goldschmied, Herr Josse, und Ihr Rat schmeckt nach seinem Geber, der gern seine Ware loswerden möchte). Der erste Satz ist sprichwörtlich geworden für eigennützige Ratschläge.

für Erhabenheit ist also die Wendung meiner Seele; darnach richtet sich meine Liebe, mein Haß, meine Bewunderung, mein Traum des Glückes und Unglücks, mein Vorsatz, in der Welt zu leben, mein Ausdruck, mein Stil, mein Anstand, meine Physiognomie, mein Gespräch, meine Beschäftigung, alles. Meine Liebe! wie sehr grenzt sie an das Erhabne, oft gar an das Weinerliche! wie ist die Entfernung in mir so mächtig, da es bei den Angolas[1] nur immer der gegenwärtige Augenblick ist! wie kann mich ein Unglück, eine Thräne im Auge meiner Freundin[2] rühren! was hat mich mehr angeheftet als dieses? was ist mir rührender gewesen als jene, die Entfernung? — — Daher eben auch mein Geschmack für die Spekulation und für das Sombre[3] der Philosophie, der Poesie, der Erzählungen, der Gedanken! daher meine Neigung für den Schatten des Altertums und für die Entfernung in verflossne Jahrhunderte! meine Neigung für Hebräer, als Volk betrachtet, für Griechen, Ägypter, Kelten, Schotten u. s. w. Daher meine frühe Bestimmung für den geistlichen Stand, dazu freilich Lokalvorurteile meiner Jugend viel beigetragen, aber ebenso unstreitig auch der Eindruck von Kirch und Altar, Kanzel und geistlicher Beredsamkeit, Amtsverrichtung und geistlicher Ehrerbietung. Daher meine erste Reihen von Beschäftigungen, die Träume meiner Jugend von einer Wasserwelt[4], die Liebhabereien meines Gartens, meine einsamen Spaziergänge[5], mein Schauder bei psychologischen Entdeckungen und neuen Gedanken aus der menschlichen Seele, mein halbverständlicher, halbsombrer Stil, meine Perspektive von Fragmenten, von Wäldern, von Torsos, von Archiven des menschlichen Geschlechts — — alles! Mein Leben ist ein Gang durch gotische Wölbungen oder wenigstens durch eine Allee voll grüner Schatten; die Aussicht ist immer ehrwürdig und erhaben: der Eintritt war eine Art Schauder; so aber eine andre Verwirrung wird's sein, wenn plötzlich die Allee sich öffnet und ich mich auf dem Freien

[1] Vgl. S. 384, Anm. 4. — [2] Vgl. S. 285, Z. 3. — [3] Düstere, Schwermütige. — [4] Vgl. S. 9* und das Gedicht „Träume der Jugend" im 5. Bande. — [5] Vgl. S. 281.

fühle. Jetzt ist's Pflicht, diese Eindrücke so gut zu brauchen, als man kann, gedankenvoll zu wandeln, aber auch die Sonne zu betrachten, die sich durch die Blätter bricht und desto lieblichere Schatten malet, die Wiesen zu betrachten mit dem Getümmel darauf, aber doch immer im Gange zu bleiben. Das letzte Gleichnis habe ich insonderheit in den Wäldern in Nantes gefühlet, wenn ich ging oder saß und meinen „Belisar“[1], meinen Thomas auf „Dagueſſeau“[2] las und über mein Leben nachdachte und dasselbe für meine Freundin in Gedanken entwarf und mich in großen Gedanken fühlte, bis selbst das Leben des Erlösers in seinen größten Szenen mir zu imaginieren, und denn aufblickte, die Allee wie einen grünen Tempel des Allmächtigen vor mir sah und Gedanken aus Kleists Hymne und seinem „Milon“[3] aus dem Herzen aufseufzete und wieder las und durch die Blätter die Sonne sah und das weite Getümmel der Stadt hörte und an die dachte, die mein Herz besaßen, und weinte! Da soll es sein, wo mein Geist zurückwandert, wenn er Marmontels erste Kapitel und Thomas' „Dagueſſeau“ lieset und den „Messias“ fühlt und Leben Jesu entwirft. — —

Wie kann man sich in dem Charakter eines Menschen beim ersten Besuch irren, insonderheit wenn er sich hinter der Maske des Umgangs versteckt! Der erste, der mich in Nantes besuchte[4], schien die Munterkeit, Belebtheit selbst; wer hätte in ihm den Türken an Bequemlichkeit und den Langweiligen erraten sollen, der sich auf seinem Lehnstuhl zermartert und die schrecklichste höllische Langeweile auf die munterſten Gesichter ausbreitet, der immer einen Diskurs zu lang findet, frägt und keine Antwort Lust hat zu hören, mitten im Diskurs ein langweiliges Gähnen hervorbringt und an nichts Geschmack findet — wer hätte den in ihm raten sollen? Artig gnug! sollte man sagen, wenn alle französische Männer so sind, wer wird denn — —

[1] Ein Roman Marmontels (vgl. S. 276, Anm. 5). — [2] Vgl. S. 371, Anm. 1. — [3] „Milon und Iris“ steht in den „Neuen Gedichten vom Verfasser des Frühlings“ (Berl. 1758), S. 53, die Hymne auch in Böttticher und Kinzels „Denkmälern der älteren Litteratur“, Bd. 4, S. 77. — [4] Herr Babut (vgl. S. 18*).

und siehe, es sollte umgekehrt heißen; gleißend gnug! wenn alle französische Männer so anders beim Kartentisch mit andern und zu Hause sind, so heißt das Feuer aufraffen, damit es ersterbe, und tote Flammen geben. Und würklich an diesem Charakter war recht das Französische zu sehen, was nichts als Gleisnerei und Schwäche ist. Seine Höflichkeit war politesse und honnêteté, oft auswendig gelernt und in Worten; seine Lobeserhebungen fingen damit an, „er sprach französisch", und endigten damit, er war von einer politesse, daß — — und der Nachsatz fehlte. Seine Geschäftigkeit war leicht, aber auch um nichts; Briefe schreiben wie Wasser; es waren aber auch gewässerte Briefe, die nichts enthielten als meteorologische Verzeichnisse über Regen u. s. w. Seine Delikatesse war tote Ordnung, z. E. Symmetrie auf dem Tische, oder Faulheit; seine Ruhe Gedankenlosigkeit; sein Urteil eine Versicherung voriger Jahre, über die er weiter nicht dachte; sein Widerspruch oft der simpelste Gegensatz ohne Umschweif und Gründe; kurz, bei allen guten Seiten die abgebrauchteste, entschlafenste menschliche Seele, die Gähnendes gnug hatte, um zehn andre um sich einzuschläfern und gähnend zu machen. Seine Freundin[1], der entgegengesetzteste Charakter von der Welt, hielt ihn für unglücklich; er war's nicht, als nach ihrer Empfindung; dieser Gegensatz zeigt, wie opponiert beide Charaktere waren; zeigt aber auch die schöne Seele, die halb aus Freundschaft, halb aus Mitleid seit Jahren in die Gewohnheit hineingedrungen ist, mit zu schlafen und sich aufzuopfern![2] — —

Auf die Dogmatik müßte ein anderes Werkchen folgen, wie die christliche Religion jetzt zu lehren sei. Hiezu viel Data, wo der gemeine Unterricht Schwächen, Irrtümer, Mißbildungen gibt; wo er unnütz ist in Geheimnissen und Dunkelheiten von Abstraktionen; wo er was zu denken scheint und nichts zu denken gibt, in der ganzen orientalischen Seite, wo er gar verderblich werden kann, in manchen Pflichten der Ewigkeit, der

[1] Madame Babut. — [2] Hier fehlt ein Stück der Niederschrift.

Unnützlichkeit guter Werke u. s. w., wo er veraltet und unvollkommen ist, wo ihm also aus unser Zeit zugesetzt werden muß. — Hiezu immer Data, so kurz, so einfältig, daß nichts mehr und minder werde als ein Katechismus der christlichen Menschheit für unsre Zeit.

Die geistliche Beredsamkeit ist lange ein Lieblingsplan meiner Seele gewesen; aber wie wenig habe ich noch Materialien gesammlet! Ein großer Teil davon kommt ins große Werk, daß man nämlich nicht wie Propheten, Psalmisten, Apostel predigen müsse; und zweitens, wie die verschiednen Geschichten und Stellen der Offenbarung Kanzelmaterial sein können.[1] — — Das Übrige des Werks, von den Kirchenvätern, z. E. Chrysostomus[2], an, über Luther und die neuern Engländer, Franzosen und Deutschen, muß allein abgehandelt werden.

Christliche Kirchengeschichte — was bloß ein Christ vom Zustande der Kirche aus jedem Jahrhundert wissen muß — o welch ein ander Werk — als Schröckh[3]! — Um alles das auszuführen, um davon wahre Begriffe auch nur für mich zu bekommen, was habe ich da zu studieren! Und um das zu studieren, was, wie ich glaube, kein andrer für mich thun kann, so ist's Geist der Zeit und Kenntnis der menschlichen Seele! Eine deutsche Bibel und eine Bibel nach dem Grundtexte und Poli[4] Commentarius sind mir dazu Hauptstücke, alsdenn die englischen Übersetzer[5], die jüdischen Paraphrasten[6], Richard Simon[7], Michaelis u. s. w., o großes Werk!

Und geschrieben muß es werden! ohne System, als bloß im Gange der Wahrheit! ohne übertriebnen Schmuck, als bloß Data,

[1] Das hier geplante Werk ist 1780 ff. geliefert in den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend" (SWS, Bd. 10 und 11). — [2] Johannes Chrysostomus (Goldmund), Bischof von Konstantinopel (347—407). — [3] Johann Matthias Schröckh (1733—1808) gab 1768 ff. eine „Christliche Kirchengeschichte" heraus. — [4] Matthiew Poole (1623—79), „Synopsis criticorum aliorumque scripturae interpretum" (Lond. 1669). — [5] Z. B. Lowths (vgl. S. 34, Anmerkung) und schon 1683 „The holy Bible". — [6] Im „Massoreth hammassoreth" (vgl. S. 145, Anm. 1), herausgegeben von Semler (S. 197, Anm. 2). — [7] Richard Simon (1638—1712), gelehrter französischer Theolog, Verfasser kritischer Geschichten des Alten Testaments, des Textes des Neuen Testaments und der Kommentare darüber.

nach Datis! Viel Beweise, Proben, Wahrscheinlichkeiten! Schlag auf Schlag! Adel, Größe und Unbewußtheit der Größe, wie Ossian und Moses! Edle Erhobenheit über kleine Widersprüche und Kabalen der Zeit, wie für die Ewigkeit geschrieben! Sprache an den gesunden Verstand und das menschliche Herz, wie Pascal und Rousseau, wo er nicht paradox und Enthusiast ist! Viel Materie, und in Form Simplizität! Kein Esprit der Franzosen, der Montesquieu so verunziert, keine Enthusiasterei! die Sprache der Wahrheit für alle Welt! insonderheit für die Nachwelt! — — Großes Werk, empfange meine Wünsche! meinen Eidschwur! meine Bestrebung!

Ich komme auf meine Deutsche zurück, die viel denken und nichts denken, und nichts ist, von zwei Seiten betrachtet, unwahrer und wahrer als der Satz. Unwahrer; der Erfinder der Luftpumpe, des Pulvers, des Laufs der Sterne, der Infinitesimalrechnung u. s. w., der Kupferstecherkunst sind Deutsche, und also die Guerike, Keplers, Schwarze, Leibnize, Dürers u. s. w.; aber gegen wenige Erfindungen welche Menge von Systemen! In der Theologie, und haben wir eine Erklärung der Bibel? Haben wir Polos, Locke[1], Benjone[2] u. s. w.? — In der Juristerei und Historie — da sind wir als Sammler einzig. In der Medizin reichen unsre wahren Bemerker an die Burhave[3] und Sydenhams[4]? In der Philosophie endlich. Wie vieles ist bei Wolff System, Zuschnitt, Form, Methode! Eine Probe ist die Ästhetik; wie viel scheinen wir gedacht zu haben! wie wenig denken wir!

Ich habe z. E. etwas über die Ästhetik gearbeitet und glaube, wahrhaftig neu zu sein; aber in wie wenigem? In dem Satze,

[1] Hier genannt mit Beziehung auf seine Schrift „Über die Vernunftmäßigkeit des Christentums, wie es in der Schrift überliefert ist" (Lond. 1695). — [2] George Benson (1699—1762), gelehrter englischer Geistlicher, verfaßte viele Schriften zum Neuen Testament und über die älteste christliche Kirche. — [3] Hermann Boerhaav (1668—1738), berühmter Lehrer der Heilkunde zu Leiden, wies in der Rede „De honore medici, servitute" (1736) als höchste Ehre des Arztes nach, Diener der Natur zu sein. — [4] James Sydenham (1625—89), berühmter englischer Arzt, dessen große Erfolge z. B. auch in der Bekämpfung der Pocken und der Pest auf sorgfältiger Naturbeobachtung beruhten („Observationes medicae circa morborum acutorum historiam et curationem", Lond. 1675).

Gesicht sieht nur Flächen, Gefühl tastet nur Formen, der Satz aber ist durch Optik und Geometrie schon bekannt, und es wäre Unglück, wenn er nicht schon bewiesen wäre. Bloß die Anwendung bliebe mir also: Malerei ist nur fürs Auge, Bildhauerei fürs Gefühl, eine Entdeckung, die noch immer arm ist und, wenn sie zu sehr ausgedehnt ist, lächerliche Folgen geben kann, wie wir jetzt sind, da wir Gesicht für Gefühl gebrauchen und zu gebrauchen gewohnt sind. Also sei dieser Satz bloß Wegweiser zu mehrern Erfahrungen über Gesicht und Gefühl! ich muß ein Blinder und Fühlender werden, um die Philosophie dieses Sinnes zu erforschen! ich glaube dabei schon auf einigen neuen Wegen zu sein; lasset uns sehen!

Von der Bildhauerkunst fürs Gefühl[1], s. Kollektaneenbuch hinten unter den alten schwäbischen Poesien, Bl. 3.

1. Illusion der Statue vom Fleische:
   von der Bekleidung Ursachen ꝛc.;
   von der griechischen Nacktheit Aufklärung;
   warum Malerei nicht Nacktheit noch Wassergewänder nachahme;
   von Haaren, Augenbranen[2], Binde um den Mund u. s. w.;
   von Adern, Knorpeln, Scham;
   vom griechischen Profil;
   von vorgebognen Armen, kleiner Taille und Füßen.
2. Illusion der Statue vom Geiste:
   von der Stirn, dem Tempel der Gesinnung;
   vom Auge, dem Redner des Verlangens;
   von der Nase;
   von der Augenbrane, dem Wink des Willens;
   vom Munde, dem Sitz der Grazie und des Reizes;
   von der Stellung des Kopfs zur Seite, vorwärts, zurück;

[1] Vgl. die Einleitung des Herausgebers zur „Plastik" im 3. Bande dieser Ausgabe und LB, Bd. 2, S. 361—379 = SWS, Bd. 8, S. 88—94. — [2] Diese Form beruht auf dem Eindringen der Mehrzahlform in die Einzahl, zum mittelhochdeutschen brâ hieß die Mehrzahl brawen, und diese ward teils brauen, teils brâ(e)n gesprochen.

von der Stellung der Brust, aus-, einwärts, zur Seite;
von der Stellung der Hände und Füße;
Korrespondenz zwischen Stirn und Brust, Auge und Hand, Mund und Fuß.

3. Vom Schönen durchs Gefühl (hinter Baumgarten, Ästhetik[1]):
daß es der Blinde habe;
daß es die fühlbare Form des Guten und Bequemen sei;
also ein fühlbarer Begriff der Vollkommenheit;
Erklärungen daraus auf die Kunst der Tiere,
des blühenden Alters
Ruhe und sanfte Ruhe.

4. Von der Philosophie des Gefühls überhaupt (neu Papier k[2]):
1. Sprache, die ein Blinder erfunden;
2. seine Welt, seine Kosmologie;
3. die Erinnerung seines Ichs, wie es sich ins Universum geoffenbart hat, seine Psychologie und Kosmologie;
4. seine Ideen von Raum, Zeit, Kraft, seine Ontologie;
5. seine Ideen von Unsterblichkeit der Seele, Gott, Welt, Religion, Theologie, Natur.

Das ist ein Plan, den ich schon entworfen, der aber noch sehr zu beleben ist durch die Gesellschaft und das Studium der Blinden und Stummen und Tauben. Diderot kann Vorbild sein, Versuche zu machen[3], nicht aber bloß auf seine Versuche zu bauen und darüber zu systematisieren! Ein Werk von der Art kann die erste Psychologie werden und, da aus dieser alle Wissenschaften folgen, mithin eine Philosophie oder Encyklopädie zu diesen allen. Vorzüglich aber will ich der Sucht der Deutschen widerstehen, aus Nominalerklärungen alles herzuleiten, was folgt und nicht folgen kann.

---

[1] Ebenfalls ein Verweis auf ein zweites älteres Kollektaneenheft, wo hinter einem Auszuge aus Baumgartens „Ästhetik" ehemals die Abhandlung Über die schöne Kunst des Gefühls" stand. Vgl. LB, Bd. 2, S. 379—385 = SWS, Bd. 8, S. 94 f. — [2] Dies im Nachlaß Herders nicht auffindbare Blatt ist vielleicht den Ausführungen LB, Bd. 2, S. 333—338, zu Grunde gelegt worden. — [3] Vgl. S. 121, Anm. 2, und S. 388, Anm. 3.

Italiener sind die feinsten und erfindsamsten; für die mittlern Zeiten ist's wahrhaftig wahr. Ihre Komödie lebt, ihre Heldengedichte sind Originale, in ihnen ist Kunst geschaffen; Galilei und Tartini[1], Machiavell und Boccaz, Ariost und Tasso, Petrarch und die Poliziane[2], Kolumb und Vespucci[3], der Erfinder der Ferngläser[4] und des Kompasses[5] — alles Italiener! der ganze französische Parnaß ist aus Spanien und Italien gestohlen; in beiden Ländern lebt mehr wahre Natur, Genie, Schöpfung. Die italienische und französische Komödie, Ariost und La Fontaine, Tasso und Voltaire, die italienische und französische Musik, Petrarch und die französischen Liebesdichter — welcher Unterschied! O daß ich Italien kennte, mich in ihre Natur setzen und sie fühlen und mich in sie verwandeln könnte!

Ich habe in Nantes die neue „Voyage d'Italie" gelesen und zu exzerpieren angefangen. Welche Anstalten die gewesen sind und zum Teil noch sind — ich habe darauf gedacht, manche von ihnen in meiner Republik nachzuahmen! Wie viel ist da zu sehen, was ich durchaus nicht gesehen habe! Insonderheit lebende Natur. Alsdenn über sie ein Bild liefern, was Frankreich und Europa von ihnen genutzt! Was sie unter den Römern und mittlern Zeiten gethan, geleistet!

Ich wurde in Nantes mit einem jungen Schweden, Koch, bekannt — durch die Klotzische Bibliothek[6]! so muß sich selbst das Pasquillhafte oft zu Zwecken finden! Wer hätte mir sagen sollen, daß dies Buch dienen würde, um mich in Nantes bekannt zu machen?[7] Hätte ich aber verloren, wenn ich nicht bekannt geworden wäre?

---

[1] Giuseppe Tartini (1692—1770) veröffentlichte 1754 in Padua eine Abhandlung „Über die Musik nach der wahren Wissenschaft der Harmonie". — [2] Angelo Poliziano (1454—94), einer der ersten italienischen Humanisten, die Griechisch kannten und sprachen. — [3] Vgl. S 83, Anm. 4. — [4] Ihre Herstellung gelang im Jahre 1611 Galilei. — [5] Flavis Gioja (geb. um 1300). — [6] Vgl. S. 16*. — [7] Nach LB, Bd. 2, S. 37 (Brief an Hartknoch vom 4. August 1769) mußte sich Herder, der bis dahin lediglich Monsieur Erder gewesen war, als der Verfasser der „Fragmente", als ein bedeutender deutscher Schriftsteller anstaunen lassen, seit der genannte, in Hamburg erzogene junge Schwede die Kenntnis weiterverbreitet hatte, die er aus der Lektüre der Klotzischen Schriften gegen Herder auch über dessen litterarische Stellung

Dieser junge Mensch hatte vielen Geschmack am Wahren, Guten und würklich Schönen. Ich hab' es oft bei ihm gesehen, daß sein Auge und sein Geist mehr für das Richtige geschaffen war als meines; daß er in allem ein gewisses Gefühl von Realität hatte, das ihn nicht mit Hypothesen sättigte; daß er nicht aus Büchern Sachen lernen wollte, die auf Erfahrung und Praxis beruhen, sondern zur That schritt. Zeichnen, Geometrie, wahre Mathematik, Physik, Algebra, Augenschein der Kunst — werde ich's nie lernen und immer die Akademie der Wissenschaften nur aus Fontenelle[1] kennen? Womit habe ich's in meinem vergangnen Zustande verdient, daß ich nur bestimmt bin, Schatten zu sehen, statt würkliche Dinge mir zu erfühlen? Ich genieße wenig, d.i. zu viel, im Übermaß, und also ohne Geschmack; der Sinn des Gefühls und die Welt der Wollüste — ich habe sie nicht genossen; ich sehe, empfinde in der Ferne, hindere mir selbst den Genuß durch unzeitige Präsumption und durch Schwäche und Blödigkeit im Augenblick selbst. In der Freundschaft und Gesellschaft zum voraus unzeitige Furcht oder übergroße fremde Erwartung, von denen jene mich im Eintritt hindert, diese mich immer trügt und zum Narren macht. Überall also eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus, die vom Wahren abirrt und den Genuß tötet, ihn matt und schläfrig macht und mir nur nachher wieder fühlen läßt, daß ich ihn nicht genossen, daß er matt und schläfrig gewesen. So selbst in der Liebe, die immer platonisch, in der Abwesenheit mehr als in der Gegenwart, in Furcht und Hoffnung mehr als im Genuß, in Abstraktionen, in Seelenbegriffen mehr als in Realitäten empfindet. So bei der Lektüre, wie walle ich auf, ein Buch zu lesen, es zu haben! und wie sinke ich nieder, wenn ich's lese, wenn ich's habe! Wie

---

mit nach Frankreich gebracht hatte. Von diesem lernbegierigen und kunstsinnigen Verräter, wie er sagte, als ein Genius angesehen, übte er nun auf gemeinsamen Spaziergängen, zu denen ihn der junge Mann früh 5 Uhr abholte, in seinem „Enthusiasmus, junge Geister zu finden, die bildbar sind", gleichsam vor, was er dann in Straßburg so viel bedeutsamer an Goethe zu thun berufen sein sollte. — [1] Vgl. S. 343, Anm. 4.

viel auch selbst der besten Autoren habe ich durchgelesen, bloß der Wahrheit ihrer Kenntnisse wegen, in der Illusion ihres Systems, in der Fortreißung ihres Ganzen, bloß des Inhalts wegen, ohne Niedersinken und Ermatten! so lese ich, so entwerfe ich, so arbeite ich, so reise ich, so schreibe ich, so bin ich in allem!

Empfindungen der Art haben mich, wie Walter Shandy[1], auf die Ideen gebracht, ein Werk über die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen[1] zu erdenken, wo ich teils aus meiner traurigen Erfahrung, teils aus Beispielen andrer Seelen, die ich zu kennen Gelegenheit gehabt, einer solchen Veraltung zuvorzukommen und sich seiner Jugend recht zu erfreuen und sie recht zu genießen lehre. Der Plan entstand mir schon in Riga, in traurigen Tagen, wo die Organisation meiner Seele gleichsam gelähmt, das Triebrad der äußeren Empfindungen stillestand und sie, in ihr trauriges Ich eingeschlossen, die muntere Sehnsucht verloren hatte, sich Ideen und Vergnügungen und Vollkommenheiten zu sammlen. Da ging ich umher, dumm und gedankenlos und stumpf und unthätig, sprach zum Lachen ꝛc., nahm hundert Bücher, um hundert von ihnen wegzuwerfen und doch nichts zu wissen. Hier fiel mir der ehrliche Swift[2] ein, der über den alten elenden, grauen Mann, den er im Spiegel sahe, die Achseln zuckte, und zum Gegensatz schilderte sich mir die junge fröhliche Welt des Plato und Sokrates vor, wie sie unter Scherz und Spiel ihre Seelen und Körper übeten und bildeten und schlank, stark und fest machten wie schöne Ölbäume am Rande der Quelle. Der alte und immer junge Montagne fiel mir ein, der sich immer zu verjüngen wußte im Alter, und ich stand da, stutzig, betäubt und alt in meiner Jugend. Die Begriffe samm-

[1] Die Ausführung liegt zum Teil in „Tithon und Aurora" vom Jahre 1792 vor; vgl. SWS, Bd. 16, S. 109 = „Zerstreute Blätter", vierte Sammlung, Nr. 8. Durch solche Betrachtung und Bethätigung will Herder seine grämliche, Genuß versagende Stimmung eines früh Gealterten sich verscheuchen, wie W. Shandy durch ein besonderes Buch über den Namen Tristram (trist = kummervoll) der Benennung seines Sohnes Walter mit diesem ihm verhaßten Namen vorbeugen will (Sterne, „Tristram Shandy", Kapitel 19). Vgl. S. 389, Anm. 1. — [2] Jonathan Swift (1667—1745), der Verfasser von „Gullivers Reisen" und des „Märchens von der Tonne".

leten sich: es sollte eine Abhandlung in die Königsbergische Zeitungen werden, und wurde nicht, wie viel andre Plane meines Lebens. In der Unthätigkeit von Nantes brachte mich die Umarbeitung der „Kritischen Wälder", die Bekanntschaft mit diesem Jünglinge, der so sehr auf das Wesen hinzueilte, und am meisten das Gefühl des Leeren, Reellosen in mir wieder auf die Gedanken. So wie es aber immer mein Fehler ist, nie recht an Materie, sondern immer zugleich an Form denken zu müssen, so ward ein Riß daraus, zu dem der Abt Clément[1] die muntre Jugend seines Stils hergeben sollte. Der Plan ward lange umhergewälzt, und es ging ihm also wie bei allen Umwälzungen: zuerst werden sie größer, nachher reiben sie sich ab. Einen Abend gab ich meinem schwedischen Jünglinge davon Ideen, die ihn bezauberten, die ihn entzückten; das Gespräch gab Feuer; der Ausdruck gab Bestimmtheit der Gedanken; werde ich jetzt, in der frostigen, unbequemen Stellung, da ich sitze, noch einige Funken von dem fühlen, was mich so oft durchwallte, wenn ich der Unthätigkeit und der Vernichtung der Babutschen Gesellschaft entrann?

Die menschliche Seele hat ihre Lebensalter wie der Körper. Ihre Jugend ist Neugierde, daher kindischer Glaube, unersättliche Begierde, Dinge zu sehen, insonderheit Wunderdinge, die Gabe, Sprachen zu lernen, wenn sie nur an Begriffen und Dingen hangen, jugendliche Biegsamkeit und Munterkeit u. s. w. Ein Alter von der Neugierde ist immer verächtlich und ein Kind.

Das Kind konnte an allem, was es durch Neugierde kennen lernte, noch nicht viel Anteil nehmen: es sahe nur, es staunte, es bewunderte. Daher seine Ehrerbietung für die Alten, wenn sie ihm wahrhaftig ehrwürdig sind; daher die Tiefe seiner Eindrücke, die durch Staunen und Bewundern gleichsam eingerammelt werden. Je mehr Seele und Körper wächst, je mehr die Säfte in beiden zunehmen und aufwallen, desto mehr nähern wir uns gleichsam an die Gegenstände an oder ziehen sie stark

[1] Denys-Xavier Clément (1706—71) pflegte in seinen Predigten wie seelsorgerischen Schriften einen schlichten, kräftigen Stil von zart biblischer Färbung.

zu uns. Wir malen sie also mit Feuer des Geblüts aus, das ist Einbildungskraft, das herrschende Talent der Jugend. Da ist Liebe mit allen ihren Szenen die bezauberte Welt, in denen sie wandelt, oder in der Einsamkeit sind's Dichter, alte entfernte dichterische Geschichten, Romane, Begeisterungen. Da wohnt der Enthusiasmus von Freundschaft, sie mag akademisch oder poetisch ausgemalt werden; da die Welt von Vergnügungen, von Teilnehmungen, Zärtlichkeiten. Da wird auch in den Wissenschaften alles Bild oder Empfindung oder aufwallendes Vergnügen. Das ist der Jüngling; ein alter tändelnder, feuriger Greis ist ein Geck.

Er wird Mann und Gesellschafter, dies zuerst, und also nach unsrer Welt werden die heftigen Züge der Einbildungskraft ausgelöscht; er lernt sich nach andern bequemen, sich von andern unterscheiden; das ist, Witz und Scharfsinn kommen los. Er wird Gesellschafter, lernt alles Feine, das in der gesellschaftlichen Politur besteht, und wozu ihn Liebe, um seiner Schöne zu gefallen und was zu gelten, Freundschaft, die bei uns meist Gesellschaft ist, Vergnügungen, die nie ohne das Gesellschaftliche so allgemein sind, kurz alles einladen. Ein Fontenelle, der in der Akademie der Wissenschaften und in seinem 103. Jahr witzelt[1], ist lächerlich. — — Aus dem Gesellschafter wird Mann, und dies ist eigentlich die reelle Stufe, da der Gesellschafter bloß ein Zugang ist, den man nicht entbehren kann, in dem man aber nicht stehenbleiben muß. Im Mann regiert Bonsens, Weisheit zu Geschäften. Er hat die Bahn der Neugierde durchwandelt und gefunden, daß es viel Leeres gibt, was bloß ersten Blick verdient und nichts mehr; er ist die Zeit der Leidenschaften durch und fühlt, daß sie gut sind, sich in die Welt hineinzuleben, nicht aber, sich durch sie hinwegzuleben; sonst verliert man alles. Er hat also kaltes Geblüt, wahre Dienstfertigkeit, Freundschaft, Weisheit, Brauchbarkeit, Bonsens. Sein Alter, seine Gesellschaft,

[1] Vgl. S. 343, Anm. 4.

seine Denkart, seine Beschäftigung sind die reellsten im menschlichen Leben: er ist der wahre Philosoph der Thätigkeit, Weisheit, Erfahrung.

Der Greis ist ein Schwätzer und Philosoph in Worten. Seine Erfahrungen, matt, weitläuftig, ohne Bestimmtheit in Lehren vorgetragen, werden loci communes; und er ist reich an ihnen, weil er Erfahrung zu haben glaubt und sie vorträgt, da er die Jugend so von sich entfernt sieht, sie für zu frei hält, weil er nicht mit springen kann u. s. w. Das ist das Alter der Ruhe. Neuen Eindrücken ist die Seele kaum mehr offen: sie ist verschlossen, zu neuen Erfahrungen kaum aufgelegt, zu furchtsam, für neuen Unterricht nicht mehr biegsam gnug, gesättigt gleichsam an Lehre. Das, was vorher weich und gleichsam Knorpel der Bewegung waren, sind Knochen der Ruhe geworden. Die Seele genießt ihr Leben, das sie geführt, und verlebt sich; und es ist diese eingezogne Furchtsamkeit auch gut, weil der Greis kaum mehr Kraft und Stärke hat, sich aus seiner Austernschale zu bewegen. Das ist der Greis. — — Aristoteles[1], Horaz[2], Hagedorn[3] haben die Lebensalter geschildert; ihre Schilderung muß für die Seele auf gewisse Hauptbegriffe psychologisch zurückgeführt werden, und diese sind Neugierde, Einbildungskraft und Leidenschaft, Witz und Bonsens, endlich die alte Vernunft. Und aus ihnen wird so ein System des menschlichen Lebens, wie Montesquieu die Regierungsarten geschildert hat.

Jeder Mensch muß sie durchgehen, denn sie entwickeln sich auseinander; man kann nie das Folgende genießen, wenn man nicht das Vorhergehende genossen hat; das erste enthält immer die Data zum zweiten; sie gehen in geometrischer, nicht arithmetischer Progression fort; in ihrer ganzen Folge nur genießt man das Leben und wird auf honette Weise alt. Man kann nie das Vorhergehende völlig zurück-

---

[1] „Über das Wachstum" (*περὶ ζώων γενέσεως*), Bd. 4, S. 775a, Z. 13. — [2] „Dichtkunst", V. 156—178. — [3] In den Gedichten „Das Kind", „Die Alte", „Der Jüngling", „Der Alte" („Poetische Werke", Hamburg, 1800, Bd. 3, S. 75 ff.).

nehmen (auch in Verbesserung), ohne das Gegenwärtige zu verlieren.

Hingegen aber, wenn man 1) dem Lebensalter nicht Gnüge thut, in dem man ist, 2) wenn man das Folgende vorausnimmt, 3) wenn man gar alle auf einmal nimmt, 4) wenn man in verlebte zurückkehret, da ist die Ordnung der Natur umgekehrt, da sind veraltete Seelen, junge Greise, greise Jünglinge. Unsre Vorurteile der Gesellschaft geben viel Gelegenheit zu solchen Monstern. Sie nehmen Zeitalter voraus, kehren in andre zurück, kehren die ganze menschliche Natur um. So ist Erziehung, Unterricht, Lebensart; hier eine Stimme der Wahrheit, und Menschheit ist Wohlthat; sie schafft den Genuß der ganzen Lebenszeit, sie ist unschätzbar. Und dazu das Buch!

Erster Teil: Nach Fähigkeiten der Seele; und eben dabei Nach den Zeitaltern der Menschheit.

Erster Abschnitt: Von der Ausbildung der Sinne; — und also Von der Seele der Kindheit.

Man verliert seine Jugend, wenn man die Sinne nicht gebraucht. Eine von Sensationen verlassene Seele ist in der wüstesten Einöde und im schmerzlichsten Zustande der Vernichtung. Nach langen Abstraktionen folgen oft Augenblicke dieses Zustandes, die verdrießlichsten im Leben. Der Kopf wüste und dumm, keine Gedanken und keine Lust, sie zu sammeln; keine Beschäftigung und keine Lust, sich zu beschäftigen, sich zu vergnügen. Das sind Augenblicke der Hölle, eine völlige Vernichtung, ein Zustand der Schwachheit, bis auf den Grad, was zu begehren. — — Man gewöhnt die Seele eines Kindes, um einst in diesen Zustand zu kommen, wenn man sie in eine Lage von Abstraktionen ohne lebendige Welt, von Lernen ohne Sachen, von Worten ohne Gedanken, von gleichsam Ungedanken ohne Gegenstände und Wahrheit hineinquält. Für die Seele des Kindes ist keine größere Qual als diese; denn Begriffe zu erweitern, wird nie eine Qual sein. Aber was als Begriffe einzubilden, was nicht Begriff ist, ein Schatte von Gedanken ohne Sachen,

eine Lehre ohne Vorbild, ein abstrakter Satz ohne Datum, Sprache ohne Sinn — das ist Qual; das ältert die Seele. (Alle Tugenden und Laster sind solche Abstrakta, aus tausend Fällen herausgezogen, ein feines Resultat vieler feinen Begriffe.)

Gehe also in eine Schule der Grammatiker hinein: eine Welt älternder Seelen unter einem veralteten Lehrer! Jeder Mensch muß sich eigentlich seine Sprache erfinden und jeden Begriff in jedem Wort so verstehen, als wenn er ihn erfunden hätte. Eine Schule des Sprachunterrichts muß kein Wort hören lassen, was man nicht versteht, als wenn man's denselben Augenblick erführe. Man gehe ein deutsch Lexikon durch, ob man so die Sprache versteht; man gehe eine fremde Sprache durch, tausendmal weniger. Ein Kind lernt tausend Wörter, Nuancen von Abstraktionen, von denen es durchaus keinen Begriff hat; tausend andre, von denen es nur halben Begriff hat. In beiden wird's gequält, seine Seele abgemattet und auf lebenslang alt gemacht. Das ist der Fehler der Zeit, in der wir leben; man hat lange vor uns eine Sprache erfunden, tausend Generationen vor uns haben sie mit seinen Begriffen bereichert; wir lernen ihre Sprache, gehen mit Worten in zwei Minuten durch, was sie in Jahrhunderten erfunden und verstehen gelernt; lernen damit nichts, veralten uns an Grammatiken, Wortbüchern und Diskursen, die wir nicht verstehen, und legen uns auf Zeitlebens in eine üble Falte.

Weg also Grammatiken und Grammatiker! Mein Kind soll jede tote Sprache lebendig und jede lebendige so lernen, als wenn sie sich selbst erfände. Montagne, Shaftesbury[1] lernten Griechisch lebendig, wie weit mehr haben sie ihren Plato und Plutarch gefühlt als unsre Pedanten! Und wer seine Muttersprache so lebendig lernte, daß jedes Wort ihm so zur Zeit käme, als er die

[1] Shaftesburys (vgl. S. 48, Anm. 1) Erziehung leitete teilweise Locke, der in seinen „Gedanken von der Erziehung der Kinder" verlangt, daß man fremde Sprachen durch Vorsprechen lehren soll; und Montaigne lernte bis zu seinem 13. Jahr vollständig Griechisch zur Unterhaltung; Lateinisch aber hatte er im Umgange mit einem Deutschen gelernt, der ihm beigegeben war, seit er überhaupt sprechen konnte, und der nur lateinisch mit ihm sprach.

Sache sieht und den Gedanken hat, welch ein richtiger philosophisch denkender Kopf! welch eine junge, blühende Seele! So waren die, die sich ihre Sprache selbst erfinden mußten, Hermes[1] in der Wüste und Robinson Crusoe. In solcher Wüste sollen unsre Kinder sein! nichts als Kindisches zu ihnen reden! Der erste abstrakte unverstandne Begriff ist ihnen Gift, ist wie eine Speise, die durchaus nicht verdaut werden kann, und also, wenn die Natur sich ihrer nicht entledigt, schwächt und verdirbt. Hier ebenso, und was würden wir, wenn die Natur nicht noch die Güte hätte, uns dessen durch Vergessenheit zu entledigen! Wie ändert sich hier Schule, Erziehung, Unterricht, alles! Welche Methode, Sprache beizubringen! Welche Genauigkeit und Mühe, Lehrbücher zu schreiben und, noch mehr, über eine Wissenschaft zu lesen und sie zu lehren! Lehrer! in Philosophie, Physik, Ästhetik, Moral, Theologie, Politik, Historie und Geographie kein Wort ohne Begriff, kein Begriff präokkupiert! so viel, als in der Zeit eine menschliche Seele von selbst fassen kann, und das sind in der ersten Jugend nichts als Begriffe durch Sinne!

Auf diese eingeschränkt, wie lebt die menschliche Seele auf! nun kein Zwang, keine Schule mehr! Alles Neugierde, die Neugierde Vergnügen. Das Lernen Lust und Ergötzen; üben, sehen, neu sehen, Wunderdinge sehen, welche Lust, welche schöne Jugend! Hier ein Plan, was und wie sie in allen Wissenschaften hindurch zu lernen hat, um immer jung zu sein, ist Verdienst der Menschheit.

Umgekehrt aber: sehet die elenden Schüler, die in ihrem Leben nichts als Metaphysik an Sprache, schönen Künsten und Wissenschaften und allem nichts als Metaphysik lernen! sich an Dingen zermartern, die sie nicht verstehen! über Dinge disputieren, die sie nicht verstanden haben! Sehet elende Lehrer! und Lehrbücher, die selbst kein Wort von dem verstehen, was sie abhandeln! In

[1] Der sogenannte Hermes „Trismegistos“, der „Dreimalgrößte“, eine sagenhafte, aus dem ägyptischen Gotte Theut, dem griechischen Hermes und anderen orientalischen Elementen zusammengeflossene Gestalt; nach den Schriften, die unter seinem Namen im 3. Jahrh. n. Chr. aus neuplatonischen Kreisen herausgegeben worden sind, soll er Schreibkunst und Zahlen, Geometrie und Astronomie, Alchemie und Magie erfunden haben.

solchen Wust von Nominalbegriffen, Definitionen und Lehrbüchern ist unsre Zeit gefallen; drum liefert sie auch nichts Großes; drum erfindet sie auch nichts. Sie ist wie der Geizige, hat alles und genießet nichts. Ich darf nur meine eigne Erziehung durchgehen, so finde ich einen Reichtum von traurigen Exempeln. Ein Kind muß bloß durch sich und seine Triebfeder handeln, das ist Neugierde; die muß geleitet und gelenkt werden, ihm aber keine fremde eingepflanzt werden, z. E. Eitelkeit u. s. w., die es noch nicht hat. Durch die kann's viel lernen, nichts aber an seinem Ort, zu seiner Zeit. Die Jugend der menschlichen Seele in Erziehung wiederherzustellen, o welch ein Werk! Das einzige, was den Schwarm von Vorurteilen töten kann, der in Religion, Politik, Weltweisheit u. s. w. die Welt bedeckt! ich zweifle aber, ob es ganz in unsrer Gesellschaft angeht. Jeder lernt die Masse von hundert andrer Gedanken und wird damit alt.

Nicht, als wenn man nicht von der Gesellschaft andrer profitieren könnte; der Mensch ist ein so geselliges Tier, als er Mensch ist. Die Senkung zur Sonne ist den Planeten ebenso natürlich als ihre Kraft, fortzueilen. Aber nur, daß die Geselligkeit unsre Eigenheit nicht ganz töte, sondern sie nur in eine andre, schönre Linie bringe! So also wird die Gesellschaft uns auch tausendmal mehr Begriffe geben können, als wenn wir allein wären; allein nur immer Begriffe, die wir verstehen können, die Begriffe sind. Der Führer muß uns den Weg verkürzen, uns aber selbst gehen lassen, nicht tragen wollen, und uns damit lähmen!

Es ist eine schwere Sache, jede Wissenschaft in allen Begriffen und jede Sprache in allen Worten auf die Sinne zurückzuführen, in denen und für die sie entstanden sind, und das ist doch zu jeder Wissenschaft und Sprache nötig.

Zweitens. Alle seine Sinne zu gebrauchen. Das Gefühl z. E. schläft bei uns, und das Auge vertritt, obgleich manchmal nur sehr unrecht, seine Stelle. Es gibt eine Reihe von Modifikationen des Gefühls, die kaum unter der Zahl der bisherigen fünf Sinne begriffen werden können, und in denen allen die schöne

Jugend geübt werden muß. Überhaupt ist kein Satz merkwürdiger und fast vergessner als: ohne Körper ist unsre Seele im Gebrauch nichts; mit gelähmten Sinnen ist sie selbst gelähmt; mit einem muntern, proportionierten Gebrauch aller Sinne ist sie selbst munter und lebendig. Es gibt in den alten Zeiten der schönen Sinnlichkeit, insonderheit in den Morgenländern, Spuren, daß ihre Seele gleichsam mehr Umkreis, zu würken, gehabt habe als wir. Alsdenn würden sich teils neue Phänomena, teils die alten auf neue Art zeigen. Das ist der Weg, Originale zu haben, nämlich sie in ihrer Jugend viele Dinge und alle für sie empfindbare Dinge ohne Zwang und Präokkupation auf die ihnen eigne Art empfinden zu lassen. Jede Empfindung in der Jugendseele ist nicht bloß, was sie ist, Materie, sondern auch aufs ganze Leben Materie; sie wird nachher immer verarbeitet; und also gute Organisation, viele starke, lebhafte, getreue, eigne Sensationen auf die dem Menschen eigenste Art sind die Basis zu einer Reihe von vielen starken, lebhaften, getreuen, eignen Gedanken, und das ist das Originalgenie. Dies ist in allen Zeiten würksam gewesen, wo die Seele mit einer großen Anzahl starker und eigentümlicher Sensationen hat beschwängert werden können; in den Zeiten der Erziehung fürs Vaterland, in großen Republiken, in Revolutionen, in Zeiten der Freiheit und der Zerrüttungen war's würksam. Diese sind für uns weg; wir sind im Jahrhundert der Erfahrungen, der Polizei[1], der Politik[2], der Bequemlichkeit, wo wir wie andre denken müssen, weil wir, was sie sehen, wie sie sehen lernen und man es uns durch Religion, Politik, Gesellschaftston u. s. w. selbst zu denken verbeut, wie wir wollen. Wir sehen in unsrer Jugend wenige Phänomena, wenn es noch Zeit ist, sie zu sehen, damit sie in uns leben. Diese Phänomena sind meistens schwach, gemein, unwichtig, aus einer bequemen, üppigen Welt, wo die Regierung der Staaten und alle große Handlungen des menschlichen Geschlechts geheim oder verborgen oder

[1] Der bürgerlichen Ordnung. — [2] Feinheit, Bildung, Kultur.

gar verschwunden sind und also ihr Anblick kein Zunder zu großen Thaten geben kann. Wir werden durch Worte und das Lernen fremder allgemeiner Begriffe so erstickt, daß wir nicht auf sie merken, wenigstens nicht mit dem ganzen Feuer auf sie merken können. Die rührendsten Auftritte der Natur sind bei uns weg. Wir bekommen also nur schwache, monotone Stöße; unsre jugendlichen Sensationen sagen wenig unsrer Seele; diese erstirbt.

O gebet mir eine unverdorbne, mit Abstraktionen und Worten unerstickte Jugendseele her, so lebendig, als sie ist, und setzet mich denn in eine Welt, wo ich ihr alle Eindrücke geben kann, die ich will; wie soll sie leben! Ein Buch über die Erziehung sollte bestimmen, welche und in welcher Ordnung und Macht diese Eindrücke sollten gegeben werden! daß ein Mann von Genie daraus würde und dieses sich weckte! Durch Repräsentation der Sachen fürs Gesicht, noch mehr aber Gefühl, durch körperliche Übungen und Erfahrungen allerlei Art, durch Bedürfnisse und Ersättigungen, wie sie nur sein können. Alles versteht sich pro positu[1], in welcher Art von Welt man lebt und sehen kann. Jeder Mensch wird finden, daß seine später verarbeiteten Gedanken immer von solchen Eindrücken, Visionen, Gefühlen, Sensationen, Phänomenen herrühren, die aber oft schwer zu suchen sind. Die Kindheit in ihrem langen, tiefen Traum der Morgenröte verarbeitet solche Eindrücke und modifiziert sie nach allen Arten, dazu sie Methoden bekommt. Dies führt auf ein drittes:

Man gebrauche seine Sinne, um von allem Begriffe der Wahrheit zu bekommen und nicht gleich mit dem ersten Eindruck dem Häßlichen und Falschen eigen zu werden. Ich weiß nicht, wie viel vortreffliche Folgen nicht entstehen müßten, wenn alle erste Eindrücke, die man uns liefert, die besten wären. Unsre gotische Fratzen und Altweibermärchen sind sehr schlechte erste Formen; die ersten Eindrücke von Tem-

[1] Je nach der Lage.

peln und Religion sind gotisch, dunkel und oft ins Abenteuerliche und Leere; die ersten Bilder und Gemälde sind nürnbergische Kupferstiche; die ersten Romane Magellonen[1] und Olympien[2]; wer denkt wohl dran, in der Musik die ersten Töne schön, sanft, harmonisch, melodisch sein zu lassen? Daher kommt's auch, daß unsre Seelen in dieser gotischen Form veralten, statt daß sie, in den Begriffen der Schönheit erzogen, ihre erste Jugend wie im Paradiese der Schönheit genießen würden. Hier sind aus meinem Beispiel die Folgen klar. Nach den ersten Eindrücken meiner Erziehung hat sich viel von meiner Denkart, von der Bestimmung zu einem Stande, vielleicht auch von meinem Studieren, meinem Ausdruck u. s. w. gerichtet. Was kann aus einer in Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Religion gotisch verdorbnen Jugendseele werden? Und was würde aus einer werden können, die mit den schönsten Begriffen des Schönen genährt würde? Hier starke menschliche Anreden! Proben z. E. von einem richtig gewöhnten Auge, Ohr, von einem Sinn des Schönen! Und denn Vorschläge und Vorbilder!

Wenn ich hier von Vorbildern der Schönheit u. s. w. rede, so sage ich nicht, daß unsre Seele in der Kindheit alle die feine Verbindungen von Begriffen schon habe, die in uns dies Sentiment bilden; die hat's noch nicht. Allein eben daß man der Verwirrung von Begriffen zuvorkommt, bildet man ihn. Wir lernen die feinsten Abstraktionen, die das Resultat langer Betrachtungen sind, die nicht anders als aus einer Menge feiner und seltner Verbindungen und Associationen mit andern haben entstehen können, in einem Augenblick durch den Hasard der Sprache oder durch schlechte Gelegenheiten. Ein schöner Jüngling müßte nichts als richtige Sensationen haben und aller Ideen beraubt werden, die noch nicht für ihn sind. Weil er aber in der Gesellschaft lebt und leben sollen, so geht diese Beraubung nicht lange an; aber

[1] „Die schöne Magelona", Ritterroman aus dem Französischen (Augsburg 1536). — [2] Wohl Übertragung des Namens der griechischen Spiele zu Olympia auf die Turniere.

in der Mitteilung auch dessen, was andre für ihn ausgedacht haben, und worin derselbe eingeweihet wird, muß wenigstens so viel Philosophie wohnen, daß er nichts wider seinen gesunden Verstand annehme, wenn auch schon manches durch die Gesellschaft acceleriert wäre; daß er nichts ohne richtige Sensation annehme, was er ausspricht, u. s. w. So muß er zum Begriff seiner Worte, seiner Tugenden und seiner Sentiments der Schönheit kommen.

Die Schönheit z. E., von wie vielen Ideen ist sie das Kompositum? von wie vielen Ideen aus ganz verschiednen Sachen gezogen? wie fein verflochten sind alle diese Ideen, von denen sie das Resultat ist? was setzen sie vor feine Begriffe schon wieder voraus von Ordnung, Maß, Proportion? Und diese Begriffe, was für eine Reihe Bemerkungen, Sitten, Konvenanzen[1] wieder? wie ändern sie sich also nach diesen Konvenenzen nach Ort, Zeit, Völkern, Nationen, Jahrhunderten, Geschmacksarten? wie viel Weisheit gehört also dazu, einer Jugendseele die ersten Eindrücke des Schönen in Formen, Gestalten, Körpern, Tönen richtig zu machen! ihn noch nichts von Schönheit überhaupt reden, sondern nur das Einzelne, jedes beste Schöne in seiner Art begreifen lassen! ihn allmählich von einem simpeln Gegenstande zu einem mehr verflochtnen führen! von Bildhauerkunst zur Malerei, von einfach schöner Musik zu einfach schönen Tänzen! Lebendige Gestalt wird er sich selbst suchen, nur laßt uns seine Seele so zur Richtigkeit der Begriffe und sein Herz zur Richtigkeit der Tugend gewöhnen, daß er auch in dieser so komplizierten Wahl noch richtig geht!

Was für einen Unterschied in der ganzen Doktrin gäbe dies! Die ganze Moral ist ein Register feiner abstrakter Begriffe, alle Tugenden und Laster das Resultat vieler feiner Bemerkungen, feiner Situationen, feiner Fälle! Jahrhunderte, Gesellschaften, Konvenanzen, Religionen haben dazu beigetragen! Welche kin-

[1] Übereinkünfte, Bestimmungen des Schicklichen.

dische Seele kann sie alle, indem sie das Wort hört und lernt, entziefern? Welcher Philosoph hat sie entziefert? Welcher lebendige Philosoph, wenn jener sie auch entziefert hätte, hätte sie so lebendig, um sie anwenden zu können? um dem Strom von Sprache, Gesellschaft, seinen Unterricht widerstehen zu können, der auf eine Seele losstürmt? Hier ein großes Geschäfte; der Verfasser des „Gouverneurs ou Essai sur l'education" (Lond., Nourse) hat einige angefangen: Schönheit, Herrschaft; simpler und philosophischer als er will ich ihm nachfolgen. Das Alter der Einbildungskraft ist leicht. Sie nimmt keine neue Bilder mehr an, sie wiederholt nur die vorigen. Noch ein andres höheres Alter: sie wiederholt sie auf einerlei Art. Das höchste endlich: sie wiederholt sie, ohne sie einmal völlig und ganz auszudrücken. Sie spricht wie mit schwacher Zunge, wie im Traum.

Alle Bilder, die wir sehen, malen sich in unser Auge, in unser Gehirn; da bleiben welche vielleicht materielle Spuren, das macht das Gedächtnis. Diese Spuren können aufgefrischt und zur idealen Gegenwart gebracht werden: das ist Imagination. Wie sie sich ins Gehirn malen? Physisch ist dies Problem noch nicht gnug aufgelöset; die Bemerkungen, die Maupertuis vorschlägt mit dem Gehirn der Malefikanten[1], würden dazu helfen, und denn würde gleichsam die Welt materieller Ideen lebendig. Wie sie sich im Gehirn erhalten und nicht von andern ausgelöscht werden? Huart[2] hat darüber Spitzfündigkeiten gegeben, die bei seinem Scharfsinn es wenigstens zeigen,

[1] Voltaire spottet in seinem „Diatribe du docteur Akakia", Maupertuis habe die Hirnschale der Riesen aufschneiden lassen wollen, um das Wesen der Seele zu erkunden. Thatsächlich schlug Maupertuis Sektionen und Beobachtungen an Verbrechern vor. — [2] Des Navarresen Juan Huarte Schrift „Examen de Ingenios para las sciencias" (Amsterdam 1662) erschien als „J. Huerts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt von G. E. Lessing" zu Zerbst im Jahre 1752. Aus Sätzen altgriechischer Philosophen und Ärzte und übereilten Kombinationen physiologisch-materialistischer Naturbetrachtung bunt gemischt, behandelt sie den Einfluß der Temperatur und der Feuchtigkeitsgrade im Körper auf den Geist, die Abhängigkeit der Begabung und des Temperaments von den Säften, empfiehlt sorgfältige Prüfung der körperlichen Konstitution für die Berufswahl und Verheiratung und gibt sonderbare Ratschläge für die Zeugung.

daß eine bessere Auflösung unmöglich sei, wenn man zu viel grübeln will. Wie sie sich im Gehirn wieder aufwecken lassen? Das ist eine von den dreien Unbegreiflichkeiten, die Scaliger[1] nicht auflösen konnte — lasset uns die Metaphysik lassen und praktisch reden!

Solange das Gehirn oder die Tafel der Seele weich und zart ist, alle neue Bilder mit aller Stärke, in allen Farben und Nuancen, mit aller Wahrheit, Neuigkeit und Biegsamkeit einzunehmen: da ist die weiche und wächserne Jugend der Seele! da fühlt ein Klopstock in seiner Kindheit alle die Bilder, die er nachher singt, modelliert und so mannigfalt verarbeitet! da steht die Einbildungskraft offen, und o wenn nur die guten, die besten Bilder jedesmal hineingebracht würden! — — Allmählich schließt sich die Seele, d. i. sie verarbeitet die vorigen Ideen; sie wendet sie an, so oft sie Gelegenheit hat; dadurch werden jene zurückgerufen und gleichsam stärker eingeprägt, immer zurückgerufen und immer stärker, das Gehirn also härter und fester; endlich werden sie eben durch die starke Erneurung die einzigen und ewig. Sie kommen immer wieder, und die Seele kann nichts denken, ohne daß sie wiederkommen. So kommen dem Klopstock seine eiserne Wunden und seine letzten Stunden immer zurück[2], daß er fast nichts ohne sie ꝛc. Natürlich daß sie endlich andern Ideen den Eingang wehren und an unrechtem Ort zurückkommen; die Seele, die gleichsam in einer neuen Gesellschaft mehr Neuigkeit, aber auch mehr Zwang hätte, stützt sich auf die alte, schon bekannte; die besucht sie; da gefällt sie sich; diese Furchtsamkeit, neue Ideen zu besuchen, diese Anhänglichkeit an die alten Freunde ist ein Zeichen des Alters.

Endlich kommt man gar so weit, zu erzählen, bis man im

[1] Julius Cäsar Scaliger (1484—1558), Arzt und Philolog, in seinen gegen den visionären Hieronymus Cardanus gerichteten „Exercitationes exotericae“ vom Jahre 1557. — [2] Daß Wunden mit eiserner Härte ertragen werden, ist ein immer wiederkehrendes Motiv in Klopstocks „Hermanns Schlacht“ vom Jahre 1769. Das Spiel mit Todesgedanken ist besonders in seinen Oden der vierziger Jahre häufig, so in denen „An Giseke“, „An Ebert“, „Selmar und Selma“, „Salem“, „An Fanny“ u. s. w.

Erzählen sich vergißt und nur schwache und träge Abdrücke in Worten gibt von dem, was man denkt und sich einbildet. So wie ein langer Lügner endlich selbst seine Lügen vorträgt, ohne daß er's inne wird, so auch ein langer Erzähler, ohne daß er erzählet. Er verliert die Aufmerksamkeit auf das, was er sagt, ob es auch für einen, der so etwas nicht gesehen, nicht gehört oder nicht so oft erzählen gehört hat, als dieser es selbst erzählt hat, so ganz, so eindrücklich, so vollständig sei, daß es ganzen Eindruck geben könne. Daher z. E. bei Klopstock in seinen Liedern die schwachen Wiederholungen aus seinem „Messias"; ihm sind diese und jene einzelne Züge im ganzen eindrücklich gewesen; er glaubt, daß sie andern so einzeln, als sie ihm einkleiben, auch so mächtig sein müssen; er vergißt also, das eindrückliche Ganze zu geben, und wird schwach, matt, tot. O Jugend der Seele, die so stark spricht, als sie siehet und fühlet! Mit jeder Wiederholung schwindet ein Zug der Aufmerksamkeit, mit jeder Wiederholung schwächt sich Bild; es wird nur Nachbild, Nachabdruck, und endlich ist's die geschwächteste Gestalt der Seele!

O ihr großen Meister aller Zeit, ihr Moses und Homere! ihr sangt durch Eingebung! pflanztet, was ihr sanget, in ein ewiges Silbenmaß, wo es sich nicht regen konnte; und so konnte es so lange wiedergesungen werden, als man wollte. Wir in unsrer matten, unbestimmten, uns selbst und jedem Augenblick überlassnen Prose wiederholen und prosaisieren so lange, bis wir endlich nichts mehr sagen. So geht's einem alten Professor, der gar zu oft einerlei gelesen, einem alten Prediger, der gar zu oft einerlei gelehrt, gesagt, verrichtet hat, einem alten Witzlinge; er wird endlich schwach; was Stachel sein sollte, ist's nicht mehr, was Delikatesse sein sollte, wird Finesse; kurz, Fontenelle in seinem Alter, wie ihn auch Clément charakterisieret, einem alten Anakreontisten, wie es Gleim zeigt, einem alten Spötter, wie es Voltaire beweiset, u. s. w.

Welche große Regel: mache deine Bilder der Einbildungskraft so ewig, daß du sie nicht verliereſt, wieder-

hole sie aber auch nicht zur Unzeit! eine Regel zur ewigen Jugend der Seele. Wem seine ersten Bilder so schwach sind, daß er sie nicht stark und in eben der Stärke von sich geben kann, da er sie empfangen, der ist schwach und alt. So geht's allen Vielbelesnen und Zuvielleseuden, die nicht Gelegenheit haben, das, was sie gelesen, einmal stark und lebendig zu wiederholen, oder die nicht Lebhaftigkeit gnug haben, zu lesen, als ob man sähe, fühlte, selbst empfände oder anwendete, oder endlich, die durch zu überhäuftes, schwächliches, zerstreutes Lesen sich selbst aufopfern! So geht's mir. Indem ich mich zu sehr aus meiner Sphäre wage, indem ich nie mit ganzer zusammengenommner, natürlich vollkommnen Seele lese, so wird kein Eindruck ganz! Nie so ganz, als ihn der Autor empfand, oft nicht einmal so ganz, daß ich ihn sagen oder mir nur stark und vollendet denken kann. O greise, schwache Beschaffenheit der Seele! Der Magen ist verdorben, die Natur geschwächt, die Seele keinen wahren Hunger, also auch keinen wahren Appetit zur Speise, also auch keine starke, völlige Verdauung, also auch keine gesunde Nahrung.

Wie ist ihm zu helfen? Wenig essen, viel Bewegung und Arbeit, d. i. ohne Allegorie wenig lesen, viel überdenken mit einer gewissen Stärke und Bündigkeit, und denn üben, anwenden. Wie, wenn dazu meine Reisen dienten? Da komme ich in die Notwendigkeit, nicht immer lesen oder vielmehr lesend schlendern zu können; da muß ich tagelang ohne Buch bleiben. Da will ich's mir also zum Gesetz machen, nie zu lesen, wenn ich nicht mit ganzer Seele, mit vollem Eifer, mit unzerteilter Aufmerksamkeit lesen kann. Hingegen will ich alsdenn an das, was vor mir liegt, denken, mich von der greulichen Unordnung meiner Natur heilen, entweder zu sehr voraus oder zu spät zu denken, sondern immer die Gegenwart genießen. Alsdenn wenn ich das Buch ergreife — nicht anders als mit voller Lust und Begierde und so, daß ich endlich so weit komme, ein Buch auf einmal so lesen zu können, daß ich's ganz und auf ewig weiß, für mich, und wo ich gefragt werde, wo ich's anwenden soll, und auf welche

Art auch die Anwendung sein möge. Ein solches Lesen muß Gespräch, halbe Begeisterung werden, oder es wird nichts! —

Einzelne Blätter zum „Journal der Reise".

5.

Schöne Künste——in Paris geschrieben den 2. Dezember.

Ich habe das Theater betrachtet wie ein tableau parlant; aber die Oper mit dem singenden offnen Maul der Arnould[1] und den Pausbacken des Sängers und den Minauderien[2] der Rosalie[1]; welch Gemälde?

Ich konnte die Sprache im Anfange noch nicht und hörte also mit den Augen. Selten habe ich das erreicht, was ich nachher las; selten das gesehen, was ich nachher fühlte und sehen wollte. Liegt die Schuld am Autor? am Musikus? am Akteur? oder an mir?

Ich habe oft Stücke voraus gelesen und mir denn den Auftritt sichtbar und hörbar imaginiert, und nachher oft nichts gesehen und zu viel gesehen, und nichts gehört und zu viel gehört. So bin ich die „Zaire", die „Semiramis"[3], das „Préjuge nach der Mode"[4] durchgegangen und will's noch durchgehen.

Ich habe die Tänze der Oper mit der Musik verbunden — um den hörbaren Ausdruck sichtbar zu sehen, und Modulation gefunden, Maß gefunden, Linien gefunden; aber keine Kraft — oft selbst keine Stellungen des Wohlstandes, der Wohlform, des Ausdrucks — aber Geschwindigkeit, Spiel und Mißstellungen des Körpers.

Ich habe in allen schönen Künsten Menschheit gesucht und sie nicht immer gefunden; was hätte z. E. aus „Psyche und Amor"[5] werden können! und wie muß sich die Arnould quälen, vieles auszudrücken auf einem allegorischen Grunde, der nichts

---

[1] Sängerinnen. — [2] Kokettes Mienenspiel, Ziereien. — [3] Vgl. S. 386, Anm. 3. — [4] Vgl. S. 390, Anm. 2. — [5] Das „Tragédie-ballet Psyché", das Molière mit Quinault und Corneille zusammen zur Verherrlichung des Friedens von Aachen (1668) schuf.

ist! Was ist im Tanze Menschliches? Menschliches in der Musik? — — Es wird die Zeit kommen, da unsere Musik erscheinen wird wie unsere gotische Baukunst, auch künstlich im kleinen und nichts im großen — keine Simplizität, kein menschlicher Ausdruck, kein Eindruck.

Ich habe in den Theaterstücken Welt, Jahrhundert, Nation gesucht und immer französische Nation gefunden. — In „Semiramis", „Tancred"[1], „Zaire", „Horazier"[2], „Tell"[3] — wo ist da assyrische, Ritter-, türkische, römische, Schweizer Welt? Viel für die Augen von Unterschiede, nichts für den Geist im ganzen Eindruck! Einzelne Maximen und Akkommodationen wollen nichts sagen.

„Zaire" ist christlich, und ich kenne kein Stück, das minder christlich wäre. Ein elender Name, eine Zerimonie, eine Religion ohne Kenntnis kommt und stört die Menschheit, die süßeste Liebe und macht die edelsten Seelen unglücklich. Und warum? —

„Zaire" ist ein Stück der Liebe? ja, aber nicht die ersten Auftritte, nicht die Komplimente. Auf die französische Liebe gerechnet: sie sind Galanterie. Aber die Auftritte, da Zaire zwischen Gott und der Liebe, zwischen ihrem Gott und ihrem Orosmann steht — — die sind rührend. Was würde eine liebende Seele ihrem Geliebten nicht aufopfern!

„Tankred" ist ein Stück voll Chevalerie; ist das aber wahre Chevalerie, so wie sich hier der Ritter der Geliebten annimmt und dem Vater sie aufopfert? Und diese Chevalerie, machte sie glücklich? den Helden? die Braut? Ist's nicht ein Stoß in die Chevaliertugend, daß die große heldenmäßige Geliebte ein solches Billet schreiben kann? Das Stück im ganzen zeigt im Ausgang das Glück der Chevalerieliebe.

„Semiramis": alles ist Pracht, Pomp, fürs Auge —

[1] Von Voltaire. — [2] Trauerspiel von Pierre Corneille. — [3] Ein Trauerspiel von M. le Miere, von dem es in dem Berichte der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" über die neuen Schriften aus Frankreich vom Jahre 1767 heißt, es sei bis zum 3. Jänner siebenmal hintereinander aufgeführt, aber zu wenig dramatisch und rührend gefunden worden.

wenig für die Seele, als der vierte Auftritt: die Erkennung. Voltaire hat dies Stück fürs Auge geschrieben, er hat alles gethan, um auf den Schluß zu bereiten; der Schatte, sieht man, ist sein Hauptwerk, und ich kenne nichts Frostigers als dieser Schatte; so geht's, wenn man etwas wagt, bloß um neu zu sein, nicht neu ist, weil man's sein muß.

„Semiramis" ist fürs Auge; welch Gemälde, alle die Herrlichkeiten Babels, die die Dekoration vorstellt, und eine im ersten Auftritt traurige Semiramis! — Dumenil[1] hat nichts weniger als diesen fressenden Gram gemacht und macht nie eine anhaltende Situation. — Das sollte ein Gemälde für Könige, Helden, Erobrer sein!

„Semiramis" ist fürs Auge, und welche Fehler fürs Auge! Die Schachtel, die kommt und wieder kommt, die Magier, die Priester, die kommen und wieder kommen und nichts thun, und endlich die Ermordung im Grabe. — Voltaire hat über der Dezenz und der Zubereitung zu seinem Schatten alles Unwahrscheinliche und . . . . . vergessen.

Assur (machte Mole[2]): kein größer Ärgernis, als ein Bild von einem Charakter im Kopfe zu haben und sich nachher so betrogen sehen! Hätte er ihn aufs beste gemacht, seine Person, sein Bild — alles war nicht Assur.

Die Momente der größten Aktion sind die simpelsten; Dumenil, wenn sie zuspringt, zufährt — Le Kain[2], wenn er trotzt und starrt; jene, wenn ein Schrei ihr entfährt; dieser, wenn ein starkes Wort ihm austrabt — alles Händewerfen, Schreien, Schluchzen, Weinen, Tanzen, Fortwerfen der andern ist nichts.

Pracht hindert an allem; die Chevaliersauftritte, die Semiramis- und Zaireauftritte, mehr sombre und ohne Pracht, wären tausendmal stärker. — Das ganze Theater ist zu sehr Theater; es sollte antike Welt sein. Tragédie soll eignes Theater haben als Komödie, weil jene eigne Welt hat: größer, stärker, tiefer, sombrer[3] alles!

[1] Schauspielerin. — [2] Schauspieler. — [3] Schwermütiger.

Ich habe ganze Stücke gehört und keinen inartikulierten Schrei der Natur und Leidenschaft gefunden, der natürlich wäre, Stücke gesehen und keine Bewegung, keinen Tritt gesehen, der stumm gerührt hätte. O Zaire! Zaire! — — Dumenil hat beides durch Natur — Le Kain durch Kunst!

Tragédie ist nicht für Frankreich — alles ist fremde Natur — fremder Auftritt — fremde Leidenschaft — fremde Welt. — Tragédie ist selbst nicht für Monarchien wie Frankreich; da ist nichts als der Schaum der Liebe, der Empfindung, der Leidenschaft — — Tragédie ist am wenigsten für französische Sprache, welche Inversionen, Künstelei, Komplimente, Jargon abstrakter Begriffe, Philosophie über Leidenschaft und keine Leidenschaft mehr. — Selbst Voltaires Stücke nehme ich nicht aus.

Eine „Zaire" in die wahre Sprache der Leidenschaft übersetzt — welch ein Werk! ihr alle abstrakten Einkleidungen durch Phrases genommen, jeden nackt sagen lassen, was er sagt — welch ein Werk! Oder fühle ich nichts, weil ich ein Deutscher bin?

Etwas ist dran! Ich müßte die französische Sprache . . . in meiner Jugend gelernt haben, um alles Rührende und Melodiöse in ihren Worten zu finden. Ich sehe es aus einzelnen Ausdrücken, die mir eindrücklich werden, aus einzelnen Arien, die ich erst fühlen lernen muß. Jetzt verstehe ich nur Französisch für das Auge, nicht fürs Ohr, fürs Herz!

Anwendung auf Griechisch und Latein — Griechisch zu hören, als ob ich's fühlte — welch ein Werk! Wird mir das Latein zur italienischen Sprache helfen? Ich hoffe es; was wäre das vor Nutzen, in meiner Jugend Latein gelernt zu haben.

Der wahre Ausdruck der Leidenschaft ist Simplizität; sehet eine Sophie, einen Jones, eine Annette, einen Lubin[1], wenn sie singen! Seht Dumenil, wenn sie sich vergißt und zufährt! Le Kain, wenn er starrt! O Italiener! o Dumenil! o Le Kain!

---

[1] Dem regelmäßigen Lustspiel sich nähernde Operetten; „Annette et Lubin" von Charles Simon Favart (1727—72) sah Goethe während des Siebenjährigen Krieges in Frankfurt.

Welche Schule der Sitten ist in der Welt besser als Theater! Hier, wo Laster und Tugenden, Narren und Bösewichter, Tugendhafte und Helden in Person, im Bilde, im Leben, in Aktion, in Geschichte erscheinen! für Auge, Ohr, Seele, Illusion! — O, was für nützlichere Sache, als dem Theater mehr Illusion zu verschaffen? — Wer das thut, der arbeitet für die Menschheit.

Eine K .... in die „Semiramis" gesetzt; diese ohne Schatten und Fratzen, in mehr Illusion vorgestellt, welch ein Eindruck! — ist's denn umsonst und unmöglich die Kraft, die Shakespear dem Theater in seinem „Hamlet" gibt?

Gehe ins Theater! erwarte einen Tartuffe, einen Misanthropen, eine Zaire! Denn gehe in die Kirche und erwarte eine frostige Predigt! denn gehe in die Messe und erwarte nichts zu hören und zu sehen, was du immer gesehen! denn gehe ins Grab der Geneveva und falle nieder und erinnere dich ihrer Fratzentugenden; wo hast du mehr?

Wird eine Zeit kommen, da man Klöster und Kanzeln zerstören wird und das Theater säubern und zu aller Illusion bringen? und honette Komödien von jeder andren unterscheiden? und ihr und ihren Akteurs einen eignen Namen geben? und sie ganz absondern? — — Ein Monarch muß anfangen und eine solche Akademie der Sitten stiften; aber ja, daß sie nichts mit den Possen und dem Abenteuerlichen gemein habe, sonst ist alles verloren. O könnte ich dazu was beitragen! Ich will wenigstens Diderots Stimme[1] verstärken!

Werde ich jetzt je über Figur und Form streiten wollen, nachdem ich den „Mari forcé"[2] gesehen? Je mehr mich durch eine Meinung in Eifer setzen lassen, die mich mit dem menschlichen Leben in solchen Kontrast setzt als diese Philosophie gegen den Heiratenden? Je mehr die Sprache der Abstraktion affektieren, die so vom Bonsens abweicht, als das il me semble?[3] — — —

[1] In der Widmung des Lustspiels „Der Familienvater" an die Prinzessin von Nassau-Saarbrücken und den „Unterhaltungen" im „Theater des Herrn Diderot". — [2] Vielmehr „Mariage forcé" von Molière. — [3] Mit Beziehung auf die Belehrung, die in diesem Molièreschen Stücke, Sz. 8, der Doktor Pyrrhonicus Marphorius dem

Der Kerl, der Bauer im Nachspiel[1], macht die Rolle des Bonsens ungemein gut! —

Die Schwürigkeit, in die das nicht cocu[2] sein und seine Frau umgebracht haben, in der „Femme juge et parti“[3] setzt, zeigt wenigstens, daß selbst die eheliche Ehre, mit dem Tode bestraft, was Unrechtes enthalte — — und welche Ehre enthielte es denn nicht, wenn diese es ist? Tod ist gar zu natürlich; — — Das cocu sein, wenn es nicht geschehn ist, ist Imagination! —

Aber es könnte ein besser Stück über „Femme juge et parti“ gemacht werden, da ein Weib durch Kabalen spielt und zeigt, was sie kann, da sie es hier unwahrscheinlich und widersprechend in Person zeigen will! Hier ruft man im Guten, aber in — — aus: „Was kann nicht ein Weib!“ dort würde man's im Bösen und Politischen ausrufen.

Sganarelle erteilt, daß man auch von sicher Gewußtem z. B. nicht sagen dürfe, je suis venu, sondern il semble que je suis venu. — [1] Alcibas; ebenda, Sz 16 — [2] Hahnrei. — [3] „Die Frau als Richter und Kläger in einer Person“, eines der vielen Lustspiele von Antoine Jacob Montfleury (1648—85).

Schulreden.

Einleitung des Herausgebers.

Schulreden zu halten, hat Herder in zwei Abschnitten seines Lebens Veranlassung gehabt, als junger Lehrer an der Rigaer Domschule und in dem von 1777 bis 1803 verwalteten Ephorat des Weimarischen Gymnasiums. Schon in jener Stellung durfte der sich mit schulreformatorischen Plänen tragende Mann dreimal seine Begeisterung für die höhere Jugendbildung und sein Verständnis für deren Aufgaben in Schulreden zum Ausdruck bringen. Wie fleißig und gern er in Weimar sein Aufsichtsrecht zur Darlegung seiner pädagogischen Ansichten benutzt hat, bezeugen nicht weniger als 37 Schulreden aus dieser Zeit, die zum kleinen Teil bei der Einführung neuer oder zum Gedächtnis verstorbener Lehrer oder bei einer Abiturientenentlassung, zumeist, nämlich 31, vor oder nach öffentlichen Prüfungen gehalten worden sind. Diese 40 Reden, neben denen nach Suphans Berechnung nur sechs verlorengegangen sein dürften, füllen die stärkere erste Hälfte (S. 1—290) in SWS, Bd. 30. In unserer Ausgabe konnten nur drei Platz finden.

Die erste: „Von der Grazie in der Schule" aus dem Jahre 1765, ist aufgenommen als Zeugnis des Geistes, in welchem Herder sein erstes Schulamt als Kollaborator in Riga angetreten und Zeit seines Lebens die Thätigkeit eines Lehrers — nicht bloß in der Schule — geübt oder doch beurteilt hat. Die beiden anderen, auf der Höhe der achtziger Jahre gehaltenen Reden sind zwei Gegenstücke zu dem „Ideal der Schule" im Reisejournal aus dem Jahre 1769: aus Herders Aufsicht über das Weimarische humanistische Gymnasium hervorgegangen, bedeuten sie gleichwohl keinen Bruch mit dem älteren Ideal, aber eine wertvolle Ergänzung und eine Anbequemung an die gegebenen Verhältnisse nach dem Bedürfnisse der Zeit. Wer die Bildungsmittel so wie Herder in der aufgenommenen zweiten Rede nach der an ihnen gewonnenen geistigen und sittlichen Förderung und nicht nach ihrer Umsetzung in Geldeswert und Berufsgeschäfte einschätzt, ist darüber erhaben, daß er ehedem die Realien um der bloßen Nutzbarkeit

willen bevorzugt und die klassischen Sprachen unterschätzt habe; denn es ist derselbe, nur individualisierende, verschiedenen Zwecken verschiedene Mittel dienstbar machende Herder, der 1769 das Tagebuch seiner Reise schrieb und 1767 in der zweiten Sammlung der „Fragmente" in dem Abschnitte „Von der griechischen Litteratur in Deutschland" begeistert deren Eindeutschung und durch den Mund Nicolais mehr Pflege der griechischen Sprache forderte (vgl. S. 128, Z. 4 ff.). Wer anderseits in seinen Ausführungen über den Sprachunterricht die Gewinnung und Nachbildung des Inhaltes der Schriftsteller als Zweck hinstellt, wie Herder schon im Reisejournal, muß von dem Verdachte frei bleiben, ein Feind der Realien geworden zu sein, weil er für sein Gymnasium, in erster Reihe eine Sprachschule, zuerst Sprache, Schreibart und Vortrag, dann erst Geschichte, wovon ihm nach einer anderen gleichzeitigen Rede (SWS, Bd. 30, S. 96) die Erdkunde unzertrennlich ist, und zuletzt Philosophie und Mathematik als die schönen Wissenschaften erklärt, auf die sich das studium humanitatis gründe. Zur Menschheit und für die Menschheit zu bilden, hat er, wie in der dritten unserer Reden, auch im Reisejournal laut genug als sein Ziel bezeichnet. Nur kehrte er gegen die Alleinherrschaft des verknöcherten Grammatikunterrichtes in den sechziger Jahren das Gegengewicht des Sachunterrichtes mehr hervor; gegenüber der Übertreibung der achtziger Jahre dagegen, der Schule die Einübung allerhand praktischer Fertigkeiten zuzumuten oder die Tändelei mit sogenannten galantiora zu gestatten, setzt er ihren Zweck in eine in strenger Zucht und Arbeit zu gewinnende allgemeine Menschenbildung. Wenn er aber fürchtet, daß dazu für immer Griechen und Römer einzig in ihrer Art bleiben werden, so will er auch im griechischen und lateinischen Gewande lediglich die Sachen und keinen Formalismus, die Griechen und Römer selber, entkleidet alles gelehrten Wortkrams darum und darüber, und gleich thöricht ist ihm der, der cui bono? bei geometrischen oder Stilaufgaben fragt, mit dem, der diese Frage bei Äsop oder Anakreon hören läßt. Kurz, Bildung zur Humanität ist auch in der Schule sein unverrücktes Ziel, ob er nun als Mittel zu einem dazu führenden Sachunterricht früher die Realien, später die alten Sprachen bevorzugt hat.

1.

Von der Grazie in der Schule.

(Rede bei der Einführung als Kollaborator an der Domschule am 27. Juni[1] 1765, am Tage der Vorfeier der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina.)

Ich besteige also diesen Redestuhl, auf den ein hochedler und hochweiser Rat mich aufgeführet — öffentlich will ich mein Amt jetzo antreten, da ich schon vor mehr als einem halben Jahre in dasselbe eingeführt worden bin; öffentlich will ich jetzo Ihnen, den Vätern dieser Schule, meinen Dank abstatten, meine Ergebenheit bezeugen, meine Wünsche darbringen und mir Ihre Gewogenheit erbitten. —

Nehmen Sie also meinen Dank an, daß Sie mich mit der Stelle, in der ich rede, beehret haben — doch nein! — vor das Zutrauen, das Sie auf mich, einen damals Ihnen Unbekannten, setzten, den Sie zum Mitarbeiter dieser Schule riefen, weiß ich, fodern Sie keinen Dank. Sie hofften damals vielleicht etwas von mir aus einer vorläufigen Gewogenheit — allein Sie mußten es bloß hoffen. Ich weiß, Sie denken zu edel, als daß Sie mir nicht den Stolz verzeihen sollten, wenn ich den Dank für ein Lob und ein Zutrauen verbitte, ehe man mich kennen konnte. In diesem Fall wird mir der einzige Dank übrig gelassen, das zu sein, was ich versprochen, und Ihre Erwartungen zu erfüllen.

Aber ich habe wahrere und größere Ursachen zum Dank: daß Sie bisher, verehrte Gönner, meinen Arbeiten ein Auge der Aufmerksamkeit gegönnet, daß Sie Ihre Zufriedenheit mir bezeugt und mich dadurch anfeuern, mich Ihnen ganz aufzuopfern, daß

[1] D. h. alten Stiles, also 8. Juli unserer Zeitrechnung.

ich in Ihrem zu verehrenden Kreise Gönner und Unterstützer, ja noch mehr Freunde und Ratgeber gefunden, für alles dies danke ich Ihnen mit ganzer, mit feuriger Seele. — O welch ein Vergnügen ist's, unter Aufsehern und Vätern zu stehen, die man sich würde gewählt haben, wenn uns die Wahl frei wäre! —

Mit welcher heitern Stirn und mit welchem freien Munde kann ich also in diesem Zirkel meiner Mäcenaten, Gönner und Freunde sprechen, da ich mit Ihrem meinem Herzen heiligen Namen meine Rede eröffnen und gleichsam einweihen kann, da ich die seltne und so vorteilhafte und reizende Gelegenheit habe, in einem Kreise von Kennern und Verehrern der schönen und gründlichen Wissenschaften, die alle mich verstehen, die alle meine Abrisse ausbilden, die meine Fehler bedecken, daß ich vor solchen rede, wie stolz ich darauf sein würde, Ihren Beifall zu erlangen; aber noch stolzer bin ich, die Wahrheit zu sagen.

Ich weiß, hochedle und hochweise Herren, Sie fodern von mir nicht, daß ich Ihnen gleichsam eine Schulprobe über ein hinkendes Schulthema mit trocknen Schulgebärden deklamiere, daß ich dabei alle Handwerksformen unsrer Redekünstler plündere und Ihnen statt eines blühenden Körpers ein Gerippe von Gründen darstelle. — Statt Worte zu säen, kann ich Sachen pflanzen, und da ich schon meine Stelle kenne, da ich selbst die meisten Klassen dieser Schule durchgangen bin und mir schmeichle, überall mehr als ein Handwerkslehrer gewesen zu sein — worüber soll ich eher reden, als wenn ich von dem Wege, der mir angewiesen ist und den ich antrete, rede?

Es ist bekannt, daß in der Zeit, da man unsere Domschule etwas von den alten Schlacken reinigen, da man etwas den alten Wandel nach väterlicher Weise einschränken und dem Gebäude außer einer Festigkeit noch einen äußern Glanz der Schönheit geben wollte, die Stelle eines Mitarbeiters bewilligt wurde. Die verdienten Väter dieser Schule beliebten die Palingenesie[1],

[1] Wiedergeburt, Verbesserung.

den ehemals gewesenen Kalligraph nicht in einen Vikär und Füllzügel[1] der übrigen Klassen, denn dies ist wirklich bloß eine gute und nützliche Nebenabsicht gewesen, sondern ihn in einen Lehrer umzuschaffen, der die großen Lücken in Plan dieser Schule einigermaßen ausfüllen, der die Schulwissenschaften mehr mit dem Angenehmen, mit dem Brauchbaren, mit der Welt versöhnen sollte.

Ich will mich rechtfertigen! Die Naturgeschichte ist das Feld, das nach vielen neuern und sehr gründlichen Erziehungsplanen vielleicht am allermeisten unter den Schulwissenschaften das Genie entwickelt, die Augen schärft, von einem zum andern überzusehen, ein Feld, was die Aufmerksamkeit der Kinder einzig und allein vorzüglich beschäftiget, und diese Wissenschaft fehlte — und sie ward sein Anteil; — die spezielle Geschichte der Länder um uns gibt uns einen inneren Abriß von ihnen und ist also soweit nutzbarer, als die universalhistorische oft nur ein bloßes Skelett wird; — das Französische, die Mathematik, der Stil, alles Wissenschaften, die gleichsam die Grazie zu den Schulwissenschaften bilden, die man nicht bloß der Schule, sondern der Welt lernen muß; kurz, ein Mitarbeiter kann, nach dem meisten gerechnet, ein Lehrer des Schönen und Weltmäßigen heißen, sollte es auch sein, daß er sich bis zur Orthographie verirren muß. Will man ihn nicht als eine Säule der Schule ansehen, so betrachte man ihn als die Zierat zu dem Ganzen, die also immer unentbehrlich ist, solange diese Schule in einer Stadt steht, wo man keine mönchsmäßige Gelehrsamkeit hegen, wo man die gründlichen Wissenschaften mit Nutzbarkeit und Grazie vereint sehen will. Da der Geschmack unsrer Zeit, indem sich das Nutzbare mit den Strahlen der Bequemlichkeit und des Anstandes kleidet, einen Wohlstand auch in die feinsten Beziehungen eingeführt, ja noch weit wichtigerer Ursachen wegen, will ich einige Betrachtungen hinstreuen, „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse".

[1] D. h. Füllziegel, Ziegel zum Ausfüllen des Fach- und Mauerwerkes

Die Grazie? welch ein ungewohnter Ausdruck! Verzeihen Sie, meine Herren, dieses Wort, das in der neuern schönen Litteratur schon das Bürgerrecht erhalten; nennen Sie es Reiz, Anstand, Schönheit, Anmut, Annehmlichkeit, Holdseligkeit; alles dies sind Teile, sind Grade, sind Charaktere[1] der Grazie, aber kein Wort einzeln erschöpft ihren Begriff ganz. Das, was die Griechen, die unnachahmlichen Griechen, mit dem Namen der himmlischen Venus[2] benannten, was Plato, der Lehrer der Schönheit, als die Anmut der Wissenschaften und den Reiz der Tugend schildert und gleichsam für ihrem Bilde niederknieet, die schöne Natur, die die Poeten und Künstler nachahmeten, die wahren Weisen und Tugendhaften an sich haben, den Reiz, den Plinius venustas[3] und Quintilian gratia[4] nennt, den Shaftsbury seinen Virtuosen der Weisheit, der Tugend und des Geschmacks zueignet[5]: diese himmlische Göttin der Schönheit will ich unter einem menschlichen Bilde eines Lehrers und eines Schülers zeichnen, in die Schule sie einführen, in den Ort, wo Jünglinge alle im Alter der Grazie ihre Bildung erwarten; ich will zeigen, wie sie ihre Reize über den Unterricht und Methode, über den Charakter und die Sitten des Lehrers ausgießen muß, damit er den erhabnen Ernst und die väterliche Annehmlichkeit gewinnt, die seinen Schülern das Herz nimmt und es möglich macht, daß er ihnen Liebe zu den Wissenschaften, zur Tugend und Grundsätze zu leben einflößet. — Eben der Grazie, die ich schildre, sei auch diese Rede zu den Füßen gelegt; sie bestreue Gedanken mit Einfalt und Ausdruck mit Blumen!

Nein! es ist leider nicht der erste Begriff, den man mit einem Schullehrer verbindet, daß ihn bei seiner Geburt die Grazie des Himmels angeblickt habe, daß er in seiner Jugend ihr seine Wis-

---

[1] D. h. Formen. — [2] (Aphrodite) Urania. — [3] Liebenswürdigkeit, Liebreiz. — [4] Anmut. — [5] Nach dem englischen (Moral-)Philosophen Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (vgl. S. 48, Anm. 1) ist „virtuos", d. h. unbedingt sicher in der Fällung eines Erkenntnis- oder Geschmacksurteils oder in der Ausübung einer Tugend derjenige, der den natürlichen Affekt, die Neigung für das Wahre, Schöne und Gute durch Übung genügend ausgebildet hat.

senschaften aufgeopfert hätte, daß sie ihn in die Schule begleitete und sich gleichsam einen Ort voll Staub zur Werkstatt wählen sollte. — Freilich sieht man selten an einem Schullehrer, daß im Umgange sowohl als in seinem Amte auf seinen Lippen und in seinem Betragen die Annehmlichkeit wohnen sollte. Wie, schließt man, muß er sein, wenn er mit seinem Schulzepter zugleich alle Areopagusmienen[1] des korinthischen Dionysius[2] annimmt? Man macht den Schluß schnell, etwas hart und vielleicht nicht immer mit Wahrheit; indessen kommt doch ein Bild heraus, so grotesk, als Hagedorn seinen Herrn Jost[3] und Nikolaus Klimm seinen Ziegenbock, Horaz den Orbil[4] und alle alte und neue einen Pedanten schildern. Sein Kreis von Wissenschaften, sagt man, erstreckt sich vom Donat, unserm ersten Märtrerbuche, an dem wir uns zu Doktors gelernt und er sich zum Tagelöhner arbeitet, von diesem teuren Buche an bis zu etlichen leeren Untersuchungen über das ontologische Ding; seine Methode, fährt man fort, ist auch nach dem barmherzigsten Lexikon Pedanterei, seine sogenannte gute Sitten ein knechtischer Schulzwang; sein bester Wohlstand sei trockne Steifheit und ein Gängelwagen, der höflichgrob macht.

O, ist das das Bild des Lehrers, so ist er ein Schrecken der Knaben und seine Wohnung, statt eine Wohnung der Huldgöttinnen zu sein, eine Höhle voll Staub, und solchen Begriff pflanzt man gemeiniglich den Kindern ein. Die Schulen sind die ersten Gefängnisse, mit denen man ihnen droht, und wo man ihnen das Sitzen, das Lernen und weiß Gott welche ritterliche Übungen mehr beibringen werde. Einen Schulknaben — vielleicht weil man selbst unter seinem so mißgebildeten Lehrer in seiner Jugend sich formte — einen Schulknaben denkt man sich als einen, der

---

[1] (Gerichts-) Amtsmiene. — [2] Übersetzung des sprichwörtlichen *Διονύσιος ἐν Κορίνθῳ*; dort soll der Tyrann Dionys der jüngere (Schillers „Bürgschaft") nach seiner Vertreibung aus Syrakus Schule gehalten haben. — [3] Diese Hagedornsche Gestalt eines reichen Mannes zeichnet Herder selbst in der ersten Niederschrift als „Mann mit einem Catonischen Amtsgesicht und einem steifen Gang". — [4] Der gern Schläge austeilende Lehrer des Horaz („Episteln", Buch 2, Nr. 1, V. 71).

bloß vor die Schule lernt, Wissenschaften lernt, die ihm nachher wie ein gelehrter Dunst zerfahren müssen, wenn sie nicht seinen Witz ersticken sollten. Die Ammen haben unsern Kopf zum erstenmal geformt, der Schullehrer zum zweitenmal; wenn wir in die Welt träten, geschähe die dritte und notwendigste Bildung. — —

Ich will nicht die Schullehrer verteidigen, weil ich selbst einer bin; ich will nur ein paar Ursachen anführen, warum sie so selten mit dem Reiz der Grazie gesalbt sind. — Wer drängt sich gemeiniglich zu so staubichten, unbekannten Stellen, als wer mit einem niedrigen Los, einer unfreundlichen Minerve, einem widrigen Schicksal und unglücklichen Talenten zu kämpfen hat? Jenes feine Genie kehrt in die große Welt und singt wie die Vögel, nur die melodielose Schwalbe nistet sich an die Häuser und lernt bauen. — Zum zweiten unterdrückt auch der offenbare Handwerkston, auf den man die Lehrer ansieht, mit der Zeit den feinen Reiz, der in der Schule locket und auf einem freiern Schauplatz glänzt. Wenn der feinste Geist 40 Jahre im siberischen Exilio lebt, wird er auch ein Ostiake; wenn man ihn offenbar auf den Fuß eines Lohndieners nimmt, verliert er allen Mut, mit der Annehmlichkeit des Virtuosen zu arbeiten; wenn er keine andre Beförderung und Lohn als den Schulstaub sieht, so muß er, um sein Schicksal erträglich zu machen, sich in eine Schulfalte legen, er wird ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und ein pöbelhafter Ökonom in seinem Hause; — seine eigne enge Sphäre gibt ihm dies System ein, das den elenden Grundsatz zum Mittelpunkt hat: die Welt gehe, wie sie will, ich thue das Meine so hin! — Immer elende Schulen, die so bestellt sind! —

Und sie sollen Pflanzstätte des gemeinen Wesens sein? — in ihnen sollen zarte Reiser gezogen werden von so steifen Händen? — von hier soll unsre Republik nach uns kommen, aus ungebildeten Händen, die wie Epimetheus die Schöpfung verderben[1]? die

[1] Epimetheus, der Bruder des Prometheus, hob unbedacht den Deckel von dem alle Übel enthaltenden Fasse der Pandora; alsbald verbreiteten sich die Übel über die Erde, wie es Zeus zur Strafe für Prometheus' Entwendung des Feuers beabsichtigt hatte.

Kinder sollen den Lehrer lieben, den ihre Väter nicht achten, weil sie ihn bezahlen? — sie sollen hier Grundsätze zu leben lernen, wo sie sich an allen Grundsätzen verekeln? — elender Staat! —

Nein, meine Herren! wenigstens aus Patriotismus zeichne ich Ihnen ein ander Bild, des Lehrers der Grazie, sollte es auch nur ein Idealbild als[1] Platons Republik sein, das nie in allen seinen Teilen erscheint; — selbst ein solcher Traum ist schön und für Lehrer und Schüler und das Publikum, das mit beiden umgeht, voll Maximen.

Einsicht und Treue sind die beiden Edelgesteine, die den Amtsschild eines Lehrers schmücken (wie das Brustschild des Aarons), in dem er die Namen seiner Kinder gleichsam wie Aaron auf dem Herzen trägt.[2] — Was bedeuten aber diese Wörter? — Ist Einsicht so viel als ein Atlas von Gelehrsamkeit, der ihn drücken muß? Nein! — eine unendliche Menge Kenntnisse würde ihm in Ansehung der Bildung der Jugend mehr entgegen als nutzbar sein. — Zerstreut in alle vier Winde der Welt, würde er sich aus dem Kreise von Jünglingen verlieren; in seine eigne gelehrte Plane vertieft, würde er sie mit dahinreißen und verwirren oder ihre Bildung vergessen. Spannen Sie einen Adler vor den Gängelwagen eines Kindes, er wird sich entweder losreißen oder, wenn ihn seine Begeisterung hebt, den Wagen mit sich unter die Sterne führen und das Kind herausstürzen. — Nicht eigentliche Gelehrsamkeit, aber Talente, Talente muß ein Schullehrer haben, um leicht und doch gründlich, ganz und doch spielend seinen Lieblingen die Wissenschaften einzuzaubern. Und dies ist die Grazie, ohne die er immer ein unvollendeter Lehrer bleibt. Er sei so gründlich, wie er will, hat er dabei nicht den Anstand, den Vortrag, die Annehmlichkeit — er ist kein Lehrer der Jugend. —

Betrachten Sie den Lehrer in seinem Verhältnis: er tritt in den blühendsten Kreis der Jünglinge; ihre Zeit ist das Alter, wo sich die Fähigkeiten entwickeln, um den Reiz der Wissenschaf-

[1] D. h. wie. — [2] Nach 3. Mosis Kap. 8, V. 8 that Moses bei Aarons Salbung zum Priester in dessen Brustschild „Licht und Recht".

ten zum erstenmal zu empfinden; die Jugend ist gleichsam der Morgen der Jahre, wo man alles Reizende doppelt empfindet und bloß Reize empfinden will. Setzen Sie nun unter sie einen Mann von Zwang: die Jugend wird seine Gesellschaft wie ein Joch fühlen, sich ihm entziehen, Lasten fühlen und seufzen; denn sie sieht keine Reize bei dem Lehrer, bei den Wissenschaften. — Der Jüngling wollte durch Lustgefilde des Paradieses wandeln, und der Lehrer, mit Frost bedeckt, führt ihn über Schnee und Eis; wie gerne will er seine Hände loswinden, um sich einen andern Führer zu suchen; aber — vergebens; — nun wohl denn! so entschließet er sich, zu lernen, um aufzusagen und nachher den Becher der Vergessenheit drüber zu gießen. — Man sage, was man will: solange ich keinen unmittelbaren Reiz an der Sache sehe, wähle ich sie nicht, ich treibe sie, um sie getrieben zu haben, und sie wird schwer. — Der Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt! Was haben wir vor eine bessere Aufmunterung? Was haben wir vor andre? die Schulinstrumente[1]? o diese können Bosheiten bestrafen, aber nicht Tugenden wecken. Strafen durch Ehrbegierde? dies Mittel ist nur für feine Gemüter, nur im Anfange und nur selten zu gebrauchen, wenn's nicht seinen Wert verlieren soll. — Die Vorstellung vom künftigen Nutzen? O zum Unglück, daß aber der Nutze nur künftig ist, daß der Jüngling aus seinem Alter gehen muß, um ihn zu fühlen, etwas, das er so ungern thun will. „Das Ungewitter ist noch weit entfernt, der Schade ist einzuholen, die Ernte ist noch zu weit entfernt! Ich kann schlummern." — Aber dies ist eine Pflicht, die du Gott und den Eltern schuldig bist! Schuldig? o das ist hart! er bekommt einen Widerwillen an seinem Alter, wo er gehorchen muß, und windet sich zu seinem Schaden entweder ganz vom Gehorsam los, oder er teilt sich und wird ein Heuchler. — Elendes Schicksal! und ihm kann's abhelfen, wenn man auf die Wissenschaften und Tugend einen Reiz ausbreitet. —

[1] D. h. die Mittel der Schulzucht.

„Siehe, o Jüngling, ich will dir deine Jugendjahre nicht verdrießlich, sondern eben angenehm machen. Auf Blumen wollen wir wandeln, gib mir die Hand als deinem Führer zur Glückseligkeit! Du murrst über dein Alter — auch ich war Jüngling, ich murrte wie du, aber glaube mir, jetzt wünsche ich mich zurück. Du hast das Wohl deiner Eltern in deiner Hand, du bist die Hoffnung und das Schrecken derselben. Du kannst wählen, entweder die Tugend, und du wirst ihre Stütze sein, sie werden dich mit den letzten Todesthränen noch segnen; oder das Laster, und deine Mutter wird wünschen, einen Stein geboren zu haben, deines Vaters graues Haar wird mit Seufzen herunterfahren; wähle! Du hast das Glück und Unglück deines Lehrers in deiner Hand. Jede Stunde, die du ihm abreißest, ist von seinem Leben; er hoffte, und muß zweifeln; er liebt dich, und muß weinen." — O wenn der Knabe von edelm Blut, von weichem Herzen und nicht pöbelhafter Erziehung ist, so wird dies an ihm wirklich wirken!

Allerdings gehört ein Zutrauen dazu, daß ich die Sache weiß, daß ich die Wahrheit rede, daß ich sein Bestes will; und dies Zutrauen kann sich der Lehrer durch nichts geben als durch die Reize, die der Wahrheit und liebenswürdigen Tugend eigen sind. — Den gelehrtesten Lehrer kann ein Schüler schätzen, aber bloß wegen seiner Gelehrsamkeit wird er ihm nichts zutrauen; den scharfen Lehrer kann ein Schüler fürchten, aber er wird ihn fliehen; nur den liebenswürdigen wird er schätzen und achten und sich ihm überlassen. Er muß auf seiner Stirn gleichsam die einfältige und erhabne Wahrheit eines Vaters lesen können, der nichts spricht, was er nicht denkt, er muß das liebenswürdige und muntre Herz eines Freundes sehen; — und alsdenn hat der Lehrer alles gewonnen: seine Grazie der Einfalt hat der Jugend das Herz genommen; alles, was er vorträgt, ist schön; sie folgen ihm auch auf beschwerlichem Wege, sie hangen von seinen Lippen — o, meine Einbildungskraft verliert sich an so einen reizenden Ort, wo solche Grazie zwischen Lehrer und Schülern

herrscht! Es ist nicht mehr Schule — es ist ein angenehmer Pflanzgarten; der Lehrer wandelt mit heiterer Stirn zwischen Freunden, die ihre Seele ihm geben. Er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte. Er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und muntert sie mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andre anglüht; von seinen Lippen voll Svada[1] entwenden sie die Worte, und aus seinen Mienen der Grazie lernen sie Weisheit. — Die Schule wird, was sie bei den Römern war, ludus, ein Zeitvertreib, was sie bei den Griechen war, ein gymnasium, ein Übungsplatz, wohin die Knaben neugeboren wie der Morgen und munter wie die Grazien hineilten und sich gleichsam munter wie eine Blume machten. Die goldne Zeit der Einfalt lebt wieder auf, da Alcibiades, der Jüngling, der das Meisterstück der Natur in Tugenden und Fehlern war, da diese Grazie an den Lippen des Sokrats hing, sich um seinen Hals schlang, ihm sein ganzes Herz entfaltete, gegen ihn als Vater brannte und sich von ihm auch in der größten Hitze zurückhalten ließ. —

Doch diese goldne Zeit lebt bloß in meinem Bilde und ist verblüht; unsre Alcibiades sehen um sich weit gefährlichere Reize, die die holdselige Anmut des Lehrers überglänzen. Der Luxus, die feine Bequemlichkeit, die eine unzertrennliche Begleiterin des Flors einer Stadt ist, hat für den Schüler gar zu starke Reize, als daß er sie nicht für der stillen Schönheit der Musen wählen sollte. Setzen Sie ihn wie den Herkul zwischen die liebkosende Wollust und die stille Tugend, o wenn ihm nicht ein Mentor wählen hilft, so ist er verloren! und dieser Mentor, wer kann es sein als Eltern und Lehrer? O verbindet euch beide, um die Kinder von der glänzenden Üppigkeit abzuziehen! Du Vater deines Kindes, das deine Hoffnung werden soll, siehe den Lehrer nicht als Lohndiener an, bediene dich seines Rats, seines Umganges — du Lehrer, suche deinen Wissenschaften auch so einen

[1] Beredsamkeit.

reizenden Luxe anzuschaffen, daß er jenem das Gleichgewicht leiste, führe die Huldgöttin in deine Wissenschaften und Schulsitten ein!

Man hat im Reich der Wissenschaften einen besondern Teil, den man die schönen Wissenschaften nennt; aber dieser Name scheint ein Überbleibsel von Babels Sprachverwirrung zu sein. Dieser versteht Historie und Erdbeschreibung, jener Poesie und Redekunst, ein anderer alle belles lettres der Franzosen, jener gar die Philosophie darunter, jeder seine Lieblingswissenschaft. — Man verstehe darunter, was man will, keine Wissenschaft ist an sich schön; durch den Vortrag wird sie eine Wüste oder ein Eden. Ein Genie schlägt auch auf den Boden des Sprachenstudiums, der Philosophie, der Mathematik: es war eine Wüste, und es keimen Blumen hervor. Was Midas berührte, ward Gold[1]; was die Grazie berührt, wird Reiz; so verwandelt der schöpferische Frühling das graue Erdreich in einen Teppich und das Eis der Ströme in einen schwimmenden Himmel.

Methode, Methode ist's, meine Herren, die die Aufmerksamkeit fesselt; wenn ich lebhaft und nicht für Greise rede, jedes auf seiner neuesten Seite zeige, die Mannigfaltigkeit und Einheit glücklich verbinde, jeden Augenblick ganz die Seele anfülle, jede Saite der Aufmerksamkeit treffe, jedem Schlupfwinkel der Zerstreuung zuvorkomme, wenn ich nicht in einer fieberhaften Methode walle, die bald fliegt, bald kriecht, sondern stets mit einem gleichen Auge alle bemerke, so kann ich die Blumen meiner Saat abbrechen.

Und o, wo zeigt sich die Grazie mehr als in den Sitten des Lehrers, wo man sogleich eine wirkliche Tugend von einer nur politischen Tugend unterscheidet, die bloß ein Anstrich ist? Sobald ein Lehrer aus dem vollen Schatze des Herzens seine Tugenden zeigt, sobald er es einsieht, daß er Seelen bilden soll, die durch das Blut eines Erlösers erkauft sind, sobald man das Gewissen als den besten Aufseher und Belohner fühlt, ein

[1] Vgl. Ovids „Metamorphosen", Buch 11, V. 85 ff.

Gericht erwartet, da seine Thaten gewogen werden und er entweder mit Strahlen des Sonnenlichtes oder mit Finsternis der Nacht angezogen werden soll, wenn er fühlt die Seelen, die ihm aufs Herz gebunden sind, o mit welchem Auge der Sorgfalt wird er auf seine und der Kinder Sitten wachen!

Plato sagt von Sokrat, er wäre nie behutsamer als in seiner Einsamkeit vor dem Genius und seinem Knaben Alcibiad. Wer wird hier nicht dem Sokrat folgen vor diesem kleinen Publikum, das genau sieht, sich leicht ärgert[1], und wo durch eine That eine Kindesseele verloren werden kann? — O ein hingerissner Augenblick, was kann er für Unkraut aussäen, was für Samen ausrotten, was für Gebäude zertrümmern! Jener Lehrer vergißt sich und fährt auf, er schäumt, die Augen flammen, er wird niedrig und sinkt zum Pöbel; er vergißt, daß nicht der Mensch, sondern der Vater, der Lehrer, der Freund beleidigt ist, und daß dieser auch strafen soll; — die Grazie ist von ihm gewichen, er ist Furie! — O so ein Augenblick kann das Zutrauen, das Ansehen und die Liebe der Kinder auf eine lange Zeit unersetzlich niederreißen!

Noch eins! Auch im Wohlstande der Schule muß die Grazie sich zeigen. — Zwar muß es immer die edle Einfalt der Schule verhindern, daß sie keine Tänzerakademie, kein Komplimentengymnasium, kein Platz der Charletanerie werde — aber doch muß man nicht die Schulsitten den Sitten der Welt entgegensetzen können. Wie oft kopiert ein Affenschüler die Manieren seines Lehrers, die Wohlstandsfehler sind! Er wird seine Larve im Gange, in der Stimme, im Schulton, den er in die Gespräche bringt, in den Mienen; was an jenem verzeihbar war, wird hier unverzeihlich. — Auch hierin sei also ein Lehrer Muster; sein Wahlspruch sei:

Willst du mit Reiz ein Lehrer sein,
sei wie die Jugend frisch, wie die Unschuld fein,
wie Vater voll Gefühl, so wie die Wahrheit frei
und patriotisch treu!

[1] Biblisch = Anstoß nimmt.

Ich breche ab und trete mein Amt an! Das Bild, das ich von einem Lehrer der Wissenschaften und der Tugend gezeigt habe, soll das große Muster sein, was meine Bestrebungen und Kräfte, meinen Fleiß und Eifer auffodert; dies verspreche ich, und übrigens befiehlt mir die Grazie, zu schweigen. Plutarch[1] schildert in der Republik Sparta zwei Baumeister, die vor dem Volk stritten: der eine trat auf und zeigte ihnen in seiner Rede einen prächtigen Riß von allem, was er thun wollte; der zwote trat unansehnlich hervor: „Alles, was du gesagt hast, will ich thun"; er griff zum Werke, und das Volk klatschte. — Ich will dem letzten ähnlich werden, wenig versprechen und viel thun! —

Da aber dieser Tag nicht eine Zeremonie, sondern ein feierlicher Anstand ist, so nehme ich auch das Große dieser Versammlung zu Zeugen meiner Verbindlichkeit. An jenem Tage werden wir alle versammlet sein: Aufseher und Eltern, Lehrer und Kinder; von uns werden diese Lämmer gefodert werden; sie werden entweder wider uns oder für uns zeugen, unsern Lorbeerkranz uns darreichen oder uns Schamröte im Gesicht machen. Ich gelobe es bei Gott, der in mein Herz sieht, bei dem Heiligen der Religion, auf das ich hoffe, und bei dem Ewigen, das mein Los sein muß, mein Amt zu führen, nicht als den Menschen, sondern dem Herrn.

Schüler, liebenswürdige Jünglinge, gönnet mir eure Liebe, euer Zutrauen, euere Freundschaft! Ich liebe euch, und ich weiß, daß ich auch das Herz der meisten, der edelsten, der hoffnungsvollsten besitze. — O seid die Grazien, die ich geschildert habe, seid die Freude eurer Eltern, die Hoffnung des Staats, die Zierde und das Vergnügen der Lehrer; und ihr, insonderheit ihr wenigen sieben (die ihr vorzüglich Fleiß, Hoffnung und Liebe bezeigtet, die ihr mir oft die Stunden süß gemacht habt, fahret fort, ich will eure Namen nicht nennen, ihr selbst und das Gewissen eurer Mitschüler wissen, wen ich meine), fahrt fort, Grazien zu sein,

[1] Plutarch, „*Πολιτικὰ παραγγέλματα*", Bd. 5, S. 802A, läßt die Geschichte in Athen spielen.

die vor den übrigen glänzen; ich küsse euch und drücke euch an mein Herz!

Meinen Herrn Kollegen widme ich meinen Dank für Ihre Freundschaft und verspreche Ihnen Achtung und Gefälligkeit; ich, als der jüngste unter Ihnen sieben, werde mir Ihre gute Beispiele zum Muster nehmen, um in die Fußstapfen Ihrer Verdienste zu treten.

Insonderheit dem neuen Haupt dieser Schule[1] widme ich meine Achtung und Folgsamkeit, da ich Ihre Einsichten, Klugheit und gutes Herz längst kenne. Sie haben schon anderweitig das Verdienst nachgelassen, daß Sie die schönen Wissenschaften ausgebreitet, und unsre Schule klatschet Ihnen Glückwunsch zu. Sie waren mein Freund, ehe wir Riga sahen, und ich drücke Ihnen meine Freundschaft in Ihre Umarmung. —

Meine Dankbezeigungen erheben sich stufenweise! Ihnen, Magn.[2] H., Hochwohlgeborne Hochweise Herrn des Rats, Scholarchen, Väter der Stadt und Schule, lege ich meinen Respekt des Herzens nieder. Ich verehre Sie, nicht weil ich es thun muß, sondern wegen Ihrer Verdienste es thun kann; mein Los ist glücklich, daß ich die zu meinen Obern erhalten, von denen ein Blick der Zufriedenheit meine ganze Seele erheitern, alle meine Adern aufglühen kann. Ihr Wink soll mir Befehl und Ihre Gewogenheit der olympische Kranz sein, nach dem ich laufe. —

Dem Haupte und den Gliedern E. E. Ministeriums, mit dem ich außerdem in einer schätzbaren Beziehung zu stehn die Ehre habe[3], bezeige ich öffentlich meine Hochachtung und den Dank für Ihr bisheriges Zutrauen. Ich will mich bestreben, den Theologen mit dem Schullehrer, den Christen und Philosophen zu verbinden, und bitte mir hiebei Ihren Rat und Gewogenheit aus. —

---

[1] Rektor Schlegel, der mit Herder am gleichen Tage feierlich eingewiesen wurde und ihm von gemeinsamer Thätigkeit am Collegium Fridericianum in Königsberg her bekannt war; Herders Hochachtung vor ihm war nicht von langer Dauer. — [2] D. h. Magnifizente (hochansehnliche). — [3] Am 24. Februar 1765 war Herder vor dem Staatsministerium auch theologisch geprüft worden; er hatte seitdem auch die Pflicht, zu predigen, ehe für ihn 1767 eine besondere Pfarrstelle geschaffen wurde (vgl. S. 14*).

Es blühe unsre Schule, Kinder und Eltern; es blühe Riga, die Stadt, wo man mit Fleiß und Nutzbarkeit Feinheit, mit Freundschaft und Bequemlichkeit Wohlstand, mit Freiheit Gehorsam, mit Rechtgläubigkeit das Denken, mit den Wissenschaften und Tugenden die Grazie verbindet; Riga, das unter Rußlands Schatten beinahe Genf ist, es blühe sein Flor, der Handel, seine Bürger, seine Väter, seine Monarchin.

Ja! der große Name der Monarchin soll meine Rede besiegeln, deren Throngelangung wir morgen mit freudigem Jubel feiren, deren Andenken wir nach 14 Tagen feiren werden, daß sie als Huldgöttin vom Thron stieg, unser Riga segnete, unser neues Haus des Gerichts einweihte[1] und uns neuen Jubel in den Mund gab. —

O, diese feierlichen Tage drängen sich hinzu; morgen wird ganz Riga ein freudiger Aufzug sein, auch der Fremde mit jubeln und jauchzen; — und ich, der ich auch ein Fremdling war und jetzt ihr Unterthan bin, ich wage es, unsrer Kaiserin jetzt meine Ehrfurcht, Wünsche und Anbetung darzubringen. – Ich singe sie — wer Patriot, singe mir nach![2]

2.

Vom Zweck der eingeführten Schulverbesserung. 1786.

Warum sollte ich, hochgeehrte Versammlung, einen großen Teil der kurzen Zeit, der zu einem viel edlern Zweck als einer Rede bestimmt ist, mit vergeblichen Worten verderben? Meine Rede kann nichts als Sachen vortragen, die dem Teile von Ihnen, der über Erziehung der Jugend und die Verfassung der Schulen nachgedacht hat, längst bekannt sind; und der edlere Zweck, zu dem diese Stunden verordnet sind, ist die Prüfung der Jugend selbst, eine seltne Gelegenheit, da Lehrer ihre Methode, Schüler ihren Fleiß zeigen und beide darthun können, wie sie die Hoff-

[1] Katharina II. hatte persönlich den Grundstein gelegt. — [2] Hier schloß sich die Ode „Auf Katharinens Thronbesteigung" an, die SWS, Bd. 29, S. 24—27, abgedruckt ist.

nung erfüllt haben, die das Publikum von ihnen faßte oder wenigstens fassen sollte. Ich sage: fassen sollte; denn in wie weniger Achtung und Aufmerksamkeit sind Schulen dem Publikum unsrer Zeit? Hier sind keine Steuern einzutreiben, gibt's keine Zeremonieen anzugaffen, und also nimmt weder Hof noch Land von ihnen Kunde, wie billig und recht ist. Hier sind keine Kriegsexerzitien zu beschauen, keine Komödien und Lustbarkeiten zu spielen; wir spielen für uns selbst, wie jener Virtuose sagte. Oder wie Plato sagte, da er statt eines vollen Lehrsaals einen einzigen Schüler erblickte. „Du bist mir statt aller, werter Antimachus", sagte der Weise[1]; und Sie wenige sind uns statt aller, und wir selbst uns statt aller, Lehrer und Schüler dieses fürstlichen Gymnasiums, wollen wir zu uns selbst sagen. Der Seiltänzer bedörfen wir nicht, um eine unwissende Menge herbeizuziehen; was wir treiben, betrifft die Sache Gottes und der ewigen Wahrheit, die Sache der Menschheit und der edelsten menschlichen Bildung, die Sache der Wissenschaft, und was zum Nutzen des Staats für Jünglinge in ihr lieget. Traurig, wenn wir dazu des Zuklatschens der wüsten Menge statt des befriedigenden Zeugnisses unser selbst bedörften!

Aber eins kann ich auch in diesem kleinen Kreise Ihnen nicht versagen, hoch- und wertgeschätzte Lehrer dieses Gymnasiums, den aufrichtigen Dank, den ich Ihnen selbst schuldig bin, und den meine ganze Seele Ihnen so herzlich und willig abträgt; es ist der Dank für Ihre Bemühungen, die Sie meinem guten Willen in so reichem Maße geschenkt haben. Mit welchem Vergnügen habe ich's erfahren, daß in denen Veränderungen, die Se. herzogl. Durchlaucht bei einigen Lektionen dieses Gymnasiums gewollt und in eigner höchster Person genehmigt haben, Ihre Wünsche den meinigen nicht nur entgegengeflogen, sondern zuvorgekommen sind und Sie den Entwurf einer etwanigen Verbesserung beinah' eher ausgeführt haben, als ich Ihnen denselben in kleinem vor-

[1] Vielmehr umgekehrt; richtig ist die Geschichte schon S. 195, Anm. 3 angeführt.

zeichnen konnte. Mit einer Freude und Willigkeit nahmen Sie denselben auf, die selbst meine Hoffnung übertraf; und Sie erpreßten mir, ich darf's sagen, mit dieser unerwarteten Bereitwilligkeit, mit dieser edeln einstimmenden Freude eine Empfindung des Danks und der Verbindlichkeit, die ich Ihnen laut und öffentlich so offenherzig, so aufrichtig vortrage, als ob's meine eigne Sache wäre. Mündlich und schriftlich habe ich Äußerungen in Ihnen bemerkt, die mir auch einst, wenn ich von diesem Gymnasium entfernt sein werde, eine immerwährende Hochachtung und Liebe zu Ihnen einflößen, die mir es sagen werden: hier waren Männer, die wie ich dachten, die wie ich wünschten und wollten! Auch in dem, was Ihnen schwer zu sein schien, was Ihnen nicht belohnt ward, kam Ihre Bestrebung meinen Gedanken zuvor, Ihre Erfahrung leitete mich, und Ihr guter Wille war der schönste Lohn meines Wollens, meiner Bestrebung. Ihnen selbst und den Ihrigen wird der Himmel es belohnen, was Sie hier für die Jugend des Gymnasiums Gutes wollten und thaten. Der stille Fleiß der Jünglinge, ihre volle, jetzt noch schlummernde Empfindung des Danks und der Freude, noch mehr aber Ihr eignes Gefühl dessen, was gut und lobenswert ist, und einst die Blüte, die Sie in den Jünglingen selbst wahrnehmen werden, wird Sie im stillen belohnen. Wenn wir nichts thun mit unsrer Verbesserung, so machen wir den Jünglingen die Arbeiten der Schule angenehm, abwechselnd, nutzbar und werter. Wir räumen einen Haufen alter Salbadereien weg, die, ob wir gleich nahe an der Saale leben[1], doch glücklicherweise nicht mehr unsre Salbadereien sein dörfen, weil wir was Besseres zu treiben wissen und zu treiben lange gewünscht haben. Was soll der Unrat dessen, was man zu ewiger Vergessenheit lernet? was soll er in den Stunden eines öffentlichen Hauses, wo eine Versammlung der Knospen und Blüten des Staats viel etwas Besseres lernen könnte? Haben wir nicht ekelhaft Langeweile und Überdruß der

[1] Fälschlich wurde der Ausdruck „Salbader" schon im 17. Jahrhundert auf einen Bader zu Jena zurückgeführt, der wegen seiner Geschwätzigkeit berüchtigt gewesen sei.

Dummheit gnug in unsern anderweitigen Geschäften? warum sollten wir die Jugend damit töten? Warum ihr nicht lieber das Schönste jeder Wissenschaft ohne Umschweif auf[1] die, die solche mit dem Unrat ihrer Zeit beschwerten, geben wollen? Ich trage kein Bedenken, die Theologie hierin als das erste Beispiel zu nennen und jedem freizulassen, daß er sich in der Philosophie und Geschichte, in Erklärung der alten Sprachen und ihrer Muster fernere Beispiele hinzudenke. Die Schule sollte von jeder Wissenschaft, die für die Knaben dient, das Notwendigste, Wahreste, Wissenswerteste im schönsten und strengsten Umriß geben, und ich weiß nicht, warum sie es nicht ungescheut, ohne Rücksicht auf Zeiten und Menschen geben dürfte? Je reiner eine Wissenschaft gelehrt wird, desto schulmäßiger wird sie, und je schulmäßiger, desto reiner soll sie werden.

Ein Gleiches ist's mit der Auswahl der Wissenschaften für die Jugend, obgleich eben dieser Punkt für den schwersten angegeben zu werden pfleget. Man sagt: was für diesen taugt, taugt nicht für jenen, und es ist wahr, sobald man sich auf die künftige Bestimmung jedes einzelnen Jünglings einläßt. Allein wenn man darauf sehen wollte, sollten statt einer sieben Schulen und statt sechs oder sieben armer Lehrer dreißig da sein, wenn man so vornehm und ekel Schulen für Juristen und Kuchenbäcker, für Kameralisten und Leinweber haben wollte. Die öffentliche Schule ist ein Institut des Staats, also eine Pflanzschule für junge Leute nicht nur als künftige Bürger des Staats, sondern auch und vorzüglich als Menschen. Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden, und wehe uns, wenn wir nicht auch in unserm künftigen Beruf Menschen blieben! Von dem, was wir als Menschen wissen und als Jünglinge gelernt haben, kommt unsre schönste Bildung und Brauchbarkeit für uns selbst her, noch ohne zu ängstliche Rücksicht, was der Staat aus uns machen wolle. Ist das Messer einmal gewetzt, so kann man allerlei da-

[1] D. h. ohne Abschweifung auf, ohne den Umweg über. . .

mit schneiden, und nicht jede Haushaltung hält sich eben ein ander Gedeck, das Brot, ein andres, das Fleisch auseinanderzulegen. So ist's auch mit der Schärfe und Politur des Verstandes. Schärfe und poliere ihn, woran und wozu du willt; gnug, daß er geschärft und poliert werde, und gebrauche ihn nachher nach Herzenslust und nach deines Standes Bedürfnis. Ob du an Griechen oder an Römern, ob an der Theologie oder der Mathematik denken gelernt, d. i. deinen Verstand und dein Urteil, dein Gedächtnis und deinen Vortrag ausgebildet habest: alles gleichviel, wenn sie nur ausgebildet sind und du mit so hellen, scharfen, polierten Waffen ins Feld der öffentlichen und deiner besondern Geschäfte eintrittst! Du magst den Wetzstein zurücklegen oder bei dir behalten, die ersten Gegenstände und Übungen der Erkenntnis mögen dir unwert oder wert bleiben: gnug, wenn sie, was sie bei dir ausrichten sollten, ausgerichtet haben und du nicht als ein Erdkloß, sondern als ein Mensch, nicht als ein roher Stamm, sondern als eine ausgearbeitete, wenigstens als eine behobelte Bildsäule die Schule verläßt! Das Übrige und Nähere deiner Kunst werden dir künftig deine Meister und die liebe Meisterin Erfahrung schon selbst sagen. Ich halte es also für sehr thöricht, wenn man bei jedem Schulbuch, bei einem Äsopus und Phädrus, beim Cornelius und Anakreon oder gar bei einzelnen Teilen einer Arbeit, bei einem Quadrat und Zirkel, bei einem periodo der Geschichte oder einer Aufgabe des Stils die Frage anstellte: cui bono? Zu keinem andern bono, als daß der Knabe reden und schreiben, seinen Verstand, seine Zunge, seine Feder brauchen lerne, oder daß sein Geschmack gereinigt, sein Urteil geschärft und er gewahr werde, daß in seiner Brust ein Herz schlage. Nachher mag er Lehrsatz und Fabel, Geschichte und Gedicht vergessen, wenn und wie er will, gnug, er hat an und mit ihnen, was er sollte, gelernet!

Lassen Sie sich also, m. H., wenn Ihnen künftig, wie ehemals, dergleichen ungeschlachte Urteile vorkommen sollten, von Ihrer edeln und rühmlichen Bahn nicht ablocken! Der Jüngling lernt

nie zu viel; wenn er's nicht für andre lernt, so lernt er's für sich, zu seinem Nutzen, zu seiner Lehre und Erholung. Wenn nicht für sein Vaterland, so für andre Länder (denn rings um Weimar ist die Welt nicht aus); und je tüchtiger ein Mensch ist, desto mehr ist er für mehrere Länder brauchbar. Fürs liebe Studieren soll der Mensch am wenigsten und eigentlich gar nicht lernen, sondern fürs Leben, d. i. für den Gebrauch und die Anwendung in allen Ständen und Professionen der Menschen. Was ich als Theolog gelernt habe, suche ich immer mehr zu vergessen, auch zwingt mich mein Amt dazu; und eben dadurch werde ich ein geprüfterer Mensch, ein nützlicherer Bürger. Der Schaum des Getränks ist nicht genießbar: man läßt ihn sich setzen und trinkt alsdann, ob es gleich sehr gut ist, daß manche Getränke schäumen. So ist's auch gut, wenn die Jugend viel und vielerlei, und zwar das Viele mit Eifer, mit Liebe und Enthusiasmus lernet; studieren soll sie deswegen nicht; denn eigentlich soll kein Mensch studieren, damit er studiere oder studiert habe. Je freier sie in die Welt hineinsehen, je mehr Blick sie für die Wege der Brauchbarkeit und des Glücks erhalten wird, desto wenigere werden studieren: sie werden fleißig und arbeitsam sein, um gute, tüchtige Menschen zu werden. Die Zeit ist vorbei, da man einen Theologen seiner schönen Gestus oder einen Juristen seiner feinen Kniffe wegen zu seiner künftigen Lebensart bestimmte: der Jurist und der Theolog, der Posementierer und Tischler sollen, obwohl in ihren verschiedenen Graden, gescheute Menschen sein, und so mögen sie werden, was sie wollen. Sie werden, was sie werden, gut sein, und damit gnug!

Auch ihr also, muntre, liebe Jünglinge, seid munter auf der Bahn eures Fleißes und Lernens! Ihr lernt und wißt nicht, wozu? Glaubt aber, es wird euch nie gereuen; denn ihr schärft damit euren Verstand, ihr nähret eure Wißbegierde, ihr erwerbt euch einen Reichtum von Sachen, von Kenntnissen der Natur, der Wissenschaft, des gemeinen Lebens, ihr gewöhnt euch zu richtigen Begriffen, zu einem gesetzten, ordentlichen Vortrage, zu

einer Regel und Richtschnur des Denkens und Handelns für euer ganzes Leben. Erkennt die Wohlthat, die euch erzeigt wird, daß Arbeiten abgewechselt, daß sie eurer Fassungskraft, eurer Lust, eurem Kreise nähergebracht werden, daß man das Unnötige hinwegthut, damit euch das Notwendige, Schöne, Nützliche desto mehr reize. Ich ermahne euch und bin gewiß, daß meine Ermahnung eure Beistimmung, euer Mitgefühl habe. Fast nie habe ich auch bei den neueingerichteten Arbeiten eine Klasse verlassen, wo ich nicht mit Freude auf den oder auf jenen gesehen, dieses oder dessen Fleiß und Munterkeit bemerkt oder ein gutes Zeugnis von diesem oder dem andern gehört hätte. Fleißige Schüler ermuntern den Lehrer, ihre Lust, zu lernen, ist sein süßester Lohn. Wohlan also, es zeige auch jetzt jeder Edle unter euch, was er gelernt, was er gefaßt hat! Das Examen ist eine Rennbahn des Ruhms, ein Schauplatz des Fleißes. Der Träge bleibt zurück, der Unfleißige verstummt, der muntre, seiner Sache gewisse, wohlbereitete Schüler erhält Ruhm und genießt Freude.

Und du, o Geber des Guten, Quelle aller Wahrheit, du Urheber aller guten Lehre und Unterweisung, segne die Bemühungen auch dieses heutigen und der folgenden Tage und laß diese Fürstenschule einen Tempel deines Geistes, aller guten Wissenschaften und edlen Sitten sein und bleiben!

3.

Vom echten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien.

Bei der Einführung des Professor Kästner[1]. März 1788.

Wir schreiten jetzt[2] zu dem Zweck, den das öffentliche Blatt angekündiget hat, und ich wähle der allgemeinen Verständlichkeit wegen hiezu die deutsche Sprache, so wie ich auch dem neuen

[1] Johann Friedrich Kästner, bis dahin „Pagen-Informator", war von 1788 bis zu seinem Tode (1812) Lehrer, besonders der Mathematik, am Weimarer Gymnasium. — [2] D. h. nachdem eben der neue Konrektor Schwabe in lateinischer Sprache eingewiesen worden war.

Lehrer, dessen Antrittsrede ich nur einleite, die Wahl derselben überlassen, ja gewissermaße aus der Ursache empfohlen habe, weil sie zu den Wissenschaften, die er zu lehren hat, verständlicher einleitet, als wenn er in der alten römischen spräche. Denn ob zwar billig das Gesetz im Gange bleibet, daß der neue Lehrer eines Gymnasii seine Antrittsrede latein halte, so kann doch in dem gegenwärtigen Falle hiebei füglich eine Ausnahme stattfinden, da über die Fähigkeit unsres Professors, eine lateinische Rede halten zu können, kein Zweifel obwaltet und der Zweck, zu welchem eigentlich seine Stelle gestiftet worden, nützlicher zu einem deutschen Vortrage führet. Ob nämlich der Professor gleich auch Latein lehret, so ist ihm doch insonderheit ein Teil der Wissenschaften angewiesen, die nach dem Modeausdruck unsrer Zeit bald die schönen, bald die reellen Wissenschaften genannt und also in der deutschen Sprache gelehrt werden. Da es nun sowohl in Bestimmung als in Anwendung dieses Begriffs auf den Kreis der Schulwissenschaften mancherlei Mißverständnis und Irrungen gibt, durch welche die Jugend selbst so weit verführt wird, daß sie oft als schöne Wissenschaften liebt, was sie fliehen, und dagegen verachtet, was sie schätzen sollte, so hoffe ich dem Zweck der heutigen Versammlung nicht zuwider zu handeln, wenn ich vom echten Begriff der sogenannten schönen Wissenschaften und von ihrem Umfange unter den Schulstudien rede. Ich rede insonderheit für die Jugend und maße mir nicht an, Erwachsenen über diese Materie etwas zu sagen, was sie nicht schon wüßten oder selbst vielleicht besser als ich überdacht haben; um so viel mehr aber wird ihre Nachsicht mir ein geneigtes Ohr gönnen, je mehr sie selbst die Folgen überlegt und wahrgenommen haben, die aus einem irrigen und verkehrten Begriff dieser Sache nach dem Geschwätz unsrer Zeit bei Jungen und Alten notwendig entstehen müssen, wenn solche nicht durch eine richtigere Idee verbessert und gleichsam mit der Wurzel ausgerottet werden.

Den Alten, Griechen und Römern, war der Ausdruck „schöne

Wissenschaften", sofern sie den gründlichen oder gar den nützlichen Wissenschaften entgegengesetzt werden, nicht bekannt; und doch sind sie es, die das Schöne in jeder Wissenschaft und Kunst des menschlichen Verstandes am scharfsinnigsten erforscht und am glücklichsten geübt haben. Die Griechen nannten das, was wir schöne Wissenschaften heißen, Künste der Musen und verbanden damit den Begriff, den die Römer nachher durch das Wort litterae humaniores oder studia humanitatis, wie mich dünkt, sehr glücklich ausdrückten. Sie verstanden dadurch alles, was den Menschen zum Menschen macht, was die Gabe der Sprache, der Vernunft, der Geselligkeit, der Teilnehmung an andern, der Wirkung auf andre zum Nutzen der gesamten Menschheit, kurz alles, was uns über das Tier erhebt und die sein lehrt, die wir sein sollen, ausbildet und befördert. Ohne Zweifel werden wir mit diesem Begriff auf den würdigsten und nützlichsten Zweck geleitet, der unsrer Natur vorgesteckt ist, und der sogleich alle die Mißverständnisse, alle die kleinen und schlechten Nebenbegriffe ausschließt, die in dem Wort schöne Wissenschaften nach dem heutigen Modegebrauch liegen. Denn bei diesen ist man sehr geneigt, sich entweder bloß eine müßige Beschäftigung mit dem, was schön ist, vielleicht ohne Anwendung und Ausübung, zu denken, oder gar alles Nützliche, Schwere und Gründliche auszuschließen und mit einem bloßen Wortgepränge, mit einem Flitterstaat in Bildern, in gezierten Ausdrücken, in Silbenmaßen und romanhaften Einkleidungen davonzulaufen; dahingegen der Begriff der Alten, nach welchem nur das schöne Wissenschaft ist, was die Menschheit in uns bilden, zieren und veredeln, was uns für die Gesellschaft brauchbar, tüchtig und derselben angenehm machen kann, damit uns also auch die edelste Freude, den schönsten Genuß unser selbst gewähret, uns auf ganz andre Wege leitet. Lassen Sie uns sehen, H. V., wie die Alten diesen würdigen Begriff anwandten, und was von dieser Anwendung in den Kreis der Schulstudien gehöre.

Sprache ist's, die den Menschen vom stummen Tier unter-

scheidet; ohne sie fände der Gebrauch der Vernunft nicht statt, und dies herrliche Geschenk des Himmels bliebe eine tote, nutzlose Gabe, wenn sie nicht durch Worte gleichsam lebendig, brauchbar und nützlich würde. Alles also, was von Kindheit auf unsre Sprache ausbildet, was uns vernünftig, genau und bestimmt, was uns angenehm, leicht, überzeugend oder herzbewegend sprechen lehrt, bildet in uns den Sinn der Menschheit und das edelste Werkzeug aus, mit andern Menschen zusammenzuleben und auf sie zu wirken. Hierin haben es nun die Griechen und Römer vielleicht allen andern Nationen der Welt zuvorgethan, und ich fürchte, daß sie in der Geschichte immer die einzigen in ihrer Art bleiben werden. Sie hatten ihre Sprache, und mit derselben ihren Geschmack, ihre Vernunft, ihre Beredsamkeit, und was sie den Sinn der Menschheit nannten, so ausgebildet, wie wenige oder vielleicht keine neuere Sprache hat ausgebildet werden können, weil jene Anlässe, öffentlich zu reden und durch den Vortrag auf eine große Menge, ja auf die wichtigsten Glieder des Staats zu wirken, bei den neueren Völkern selten oder gar nicht stattgefunden haben; viele andere Ursachen zu geschweigen. Unter solchen Veranlassungen nun, da in Poesie und Prose der öffentliche Vortrag alles galt, bildeten sich die Sprachen der Griechen und Römer zu einer bestimmten Genauigkeit, zu einer Macht, Harmonie und Schönheit, die auf dem Markt oder auf der Schaubühne, vor den Richterstühlen oder in einem erwählten Kreise von Zuhörern und Kennern jene Wunder wirkten, von denen die alte Geschichte uns erzählet. Man sprach von menschlichen Dingen zu Menschen, zu gegenwärtigen Menschen, die man unterrichten, überzeugen, rühren, erweichen, lenken oder bilden wollte. Notwendig also setzte man zu diesem Zweck alles in Bewegung und vernachlässigte ebensowenig das Ohr als das Herz der Zuhörer, das man erschüttern, die Phantasie, die man erregen, den Verstand, den man überzeugen wollte. Man übte sich, diesen Zweck zu erreichen, von Jugend an und brachte es in der Fertigkeit, bestimmt, schön, mächtig, reich, fließend oder

mit Nachdruck zu reden, zu einer Höhe, vor welcher uns jetzt schwindelt. Beinah' aus dem Stegreife hielt Cicero seine Rede für den Roscius; in wenigen Tagen hielt er seine catilinarischen und philippischen Reden schnell aufeinander; in weniger als zwei Monaten schrieb er seine drei Bücher von der Natur der Götter, zwei von der Divination, seinen „Lälius" und „Cato"; in weniger als drei Jahren alle seine philosophischen und die meisten rhetorischen Werke, nicht nur die wir haben, sondern auch viele, die untergegangen; und das alles nicht in einer trägen Muße, sondern mitten im Strom einer strudelvollen Republik, unter einer Menge der wichtigsten, selbst gefahrvoller Geschäfte. Wer das thun will, muß gewiß seine Seele besitzen und sowohl seine Sprache als einen reichen Vorrat von Sachen, Kenntnissen und Erfahrungen bereithaben. Ebenso erstaunen wir, wenn der griechische Sophokles einige achtzig Trauerspiele, viele in kurzer Zeit, schreiben konnte, deren Reste wir noch bewundern; wir erstaunen über die Menge Schriften, die von Aristoteles, Plutarch, Polybius u. a. angeführt werden, und die alle doch das Siegel der Vollkommenheit auf sich tragen, welches nebst vielen andern Ursachen auch daher rühret, daß die Sprachen, in welchen sie dachten, redeten und schrieben, genau und schön gebildete Sprachen waren und sie im Gebrauch derselben durch unermüdete Übung eine Fertigkeit erlangt hatten, welche wir nur zu oft versäumen. Wer von uns Schreibern und Skriblern getrauete sich, Bücher zu machen, die in Ansehung der Schreibart, noch mehr aber in Ansehung der Denkart an die Einfalt und Pracht, an die Kürze und Fülle, an die Reinigkeit und Bestimmtheit jener alten Meisterwerke reichten? Wer getrauete sich, es in so kurzer Zeit zu thun, wie jene es gethan haben? Also stehen diese Altväter der menschlichen Geistesbildung als ewige Muster des richtigen, guten und geübten Geschmacks und der schönsten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache vor uns; an ihnen müssen wir unsre Denk- und Schreibart formen, nach ihnen müssen wir, Menschen nützlich zu werden, unsre Vernunft

und Sprache bilden. So wie der Künstler, wenn er sich gleich den Apollo und Antinous, die Töchter der Niobe und den Laokoon schwerlich zu erreichen getrauet, dennoch mit unverrücktem Fleiß diese Meisterwerke der alten Kunst nachzeichnet, nachformet und studieret, weil er an ihnen die höchsten Regeln der Kunst wahrnimmt, so sollen auch wir die Muster der alten Denkart und an ihnen ihre Einfalt und Würde, ihre bestimmte Genauigkeit und Wahrheit, ihren Wohlklang, ihre schöne Ründe und Harmonie, ihre Kürze und ihren Reichtum zum Vorbilde unsrer Gedankenweise und unsres Vortrages, insonderheit in frühen Jahren, unabläßig studieren. Dies thun wir nicht nur, um Latein schreiben zu können, wiewohl auch dieses ein rühmlicher, nützlicher und beneidenswerter Zweck ist, sondern nach Art der Alten denken und schreiben zu lernen, gesetzt, daß wir auch in der Sprache der Hottentotten schreiben müßten. Denn auch in der Hottentottensprache würde man gar bald den erkennen, der aus dem kastalischen Quell[1] der griechischen Musen getrunken oder seinen Ausdruck zur Bestimmtheit und Würde der römischen Schriftsteller gebildet hat. Er möge nachher Briefe oder Akten, Predigten oder Quittungen zu schreiben haben, nie wird er sich undeutsch und unvernünftig, hinkend, lahm, unverständlich, ohne Zusammenhang oder schielend ausdrücken, nie seine Schreibart mit unnützen Tautologieen durchweben, und wenn er es einer sinnlosen Mode wegen thun muß, genießet er wenigstens des innern Glücks, daß er die unvernünftige Thorheit einsiehet und sie verachtet. Der Sinn der Humanität, d. i. der echten Menschenvernunft, des wahren Menschenverstandes, der reinen menschlichen Empfindung, ist ihm aufgeschlossen, und so lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles schätzen und lieben; er sucht nach diesen Grazien der menschlichen Denkart und Lebensweise allenthalben und freuet sich über sie,

[1] Den Musen und dem Apollo heilige Quelle am Parnaß, deren Wasser vor dem Betreten des delphischen Orakels zur Sühnung getrunken wurde.

wo er sie finde; er wird sie in seinen Umgang, in seine Geschäfte, von welcher Art diese auch sein mögen, einzuführen suchen und ihre Tugenden auch in seinen Sitten ausdrücken lernen; kurz, er wird ein gebildeter Mensch sein und sich als einen solchen im Kleinsten und Größesten zeigen. So die humaniora in alten und neuen Schriftstellern studieren, ist etwas anders, als wie jener es nannte, die galantiora nach neuester Art und Kunst treiben; bei welchen galantioribus mancher so weit kommt, daß er sogar seine Sprache vergißt und weder grammatisch noch selbst orthographisch zu schreiben weiß, geschweige daß in seinen Vorträgen und Aufsätzen an einen gebildeten Menschenverstand oder an eine richtige Menschenvernunft zu gedenken wäre.

Sind meine Grundsätze bisher richtig gewesen, m. H., so ergibt sich, daß, was in den Schriften der Alten und Neuen zu Bildung der Humanität eines Menschen, insonderheit eines Jünglinges, dienet, auch zu den humanioribus gehöre; es möge solches Beredsamkeit oder Poesie, Philosophie oder Geschichte heißen. Es ist schon gesagt, daß die Alten jene Unterscheidung zwischen schönen und gründlichen Wissenschaften nicht kennen wollten; ihr Schönes mußte gründlich und ihr Gründliches schön, d. i. überzeugend, erweckend, rührend gesagt werden, oder es fehlte beiden Stücken ihre zweite Hälfte. Die Reden des Demosthenes, Cicero und andrer großen Griechen und Römer waren keine eiteln Übungen, ihre Verfasser als schöne Geister und witzige Köpfe zu zeigen, sondern gerichtliche oder Staatsreden; die schöne Schrift des Cicero über die Pflichten war eine Anweisung für seinen Sohn und also gleichsam das moralische Testament eines Vaters, wie mehrere seiner philosophischen Schriften nichts als ernste Darstellungen seiner eignen Grundsätze sind, durch welche er sich selbst aufklärte und in guten Gesinnungen stärkte. Ebenso ernster Art sind die besten philosophischen Schriften der Griechen aus der sokratischen, der pythagoräischen und stoischen Schule. Weder Xenophons noch Platons Schriften, weder Pythagoras' noch Epiktets und Mark Aurels

Grundsätze[1] sind zum Zeitvertreib verfasset worden, um etwa mit schönen Worten und Bildern zu spielen: sie unterrichten den Verstand, sie bessern das Herz, sie sind und gewähren wirklich studia humanitatis. Jeder, der einen Sinn für das Wahre und Gute hat, muß es im Innern fühlen, daß es ihren Verfassern damit ein Ernst gewesen, und daß sie die Früchte der Weisheit, die sie für ihre Seelen gesammlet hatten, dadurch auch andern zur Aufklärung und zur Übung, zum Trost und zum Nutzen mitteilen wollten. So ist auch die Geschichte der Alten durchaus pragmatisch geschrieben, ob sie gleich diesen Namen nicht brauchte; sie beschrieb Geschäfte und Thaten; sie wollte aber auch Jünglinge und Männer zu Geschäften bilden, daher sie denn Reden, Grundsätze, Charaktere in ihre Erzählung flocht und überhaupt die ganze Gestalt annahm, durch welche die alte Geschichte sich von der Historie der neuern so sehr unterscheidet. In alle diesem suchte man das Schöne nicht als einen Flitterstaat, sondern als den wesentlichen Teil eines klaren, richtigen, verständigen, bildenden Vortrages. Man sorgte für die Wohlgestalt und für die Gesundheit des Körpers und verließ sich darauf, daß ein wohlgebaueter, feiner, kräftiger, gesunder Körper schon durch sich selbst schön sei. Um die Wahrheit hievon einzusehen, darf man nur die Schriften der Griechen und Römer sowohl in der Beredsamkeit als Dichtkunst, in der Philosophie und Geschichte mit den Schriften der mittlern, ja zum Teil der neueren Zeiten vergleichen. An Schminke und Putz fehlte es den Mönchen mancher mittleren Jahrhunderte nicht, mit welchen sie ihre Predigten und Gedichte, ihre philosophischen Abhandlungen und Chroniken balsamierten; und dennoch sind ihre Werke Mißgestalten, entweder tote Gerippe oder Leichname, die

[1] Pythagoras (vgl. S. 335, Anm. 2) wurden fälschlich die „Χρυσᾶ ἔπη“ (Goldene Sprüche) zugeschrieben; die Lehren Epiktets, eines phrygischen Sklaven im 2. Jahrh. n. Chr., zeichnete Arrian in den „Unterredungen“ (Διατριβαί) und dem „Handbuche“ (Ἐγχειρίδιον) auf. Von des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus (161—80 v. Chr.) „Selbsternahnungen“ (Τὰ εἰς ἑαυτόν) hat Herder in den „Briefen zu Beförderung der Humanität“ Sammlung 3, Nr. 29, ein Stück übersetzt (SWS, Bd. 17, S. 144—147).

einen übeln Kloster- und Mönchsgeruch von sich geben. Warum? Es fehlt ihnen am sensu humanitatis, an Gesundheit des Verstandes und Vortrages, an Ebenmaß, Richtigkeit und Wahrheit. Das Kleine und Große ist ihnen gleich wichtig, die Wahrheit und Lüge gleich angenehm, und wenn diese zum Vorteil der Kirche und ihres Standes gereichte, war sie ihnen meistens weit angenehmer als die verhaßte reine Wahrheit. Sie sahen alles mit Mönchsaugen an; die ganze Menschheit erschien ihnen nur im Gesichtskreise ihres Klosters, daher sie auch durch ihre Schriften nicht Menschen, Bürger, Staatsmänner, sondern höchstens Klostergeistliche ziehen konnten, die, wie sie selbst, predigten, beteten, gereimte lateinische Verse und trockne oder erkünstelte Chroniken schrieben. Was würden Griechen und Römer sagen, wenn sie aufstünden und viele unsrer gepriesenen schönen Werke läsen? ja was würden wir selbst dazu sagen, wenn sie, ins Latein oder ins Griechische übersetzt, als alte Handschriften uns in die Hände fielen? Schon die Übersetzung in diese alten Sprachen ist ein gefährlicher Probierstein, der das falsche Gold unbestimmter Gedanken, ausschweifender Bilder, ungefügter Perioden, leerer Wiederholungen in seinem ganzen Betruge zeiget. Man vergleiche doch die alten Gesetze, die Befehle der Kaiser, die Anmahnungen und Reden der Feldherren und Philosophen, die Erzählungen der Geschichte mit unsern Gesetzen und Edikten, mit unsern Abhandlungen, Predigten und Akten: es müßte ein Blödsinniger sein, der nicht den Unterschied fühlte. Womit wir Seiten füllen, das faßten sie in wenige Worte; worüber wir oft Bücher schreiben, das glaubten sie am besten dadurch zu ehren, daß sie keine Silbe davon erwähnten. Wiederum bemerken sie sowohl in der Geschichte als in der Sittenlehre und Poesie Züge des Charakters der Menschen, die uns bei veränderten Sitten meistens verborgen bleiben, und lehren uns die menschliche Seele, den Gang der Leidenschaften, die Grundsätze des Betragens ihrer handelnden Personen näher und fruchtbarer kennen als der größeste Haufe neuerer Autoren. In diesem allen (ich muß den Ausdruck wiederholen)

erwecken und bilden sie den Sinn der Menschheit von vielen Seiten, sie lehren das honestum und decens in öffentlichen und Privatgeschäften kennen und pflanzen die Liebe zu demselben in das Herz des aufmerksamen Lesers, sie unterweisen in der Philosophie des Lebens auf eine klare, gesetzte, angenehme Weise und enthalten also wirklich humaniora, d. i. Kenntnisse und Übungen zu Ausbildung des edelsten Teils der Menschheit, des Verstandes, des Geschmacks, des Vortrages und sittlichen Lebens. Auch in den neuern Schriftstellern, wenn ihre Werke den Namen schöner Wissenschaften verdienen sollen, können wir doch wahrlich nichts Anderes, wenigstens nichts Edleres und Besseres als dieses lernen; denn bloß zum Vergnügen, zur leeren Unterhaltung der Phantasie oder zum Vorrat eines Geschwätzes von schönen Geistern, Dichtern, Künstlern, Romanschreibern u. s. w. schöne Wissenschaften treiben, ist eine geist- und zeitverderbende Unternehmung. Zur Menschheit und für die Menschheit gebildet soll unser Geist und Herz werden, und was uns dazu bildet, ist studium humanitatis. Außer den genannten Wissenschaften möchte ich also auch nicht gern die Mathematik von diesem Kreise bildender Kenntnisse ausschließen, da sie es eben ist, die durch sinnliche Figuren nebst dem, was an ihnen bemerkt und erwiesen wird, unsre Aufmerksamkeit mehr als irgend ein anderes Studium auf abstrakte Wahrheiten richtet, an ihnen mittelst der vorgezeichneten Figur festhält, auch sowohl die Hand als das Auge, noch mehr aber die betrachtende Seele zur richtigen Genauigkeit gewöhnet. Da nun der Mensch für alle Geschäfte des Lebens nichts Besseres lernen kann als Aufmerksamkeit, zu sehen, was da ist, woraus es entspringt, und was aus ihm folget, so muß billig, wie Pythagoras[1] an seinen Lehrsaal schrieb: „Niemand komme ohne Geometrie herein", an die Thür der obern Klassen eines Gymnasii geschrieben werden: „Niemand gehe ohne Geometrie heraus";

[1] Nach Tzetzes' „Chiliaden", Bd. 8, V. 972, war es vielmehr Plato, der über den Eingang seines Lehrsaales schrieb: *Μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω μου τὴν στέγην.*

und so wären denn, wenn wir alles zusammennehmen, Sprachen, Schreibart und Vortrag in mancherlei Arten, Geschichte, Philosophie und Mathematik die schönen Wissenschaften, die die Jugend bilden, also im edlen Sinn der Alten die humaniora. Sie geben unserm Verstande Richtigkeit und Gewißheit, unsern Sitten Grundsätze, unserm Gedächtnis einen nützlichen Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen; unsrer Einbildungskraft verschaffen sie einen edlen Flug über den trägen Gang des gemeinen Lebens und geben zugleich unsrer Sprache Sicherheit und Anstand, eine gefällige Harmonie und Geschicklichkeit, über jeden Gegenstand, über jedes Geschäft des Lebens zu sagen und zu schreiben, was für ihn gehöret. Daß zu ihnen auch Orthographie und Kalligraphie nötig sei, verstehet sich von selbst; denn wer uns den schönsten Aufsatz in Schriftzügen darreichte, wie sie etwa ein wühlender Rüssel in der Erde hervorbringen würde, der rühme sich ja keiner schönen Künste. Die notwendigsten, unentbehrlichsten Schulwissenschaften sind Lesen, Schreiben, Rechnen; wer sie am verständigsten, fertigsten, schönsten treibt und auf alle Weise in seiner Gewalt hat, der hat damit den Grund zu tausend nützlichen Übungen gelegt, die alle auf sie gebauet werden.

Meine Rede ist länger geworden, als ich dachte; die Notwendigkeit ihres Inhalts für unsre Schuljugend mag ihre Länge entschuldigen.

Und so wende ich mich zu Ihnen, gegenwärtiger Herr J. Fr. Kästner, den ich als Professor des fürstlichen Gymnasii dieser ansehnlichen Versammlung sowohl als den Lehrern und Schülern vorzustellen den Auftrag habe. Sie haben einen großen Teil der Wissenschaften, von denen die Rede gewesen ist, in den beiden ersten Klassen zu lehren; und schon das Thema Ihrer Rede, das Sie angekündigt haben, zeigt, daß Sie es auf die rechte Art thun werden. Noch mehr gibt Ihr bisheriger Unterricht dazu Hoffnung, und das rühmliche Zeugnis, das Sie sich in demselben bei jedermann erworben haben. Sie haben die Liebe und das Zutrauen Ihrer bisherigen Zuhörer gehabt, nicht nur

während der Zeit, da diese Ihrer Aufsicht untergeben waren, sondern auch wenn sie Sie nicht mehr ihren Lehrer nannten — ein sicherer Beweis, daß die Achtung, die sie Ihnen schenkten, auf die Empfindung Ihres Werts und Verdienstes gebauet war. Was von Herzen kommt, gehet zu Herzen: eine väterliche Treue und Sorgfalt, die der Lehrer auf seine Schüler, der Vorgesetzte auf seine Untergebenen anwendet, findet, je verständiger, reiner, uneigennütziger und herzlicher sie ist, gewiß auch desto mehr Eingang. Die Seelen der Jugend, wenigstens der edleren unter ihnen, sind nicht so verderbt oder steinern, daß sie das Gute, das man ihnen erweiset, nicht erkennen sollten; sie erkennen es wenigstens, je vernünftiger sie werden, und kommen ihrem Lehrer in vielen Fällen mit Liebe und Zutrauen zuvor. Ich mache Ihnen also hier keine Lobeserhebungen über die vortrefflichen Kenntnisse mehrerer Art, die Sie mit einem geprüften, guten Geschmack, mit einer angenehmen und leichten Methode sowie mit einer Gefälligkeit des Umganges verbinden, die einem Lehrer, der auch in Sitten ein Muster sein soll, so wohl anstehet; ein rechtschaffener Mann will nicht vor der That gelobt sein, er will, die That soll ihn loben; also darf ich über dies alles schweigen, da, was ich sagen könnte, jedermann bekannt ist. Nur das will ich anführen, daß unser Gymnasium nach dem Verlust eines treuen und würdigen Lehrers sich in Ihnen auf den Ersatz desselben freuet. Es freuen sich die Lehrer, deren Mühe und Arbeit in den beiden obern Klassen Sie teilen werden, und bieten Ihnen, den sie während der Vakanz sehnlich erwartet haben, freundschaftlich die Hände. Es freuen sich die Schüler der beiden obern Klassen und werden die Liebe und Achtung, die sie Ihrem Vorgänger erwiesen haben, Ihnen gewiß nicht entziehen, sondern verdoppeln. Mir selbst gereicht der heutige Tag zur größesten Zufriedenheit, daß ich den beiden obersten würdigen Lehrern dieser Fürstenschule, einem Direktor, den ich mit aufrichtiger Ehrerbietung nenne, und einem Konrektor[1], der an seinem neuen

[1] Böttiger; vgl. S. 49* und 64*.

Kollegen seinen alten Freund erwartet, einen dritten zuführen kann, der mit Geschicklichkeit und Fleiß, mit Eintracht, Ordnung und Redlichkeit ihre guten Bemühungen unterstützen, ihre Mühe erleichtern und in beiden Klassen die Arbeit mit ihnen dergestalt teilen wird, daß alle drei gleichsam für einen Mann stehen und das gemeinschaftliche Beste ihrer Schüler befördern werden. Ich sage also im Namen des Gymnasii unserm Fürsten Dank, daß er uns diesen Lehrer geschenkt, wünsche Lehrern und Schülern zu demselben Glück und erfülle meine Pflicht, daß ich durch Verlesung des fürstlichen Befehls Sie öffentlich als Professor grüße und einführe.

Ich räume Ihnen also, h. H. P., da Sie bereits vor fürstlichem Oberkonsistorium Ihre Pflicht mittelst Eides und Handschlages übernommen haben, diesen Platz, damit Sie Ihr Amt durch eine öffentliche Rede selbst antreten.

Ihr habt also, ihr Schüler des Gymnasii, insonderheit der beiden ersten Klassen, vernommen, daß ihr gegenwärtigen Herrn Professor Kästner für euren Lehrer zu erkennen und anzusehen habt. Kommt demselben mit Liebe und Ehrerbietung zuvor, begleitet seinen Vortrag mit Aufmerksamkeit und folgt seinen Vorschriften mit dem pünktlichsten Fleiße! Er wird euch lehren, was recht und gut ist; und ihr werdet ihm noch in späten Jahren vor seine Mühe danken. Vergesset aber nicht den Inhalt seiner und meiner Rede, daß Kenntnisse ohne Sitten nur der halbe Teil des Schulunterrichts und der jugendlichen Bildung sei, daß schöne Wissenschaften und humaniora uns zu Menschen, zu vernünftigen, artigen, gefälligen, sittsamen, brauchbaren und liebenswürdigen Menschen machen müssen; sonst sein[1] es keine humaniora. Didicisse fideliter artes Emollit mores nec sinit esse feros[2], dies sei der Denkspruch, den ich auch bei den Arbeiten des neuen Professors sowie eines jeden eurer Lehrer nicht an die

[1] Seien. — [2] „Getreulich die Künste gelernt zu haben, mildert die Sitten und läßt nicht ungebildet bleiben." (Ovid, „Epistulae ex Ponto", Buch 2, Nr. 9, V. 47 f.)

Thüren der Lehrzimmer, sondern in eure Erinnerung und in eure Herzen geschrieben wünsche.

Du aber, ewiger Gott, von dem aller Segen kommt, segne die Arbeiten des neuen Lehrers, segne die Arbeiten aller Lehrer dieser Schule, daß viel Frucht und Gutes durch dieselbe erwachsen möge, zum Nutzen des Staats, zum Besten der Menschheit, zur Freude der Eltern, Lehrer und Vorgesetzten dieser aufblühenden Jugend, zu ihrem eignen Ruhm, zu ihrem Besten und ihrer wachsenden Freude!

Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Dem Abdruck der im vorliegenden Bande enthaltenen Werke Herders wurde zu Grunde gelegt:

SWS = Herders Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan. Berlin 1877—1899, 32 Bände.

Wo mit *SWS* von Herders ursprünglichem Text, Handschrift (*H*) oder ersten Drucken, abzuweichen war, abgesehen von rein orthographischen, den Wortlaut nicht beeinträchtigenden Änderungen, geben die nachfolgenden Anmerkungen besondere Hinweise, ebenso, wo der Herausgeber von der Lesart in *SWS* abweichen zu müssen glaubte. Von Mitteilung sämtlicher Lesarten, wie sie *SWS* bietet, ist abgesehen worden: der Plan unserer Ausgabe und der von *SWS* sind durchaus verschieden.

LB = Herders Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel. Herausgegeben von seinem Sohne Dr. Emil Gottfried Herder. Erlangen 1846, 3 Bände.

Über die neuere deutsche Litteratur (S. 11—198).

Erster Druck: Erste und zwote Sammlung o. O. 1767. Dritte Sammlung (mit Angabe des Ortes) Riga, bei Johann Friedrich Hartknoch, 1767.

S. 70, Z. 10. prosodische *Redlich* nach Lessings hier wenig verändert wiedergegebenen Worten im 51. ‚Litteraturbriefe' prosaische *SWS* mit *H*.

S. 79, Z. 27 bis S. 80, Z. 12. Vgl. den gleichen Aufbau der Vorrede des ‚Laokoon'.

S. 86, Z. 28. seine *H* und *SWS* in seine Vermutung Suphans.

S. 164, Z. 30. Das zweite nicht fehlt *H* und in den *Ausgaben*. Vgl. aber Zeile 11 ff. — Herder mag bei den schweizerischen Stücken (Z. 29) an kleinere Veröffentlichungen von Lambert, Wegelin, Iselin, auch Sulzer gedacht haben.

S. 165, Z. 30 bis S. 166, Z. 10. Immerhin hatte Herder selbst 1765 „Vorschläge zu einer Frauenzimmer-Bibliothek" niedergeschrieben. Vgl. Suphan in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", Bd. 6, S. 70.

S. 168, Z. 23—24. Nach Lambel ein aus Winckelmanns „Geschichte der Kunst", Buch 4, Kap. 2, § 19 übernommener Gedanke.

S. 169, Z. 16. Solch ein Schöngeist war Goethe, dem besonders dieser Abschnitt „wie eine Göttererscheinung herabstieg, Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebend" (Brief an Herder, Juli 1772, Sophien-Ausgabe, Bd. 4, Abt. 2, S. 17 f.).

S. 190, Z. 8—9. Nach Lambels Nachweis gleich den Gedanken in Zeile 11—16 nach Kant, der in der „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen" z. B. sagt: „Der Zuhörer soll nicht Gedanken, sondern denken lernen... Der den Schulunterweisungen entlassene Jüngling war gewohnt, zu lernen. Nunmehr denkt er, er wolle Philosophie lernen, welches aber unmöglich ist; denn er soll philosophieren lernen." Vgl. S. 11*. Andere Gedanken dieses und des folgenden Fragmentes sind durch Kants „Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral" („Sämtliche Werke", herausgegeben von Rosenkranz, Bd. 1, S. 79 ff.) angeregt.

S. 192, Z. 25—28. Wieder nach Kant am zuletzt angeführten Orte und in der Abhandlung „Der einzige mögliche Beweisgrund... des Daseins Gottes" (1763), Abt. 1, Betrachtung 1, § 2; nur sagt Kant „unauflösliche Begriffe". Vgl. im ersten „Kritischen Wäldchen" Nr. 16.

Kritische Wälder (S. 211—278).

Erster Druck: ohne Ort und Verleger 1769.

S. 219, Z. 19—20. durch sie [d. h. die Einschränkung] *Lambel* durch ihn *SWS* mit den *Drucken*.

S. 243, Z. 30. Charakter *H* Charaktere *SWS*.

S. 249, Z. 22. wie in einer Übersetzung hinter macht *Drucke* bis auf *SWS* nach ursprünglich anderer Fassung in *H*.

S. 251, Z. 5. dies fehlt in den *Drucken* vor *SWS*.

S. 259, Z. 9—10. Als sinnlich vollkommene Rede bestimmte Baumgarten den Begriff des Gedichtes.

S. 270, Z. 12. vorzustellen fehlt in den *Drucken* vor *SWS*.

S. 274, Z. 29. Lambel in seinen Bemerkungen zu dieser Erwähnung Miltons und Klopstocks und zu S. 276, Z. 1 bis 11 trifft ganz richtig die Schwäche der Herderschen Ausführungen, daß mit Homer, den Herder selbst, S. 269, Z. 10, den „ersten der Dichter" nennt, auch ein Klopstock und Gleim, ja Milton und Ossian in eine Reihe gerückt werden. Aber anderseits die hier einsetzende, für das „Lied" bahnbrechende Arbeit Herders zu verkennen und Lessing gleiche Würdigung des Liedes zuzusprechen, geht doch nicht an. Denn mag auch Lessings Bestimmung des Begriffes ‚Handlung' in der ersten Ab-

handlung über die Fabel („Sämtliche Schriften", herausgegeben von Lachmann-Maltzahn, Bd. 5, S. 419), daß „auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo einer die andern aufhebt, eine Handlung sei", tiefer und weiter sein als die Begriffsbestimmung im „Laokoon" und nach Lambel ermöglichen, auch die echte Lyrik dem Lessingschen Grundsatze unterzuordnen: thatsächlich gewürdigt hat der so wenig lyrisch veranlagte Lessing das Lied nirgends.

S. 276, Z. 1. den mit dem ersten Druck *Suphan* in der Anmerkung zu *SWS*, Bd. 20, S. 135 unter Hinweis darauf, daß die helgoländische Mundart noch „der Bad" sagt; daß die *Ausgaben*.

S. 278, Z. 15—16. gefühlt *Suphan* fehlt in den *Drucken*.

Journal meiner Reise im Jahr 1769 (S. 287—427).

Erster Druck: *LB*, Bd. 2, S. 153—360 und 427—434.

S. 287, Z. 9. für *SWS* fehlt *H*.

S. 298, Z. 4. unvollkommne *LB* unvollkomne *SWS*.

S. 298, Z. 31. hat hinter Kraft *SWS*.

S. 299, Z. 5. werden fehlt in den *Drucken* vor *SWS*.

S. 309, Z. 5. brauchen lernen *LB* und *SWS;* unverständlich.

S. 311, Z. 20. mich *LB* nicht *SWS*.

S. 342, Z. 5. zurückgegeben fehlt *LB* und *SWS*.

S. 346, Z. 16. sei die *LB* sei. Die *SWS*, unverständlich. Herder hat den Satz in den neuen Abschnitt übergreifen lassen, um die erste lateinische Klasse ebenso wie dann die zweite, die dritte schematisch voranzustellen.

S. 351, Z. 3. Vaterlandsgegenständen *Suphan* Vaterlandsgegegenden *H* Vaterlandsgegenden *Ausgaben*.

S. 362, Z. 8. sinken oder ein ähnliches Wort fehlt *LB* und *SWS*.

S. 363, Z. 7. für fehlt in den *Drucken;* der Sinn scheint: für das übrige Holland ist seine [d. h. Frieslands] Sprachgelehrsamkeit, Naturwissenschaft (Experiment) und Heilkunde wertloser Kram; sehr gut aber sind diese Wissenschaften nach unsrer Litteratur, vortrefflich u. s. w. — In *SWS* steht das Komma hinter gut, nicht hinter Litteratur, wo es vielmehr fehlt.

S. 370, Z. 9. Auf Scharwerksarbeit folgt in *H* noch Zu Deutschland akademische Aristokratie, die sich [... unvollendet].

S. 384, Z. 16. d'un *LB* d'on *Suphan* mit *H*.

S. 403, Z. 19. Nat. *H* und *SWS*.

S. 411, Z. 27. Plutarch Vermutung *Suphans* Petrarch *SWS* mit *H*.

S. 413, Z. 23. die Begriffe *SWS* mit *LB* die Begr. *H*.

S. 420, Z. 18. geschwächste *SWS*.

S. 421, Z. 30. zu vor genießen *LB* und *SWS*.

S. 423, Z. 7. Nation *LB* Nat. *SWS*.

S. 425, Z. 11. Künſtl., Komplimente *SWS* mit *H* künſtliche Komplimente *LB*.
S. 426, Z. 15. Genev. *SWS* mit *H* und *LB*.
S. 427, Z. 14. Polit. *SWS* mit *H*.

Schulreden (S. 433—466).

Erste Drucke: 1: *LB*, Bd. 1, Abt. 2, S. 42—63.
2 und 3: Sophron. Gesammelte Schulreden von Johann Gottfried Herder. Herausgegeben von Joh. Georg Müller. Stuttgart 1870.

Inhalt.

Seite

Vorwort 5*

Herders Leben und Werke 7*

Herders Sprache 67*

Über die neuere deutsche Litteratur 1

Einleitung des Herausgebers 3

Erste Sammlung von Fragmenten 11

Zwote Sammlung von Fragmenten 79

Dritte Sammlung von Fragmenten 130

Kritische Wälder 199

Einleitung des Herausgebers 201

Erstes Wäldchen 211

Journal meiner Reise im Jahr 1769 279

Einleitung des Herausgebers 281

Schulreden 429

Einleitung des Herausgebers 431

1. Von der Grazie in der Schule 433

2. Vom Zweck der eingeführten Schulverbesserung . . . 447

3. Vom echten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien 453

Anmerkungen des Herausgebers 467

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

LR, 5 Bde

[redacted] 1144 00200153 4

DREW UNIVERSITY LIBRARY
MADISON, NEW JERSEY 07940

WITHDRAWN

GAYLORD